

Nr. 2867

DER LANDSER

www.landsr.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

F. Nemis

Marsch in den Tod

Rußland 1941/42 – Die „Blaue Division“ an der nördlichen Ostfront –
Gemeinsam mit den Deutschen im Kampf gegen die Sowjets



Ritterkreuzträger der Luftwaffe



Anton Korol

wurde am 8.10.1916 in Breitenmark/Oberschlesien geboren. Als Unteroffizier der 10. Kompanie im Infanterie-Regiment (IR) 7 nahm er am Polenfeldzug teil. Mit dem IR 417 kämpfte Korol in Frankreich, wo seine Beförderung zum Feldwebel erfolgte. Vor dem Krieg Segelflieger, meldete er sich zur Luftwaffe und kam nach erfolgter Ausbildung 1943 zum Sturzkampfgeschwader 2 „Immelmann“. An der Ostfront bewährte sich Korol wiederholt, und am 22.8.1944 flog er bereits seinen 500. Einsatz. Zum Leutnant aufgestiegen, führte der Offizier ab dem 1.9.1944 die 10. Staffel des Geschwaders. Das Ritterkreuz verlieh man ihm am 12.3.1945. Korol hatte bei Kriegsende insgesamt 704 Feindflüge absolviert und konnte 99 anerkannte Panzerabschüsse für sich verbuchen, dabei ist er selbst viermal abgeschossen worden. Anton Korol verstarb am 21.12.1981 in Rüdesheim.

R.S.

Marsch in den Tod

Die „Blaue Division“ an der Ostfront



1941/42. Deutsche Soldaten kämpfen in den Weiten Rußlands. Mit ihnen fechten auch Kameraden verbündeter Nationen wie Italien, Kroatien oder Rumänien. Auch der spanische Diktator Franco schickte einige Tausend Soldaten in den Osten, die an der Seite der Landser die Sowjetunion niederringen sollten. Dabei erlitt die „Blaue Division“ immens hohe Verluste, erwarb sich aber auch den Respekt der Männer, die in der Wehrmacht dienten. Tapfer erfüllten sie ihre Pflicht, hielten unter den widrigsten Bedingungen ihre Stellung und eilten mehr als einmal bedrängten Einheiten zu Hilfe. Auch nach der Auflösung der Division kämpften viele Spanier noch auf seiten der Deutschen weiter und gingen gemeinsam mit ihnen in den Untergang. Der folgende Bericht schildert den Einsatz einiger dieser Soldaten an der Nordfront am Ilmensee.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe



Die heiße Julisonne stand über dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr. Auf seiner Gesamtfläche von etwa 200 Quadratkilometern mit den vielen, teilweise geräumten Dörfern gab es Schießplätze für sämtliche Waffen, Exerzierplätze, weite Waldungen, Bunker und Feldbefestigungen sowie Wohnbaracken und feste Unterkünfte für Mannschaften und Offiziere. Dieser Truppenübungsplatz war eine Stadt für sich, und jetzt herrschte hier ein ständiges Kommen und Gehen.

Hier war auch der Ort, wo die ersten Soldaten der „Division Azul“, der spanischen „Blauen Division“, eingekleidet und kampfmäßig ausgebildet wurden.

Am 18. Juli 1941 marschierten die ersten Verbände durch das große Eingangstor und wurden von den Klängen einer deutschen Militärkapelle und ihren Regimentskommandeuren feierlich empfangen.

Die Einheiten wurden aufgeteilt, und am späten Nachmittag wußte jeder der Männer, zu welchem Regiment und zu welcher Kompanie er nun gehörte.

Die nächsten Tage vergingen mit Untersuchungen, Impfungen und Neueinkleidungen.

Waffen wurden empfangen, und theoretischer sowie praktischer Unterricht an Waffen und Geräten lösten einander täglich ab. Der Drill durch die deutschen Instrukteure war hart und scharf, und manchem der Spanier kam ein wüster Fluch über die Lippen, aber sie bissen die Zähne zusammen, denn sie wußten, daß sie das, was sie in wenigen Wochen lernen mußten, später im Kampf brauchten.

Die vier Wochen der Ausbildung gingen schnell herum, und aus den vier Infanterieregimentern, die Spanien verlassen hatten, waren jetzt drei geworden, so daß die Division einer deutschen gleichkam. Die Regimentsstäbe wurden neu formiert, und die Artillerie erhielt bespannte Züge.

Der Chef des Stabes, Oberstleutnant Garcias Zañon¹⁾, und mehrere Offiziere anderer Waffengattungen wurden für kurze Zeit zu einer deutschen Gebirgsjägerdivision in die Ukraine kommandiert. Sie erhielten dort in der kurzen Zeit einen Einblick in die besondere Art des Kampfes und die Kriegsführung der Russen.

Jeder der spanischen Soldaten, die alle Freiwillige waren, fieberte vor Ungeduld, bald in den Kampf mit eingreifen zu können.

Am 20. August 1941 war es dann soweit.

Die Division wurde in Eisenbahnwaggons verladen, und die Fahrt zur Front begann. Das Bedauerliche für die Männer der „Blauen Division“ war nur, daß sie ihre Khakiuniform gegen die feldgraue Uniform der Deutschen eintauschen mußten. Sie sahen zwar ein, daß dies zweckmäßiger war, aber sie trennten sich doch nur schwer von ihrer eigenen Uniform.

Das einzige, was sie nun von den deutschen Soldaten unterschied, war der Ärmelschild auf ihrer Feldbluse in den spanischen Landesfarben Rot-Gold-Rot. Außerdem wurde das Tragen der blauen „Falange“-Hemden zur deutschen Uniform gestattet. Was ihnen dann auch bei den deutschen Landsern den Namen „Blaue Division“⁽²⁾ einbrachte.

Die lange Reise ging quer durch Deutschland und endete nach 1200 Kilometern hinter der polnischen Grenze bei Augustow-Suwalki. Von hier aus ging es in einem Fußmarsch von 1000 Kilometern in sechs Wochen durch Polen, Litauen und über die russische Grenze bis Witebsk. Hier wurden die spanischen Soldaten erneut in Waggons verladen und bis kurz vor ihr Einsatzziel an den Wolchow gebracht. Am 14. Oktober rückten die Bataillone nacheinander in ihre Stellungen ein und lösten hier am Wolchow und an der Westküste des Ilmensees die deutsche 18. und Teile der 126. Infanteriedivision ab.

Am Nordabschnitt rückte das I. R. 269 in seine Stellung ein, und das I. Bataillon löste ein deutsches Bataillon ab, das in gut befestigten Stellungen lag.

Capitan Valcos, der Chef der 1. Kompanie, achtete darauf, daß die Ablösung in seinem künftigen Kompanieab-

schnitt so reibungslos als möglich vorstatten ging. Die Männer bezogen ihre Stellungen im Dunkel der Nacht, und alles geschah geräuschlos.

Die deutschen Landser musterten teils erstaunt, teils etwas skeptisch die Neuankömmlinge. Dann wünschten sie den hierbleibenden spanischen Kameraden Hals- und Beinbruch.

Als letzter verabschiedete sich Capitan Valcos von Oberleutnant Wegemann, seinem deutschen Vorgänger.

Da der Deutsche nicht Spanisch und umgekehrt Valcos nicht Deutsch sprach, verständigten sie sich eben auf französisch, was sie beide einigermaßen geläufig beherrschten.

„So“, über das hagere, etwas bleiche Gesicht von Oberleutnant Wegemann huschte ein flüchtiges Lächeln, „jetzt sehen Sie zu, daß Sie den Gegner fleißig beschäftigen und ihn zurücktreiben, wenn er wieder mal herankommen will. Vielleicht sehen wir uns eines Tages einmal wieder, Capitan!“

„Merci, mon camarade“, dankte Valcos lächelnd. „Wir werden unser Bestes tun! Und nochmals vielen Dank für Ihre Unterstützung bei der Einweisung meiner Kompanie!“

„Das ist gerne geschehen, und ich denke, umgekehrt würden Sie dasselbe gemacht haben“, wehrte Wegemann ab. „Also dann – alles Gute!“

„Ich wünsche Ihnen dasselbe!“

Ein kurzer kräftiger Händedruck, und dann verschwand der deutsche Oberleutnant im Schutz der Nacht. Er eilte seiner Kompanie nach, die sich weiter rückwärts sammelte.

Capitan Valcos ging zurück zum Gefechtsstand. Dort traf er seinen Stellvertreter und Zugführer Teniente Roca.

„Die Männer haben befehlsgemäß ihre Posten bezogen, keine besonderen Vorkommnisse im Kompanieabschnitt!“ meldete Roca kurz.

„Gracias“, dankte Valcos. „Ich möchte noch einmal den Gang durch unseren Abschnitt machen, kommen Sie mit. Hauptfeldwebel Teroñas ist ja hier, wenn etwas Wichtiges wäre. Kommen Sie, Roca!“

„Zu Befehl, Capitan!“

Die beiden Offiziere verließen den Gefechtsstand und gingen durch die Stellungen der einzelnen Züge. Die Posten hinter den Maschinengewehren machten ihre Meldungen.

In den Stellungen des I. Zuges trafen sie Juan Noblejas mit zwei seiner Kameraden, die hinter dem MG hockten.

Noblejas als Dienstältester stand auf und machte Meldung.

„Caporale Noblejas mit zwei Mann auf Posten. Keine besonderen Vorkommnisse!“

„Gracias, Caporale“, dankte Valcos und trat näher an den Rand der Stellung. Mit dem Nachtglas spähte er über das unübersichtliche, mit Niederholz bewachsene Gelände. Dort drüben war alles ruhig. Nur weiter von Nordosten her hörte man das Grollen der Front.

„Es scheint eine ruhige Nacht zu bleiben“, meinte er leise zu Roca, der neben ihn trat.

„Si, Capitan“, erwiderte Roca. „Es ist ja auch nicht nötig, daß uns die Brüder gleich mit einem Feuerüberfall begrüßen. Ich denke, sie werden noch früh genug merken, daß jetzt hier andere Verbände als bisher liegen!“

„Das glaube ich auch“, nickte Valcos und trat wieder zurück. „Ich denke, beim nächsten Spähtrupp werden die Russen das ganz schnell spitzkriegten! Kommen Sie, wir müssen wieder weiter!“

Zu Noblejas gewandt sagte er: „Paßt gut auf, Männer, denn ihr habt ein ziemlich unübersichtliches Gelände vor euch! Sobald sich drüben was

rührt, dann haltet drauf zu! Comprended?“

„Si, Capitan!“

„Bueno, dann gute Wache!“

„Gracias, Capitan!“ Die drei Männer am MG sahen den zwei Offizieren nach, die bald von der Dunkelheit verschluckt wurden. Die Nacht war sterrenklar. Über das Gras strich ein bereits kühler Wind und ließ die Männer in ihren Stellungen frösteln. Für sie aus dem sonnigen Süden war die Umstellung besonders schwer, denn sie waren ein anderes Klima gewohnt.

Fernando Tharzo, der hinter dem MG stand, rieb sich über die brennenden Augen und meinte in seinem andalusischen Dialekt zu Juan Noblejas: „Es sieht fast so aus, als wenn wir hier eine ruhige Kugel schieben sollten. Oder sollten die Rotarmisten drüben gar die Stellungen geräumt haben?“

„Das wäre zu schön, um wahr zu sein, Fernando“, erwiderte Juan lächelnd. „Sie werden uns vielleicht eher heiß machen, als du denkst!“

„Fernando hat nur Angst, daß er von diesem Krieg nichts mehr mitbekommt“, meinte da Gustavo Carcasa, der etwas schwerfällige Baske, und verzog seinen schmalen Mund zu einem flüchtigen Lächeln, während er seinen Nebenmann ansah.

Tharzo wurde aus seinen düsteren Gedanken gerissen, als sich drüben der Nachthimmel erhellte und Sekunden darauf ein unheimliches Orgeln die Nachtluft erfüllte.

Artilleriefeuer!

„Da bekommst du deine Antwort!“ rief er und zog schnell den Kopf zwischen die Schultern, als nur wenige Meter vor ihrer Stellung die Granaten einschlugen und die Erde unter ihnen erzitterte.

Als nach 25 Minuten der Feuerüberfall vorüber war, wußten sie, was Krieg

war. Aber sie wußten nicht, wie es noch kommen würde.

Am nächsten Mittag, die Männer schlangen gerade die erste warme Mahlzeit in ihren neuen Stellungen hinunter, brach es urplötzlich wieder über sie herein.

Von der anderen Seite des Wolchow herüber hörten sie die Abschüsse, und Sekunden darauf schlugen die ersten schweren Granaten ein.

„Alarm!“ brüllte einer von draußen, und der Ruf pflanzte sich von Unterstand zu Unterstand und von Stützpunkt zu Stützpunkt fort.

„Alles raus!“ brüllte Unteroffizier Servatos, der in den kleinen Unterstand seiner Gruppe gestürmt kam. Seine Stimme übertönte fast das Heulen und Jaulen der Granaten. Die Männer griffen hastig zu ihren Waffen, stülpten noch im Laufenden die Stahlhelme auf den Kopf und stürmten in die Gräben.

Lage auf Lage der schweren 12,2- und 21-cm-Geschütze detonierte vor, in und hinter den Stellungen der 1. Kompanie. Im ganzen Gefechtsabschnitt des I./269 schien der Gegner die Absicht zu haben, die Stellungen sturmreif zu schießen.

Als die letzten Granaten detoniert waren, trat sekundenlang eine beängstigende Stille ein. Dann kamen sie angestürmt. Mit lautem, grölendem „Urräh!“ stürmten sie über das Vorfeld auf die spanischen Stellungen zu. Es sah fast so aus, als wollten die erdbraunen Massen in einem einzigen wilden Sturm Lauf die Spanier über den Haufen rennen.

„Nahe genug herankommen lassen!“ schrie Capitan Valcos, und der Befehl wurde von Stellung zu Stellung weitergegeben.

Die Männer lagen angespannt hinter ihren Waffen und starrten mit wild pochenden Herzen den Angreifern entgegen. Sergeante Servatos, der dicht neben Juan Noblejas lag, wandte kurz den Kopf und rief durch den tobenden Lärm der Angreifer:

„Keine Angst! Wir werden's ihnen schon geben, daß sie das Wiederkommen vergessen!“

„Bueno, Miguel“, lächelte Juan mit verzerrtem, bleichem Gesicht.

Immer näher kamen die Wellen der Angreifer, und schon konnte man die hellen Flecken der Gesichter unter den Stahlhelmen erkennen.

Ruhig und diszipliniert verharrten die Spanier hinter ihren Waffen. Die Finger lagen um den Abzug, bereit zum Feuern.

Da schrillte die Trillerpfeife von Capitan Valcos, und seine Stimme durchdrang das Grölen und Schreien der angreifenden Sowjets:

„Feuer frei! Schlagt sie zurück, Jungs! Eviva España!“

Die MG ratterten los und rissen die ersten Lücken in die Reihen der Angreifer. Aber die nachfolgenden Wellen kamen näher.

Schreie brachen auf, Handgranaten detonierten, Schüsse peitschten, dazwischenklang das Hämmern der Maschinengewehre und Maschinenpistolen. In manchen Kampfabschnitten, wo es dem Gegner gelang, einzubrechen, kam es bald zu erbitterten Nahkämpfen.

So war es auch bei der Gruppe Servatos.

Plötzlich waren die ersten Russen vor dem Graben, und kaum gedacht, waren sie auch schon drin.

„Jetzt paß auf, Juan“, brüllte der Sergeant und gab zwei schnelle Schüsse auf einige Rotarmisten ab, die knapp neben ihm in den Graben sprangen. Als

sein Magazin leer war, drehte er den Karabiner um und schlug mit dem Kolben zu. Der Kampf Mann gegen Mann wurde mit aller Härte geführt. Als sich die Sowjets wieder zurückzogen, ließen sie in den Stellungen eine Anzahl Toter und Verwundeter zurück.

Unteroffizier Servatos wischte sich den Schweiß aus der Stirn und betastete seine blutende Armwunde, die ein Streifschuß aufgerissen hatte, wie er mit schnellem Blick feststellte.

Da fiel ihm siedendheiß Juan ein. Er blickte sich um, und seine Augen blieben an den verdreckten und erschöpften Gesichtern seiner Männer hängen, die keuchend und nach Luft ringend an den Grabenwänden lehnten. Das Grauen der letzten Minuten sah man aus ihren Augen.

„Alles klar, Leute?“ fragte Servatos rau, und die Männer nickten stumm, bis auf Carcasa, der neben einem Mann kniete, der im Graben lag. Die Augen Servatos' weiteten sich vor Schreck:

„Santa Virgen ... Juan ... muchacho ... was ist los ...?“

Er stürzte mit wenigen Schritten vor und kniete neben Carcasa und Juan Noblejas nieder. Aber ein Blick in das graue, vom Tod schon gezeichnete Gesicht Juans besagte alles.

„No ... no ... das kann doch nicht sein ...“, flüsterte der riesige Unteroffizier, und er spürte nicht, wie ihm die Tränen über das dreckverschmierte Gesicht rannen, als er die Feldbluse aufriß und nach dem Herzschlag fühlte.

Nein, hier kam jede Hilfe zu spät. Juan Noblejas war tot.

Wortlos hob Unteroffizier Servatos den Toten auf und trug ihn zum Kompaniegefechtsstand zurück. Die Männer in den Gräben wichen schweigend zur Seite, und die Hände fuhren fast automatisch zum letzten Gruß an den Stahlhelm empor.

Capitan Valcos und Teniente Roca, die gerade die letzten Meldungen bekamen und die ersten Melder zum Regiment losjagten, starrten Servatos an, als er mit seiner traurigen Last auf sie zukam.

„Oh, Dios mio“, sagte Roca erschrocken, als er den Toten erkannte. „Es ist Noblejas, Capitan!“

„Si, ich sehe es!“ erwiderte Valcos.

Servatos legte seinen toten Freund neben den Gefechtsstand nieder, und seine Stimme klang rau und seltsam brüchig, als er seinem Kompaniechef meldete:

„Der erste Zug der ersten Kompanie hat – bis auf Caporale Juan Noblejas – keine Ausfälle an Toten!“

„Grazias, Sergeante“, dankte Valcos kurz und sagte, auf den Toten deutend: „Wie ist das passiert?“

„Keine Ahnung, Capitan ...“ Der Sergeant hob etwas hilflos die Schultern. „Als alles vorbei war und wir den Gegner zurückgeschlagen hatten, wurde er von Soldat Carcasa gefunden. Er muß sofort tot gewesen sein ...“

Capitan Valcos wandte sich seinem Hauptfeldwebel zu:

„Geben Sie dem Regiment durch, Caporale Juan Noblejas ist bei dem heutigen abgeschlagenen Angriff als erster und einziger gefallen! Ich schlage den Caporale zur Medallia Militar vor!“

„Si, Capitan, zu Befehl!“ Der „Spieß“⁽³⁾ verschwand eilig im Gefechtsstand.

Noch am selben Abend wurde Caporale Juan Noblejas mit allen militärischen Ehren hinter den eigenen Stellungen beigesetzt. Sein ältester und vielleicht einziger Freund, Unteroffizier Miguel Servatos, schnitzte ihm das Kreuz mit der Inschrift:

„Juan Maria Garcias Noblejas, geb. am 18. 4. 1920. Fiel am 16. 10. 1941 fern

von seiner Heimat als letzter einer großen Familie. Er war der erste Tote der ‚Divisione Azul‘. Wir werden ihn nie vergessen.“

Grelle Blitze zerreißen den dunklen Nachthimmel, und das Heulen der Granaten wird übertönt von den Einschlägen, die die Erde erzittern lassen.

Im Graben des I. Zuges liegen zwölf Mann eng an den Boden gepreßt und lauschen auf die schmetternden, krachenden Aufschläge. Jetzt hören sie hinter sich die Abschüsse der eigenen Artillerie, die dem Stoßtrupp bei seinem Unternehmen die nötige Unterstützung geben will.

Leutnant Echevira schaut angestrengt auf seine Uhr. Noch acht Minuten bis zum geplanten Vorbrechen aus der eigenen Stellung.

Dicht neben ihm liegt Feldwebel Selodoza, ein Mann Mitte Dreißig, etwas still und verschlossen, aber einer der besten Soldaten, die Leutnant Echevira bisher kennengelernt hat. Zusammen mit Unteroffizier Servatos und Caporale Carcasa bildeten sie das Rückgrat dieses Stoßtrupps. Diese drei waren altgediente Soldaten.

Selodoza hebt leicht den Kopf und schaut seinen Zugführer an.

„Es sieht so aus, als wenn sie uns nicht aus unseren Gräben lassen wollen!“ brüllt er, um das Donnern um sie herum zu übertönen.

„Alles fertig machen! Wir verlassen dann im Abstand von zehn Schritt den Graben und treffen uns dort drüben in der Senke bei den Krüppelbäumen.“

„Treffpunkt: die Krüppelbäume an der Senke!“ wiederholt der Feldwebel kurz und gibt den Befehl weiter durch.

Leutnant Echevira richtet sich langsam auf, überfliegt noch einmal die hinter ihm liegende Gruppe mit einem

schnellen Blick. Aber er sieht nur undeutlich die hellen Flächen der Gesichter. Noch ein Blick auf die Uhr. Es ist soweit! Er stemmt sich hoch, gleitet über den Straßenrand und stürzt in kurzen Sätzen über das Vorfeld. Über ihn hinweg heulen die Granaten weiter nach hinten.

Unbehelligt erreichen sie alle die kleine Mulde, und von da aus robben sie weiter bis zu dem kleinen Niederwäldchen.

Sie vermeiden jedes überflüssige Geräusch, als sie durch den Niederwald streifen. Leutnant Echevira hat die Spitze. Die MPi⁴⁾ liegt schußbereit in seinen Händen.

Plötzlich bleibt er abrupt stehen, so daß der hinter ihm folgende Selodoza höchst unsanft auf ihn aufrennt. Der Feldwebel unterdrückt einen Fluch und lauscht dann genau wie sein Vordermann in die Nacht.

„Da vorne sind Russen“, flüstert Echevira und deutet halbrechts voraus. Jetzt vernimmt auch der Feldwebel fremde Stimmen und Laute.

„Selodoza und Servatos, seht nach, wer es ist. Aber seid vorsichtig!“ flüstert Echevira. „Wir geben euch Rückendeckung!“

„Bueno“, knurrt Selodoza nur und flüstert seinem Hintermann zu: „Komm, Miguel ... in alter Frische!“

In wenigen Augenblicken sind sie im Unterholz verschwunden.

Echevira wartet kurze Zeit, dann rückt er langsam mit den anderen nach, und bald sehen sie, als sie die letzten Meter vorsichtig herangerobbt sind, vor sich eine vorgeschobene Stellung der Russen. Aber wo waren jetzt Selodoza und Servatos?

Die beiden Unteroffiziere hatten geräuschlos den Grabenrand erreicht,

und bald sahen sie etwa zehn Schritte vor sich die Umrisse zweier Gestalten. Der russische Doppelposten!

„Du links und ich rechts“, flüsterte Selodoza und schob sich weiter nach rechts heran.

Wie auf Kommando sprangen sie plötzlich hoch. Die beiden Russen sahen nur die dunklen, drohenden Schatten, die vor ihnen auftauchten. Bevor sie noch einen Gedanken zur Gegenwehr fassen konnten, war alles vorbei.

Die beiden Spanier ließen die leblosen Gestalten zur Erde gleiten, nahmen sich die Gewehre der Toten und schlichen langsam den Graben entlang. Sie verharren kurz vor einem engen Unterstand, aus dem gewaltiges Schnarchen zu hören war. Dann schlugen sie die Decke zur Seite, und ein schneller Rundblick genügte ihnen, um zu sehen, daß hier acht Schläfer lagen. Sie huschten hinein, und im Licht der kleinen Laterne setzten sie die restlichen Rotarmisten außer Gefecht. Nur einem gelang es, halb hochzukommen, aber ein kräftiger Hieb mit dem Gewehrkolben beendete wie bei den anderen rasch seinen Widerstand.

„Caramba, das wäre bald schiefgegangen“, knurrte Servatos und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Es ist aber nicht, Miguel“, erwiderte Selodoza und wandte sich ab. Sie verließen den Unterstand wieder, nachdem sie die Russen mit Riemen und Stricken gefesselt hatten. Sie wollten sie nach Möglichkeit bei ihrem Rückweg mitnehmen. Es würden die ersten russischen Gefangenen in ihrem Abschnitt sein.

Minuten darauf kamen die restlichen zehn Mann des Stoßtrupps in den Graben gehuscht, und Selodoza gab dem Leutnant einen kurzen Bericht.

„Wir nehmen die Kerle nachher mit zurück. Aber jetzt müssen wir weiter!“

meinte Echevira, nachdem er sich die Meldung angehört hatte.

Vorsichtig pirschten sie sich durchs Gelände, aber sie begegneten außer dieser Vorpostenstellung keinem Gegner mehr. Als sie den Wolchow erreichten, lagen sie gespannt am Ufer und starrten über das dunkle Wasser hinüber zum anderen Ufer, das sie nur undeutlich erkennen konnten.

Leutnant Echevira machte, so gut es ging, eine Skizze, und dann befahl er den Rückmarsch.

Morgens gegen 04.30 Uhr kehrte der Stoßtrupp mit acht russischen Gefangenen zurück. Die Russen wurden zum Regiment gebracht, und der Bericht von Leutnant Echevira wurde sofort ausgewertet.

In den Morgenstunden des 20. 10. war es dann soweit. Das I./269 und das II./269 stellten je einen verstärkten Zug ab, und diese Züge überquerten den Fluß bei Udarnik und bildeten auf dem Ostufer einen Brückenkopf. Nach heftiger Gegenwehr der Russen wurden diese aus ihren Stellungen gedrängt, und die Spanier hielten einem Gegenangriff der Sowjets, der ihre so wichtigen Stellungen zurückerobern sollte, stand.

Das II./269 besetzte ebenfalls das Ostufer und erstürmte die Dörfer Smeisko und Sitno.

Um Sitno, das von drei Kompanien des II./269 gestürmt wurde, tobten dicht am Wald- und am Ortsrand heftige Kämpfe. Erst als sich der Abend über das Land senkte, ließ der Widerstand der Sowjets nach, und sie zogen sich, erbittert kämpfend, in den Wald zurück, wo auch bald darauf ihre Maschinengewehre verstummten. An diesen Tagen fielen acht Männer der „Blauen Division“, und einige Schwer- und Leichtverwundete waren zu verzeichnen. In den Trümmern des Ortes

lagen die toten Verteidiger. In den folgenden Tagen wurde Sitno wiederholt von starken russischen Kräften beanannt. Ein besonders harter Kampftag war der 23. 10., an dem nach einem schweren Gefecht Capitan Scufio, der Chef der 3. Kompanie, und einer seiner Zugführer, Teniente Ecapaja, fielen. Aber die Spanier schlugen alle Angriffe erfolgreich zurück.

Die Truppe von Major Raños hatte sich tapfer geschlagen und erhielt als geschlossene Einheit die „Medallia Militar individual“. Der verwundete Leutnant Echevira, der Zugführer des II. Zuges, erhielt diese Auszeichnung fünf Tage später im Lazarett.

Im Zuge des deutschen Vormarsches wurde am 8. 11. das deutsche Infanterieregiment 30, das bisher die Stellungen von Ortenski und Possar-Posselok besetzt hielt, abgelöst, da die Division an einer anderen Stelle eingesetzt werden sollte. Nun mußten diese Stützpunkte von spanischen Truppen mit übernommen und verteidigt werden. Die Lage wurde für die Spanier insofern schwierig, da bereits vier ihrer Bataillone beim Brückenkopf am Wolchow eingesetzt waren und die übrige Front nur mittelmäßig besetzt blieb.

Aber gemäß einem einmal gegebenen Befehl, versuchten sie auch diese Schwierigkeit zu meistern.

Die nächsten Tage vergingen damit, den breiten Abschnitt von jetzt 15 Kilometern zu besetzen.

Bei der Neubesetzung wurde das II./269 zusammen mit dem I./263, dem III./263 und dem Ersatzbataillon 250 abkommandiert, die neuen Stützpunkte zu übernehmen. Und gleichfalls erstand die Notwendigkeit, die Flußübergänge zu sichern.

Oberstleutnant Candera, bisher der

stellvertretende Kommandeur des I.R. 263, wurde jetzt Oberst di Aroyas unterstellt.

Das II. Bataillon war vorgesehen, die Stellung Possard zu besetzen. Die anderen Einheiten hatten die Aufgabe, laufend die Bewachung der Verbindungsstraßen und des Nachschubs zu gewährleisten. Dies wurde jetzt bedeutend erschwert durch die neue Lage an der Wolchow-Front. Die beginnende Eisbildung auf dem Fluß behinderte den Bootsverkehr, während andererseits die dünne Eisdecke eine Überquerung noch nicht gestattete. Also bestand die Aufgabe dieser neu zusammengestellten Einheiten in der Sicherung der Verbindungslinien durch Erkundungen nach Osten und Südosten in den dichten Wald zwischen den Stützpunkten.

Possard hatte aber eine sehr unglücklich gelegene Stellung. Sie lag zwölf Kilometer von den eigentlichen Kampflinien entfernt und konnte praktisch nur auf der Straße Ortenski-Schwilowo erreicht werden. Diese wiederum wurde durch dichten Wald und wenige Dörfer und einige nicht verteidigungsfähige Holzhütten umsäumt. Ein Bataillon, und zwar das III./263, und eine leichte Batterie standen auf diesem Raum in drei wenig befestigten Stellungen mit sehr schlechten Unterkünften.

Hier war die Heranschaffung von Lebensmitteln und Munition von vornherein erschwert, aber noch bedrückender war das Bewußtsein für die Soldaten, daß sie ihre Verwundeten kaum abtransportieren konnten. Es war sich hier jeder darüber klar, daß der Feind jederzeit die rückwärtigen Verbindungen abschneiden konnte.

Aber dennoch verloren die Männer den Mut nicht. Sie meisterten die ihnen gestellten Aufgaben, so gut sie es ver-

mochten, und stellten sich zum Kampf gegen einen weit überlegenen Feind, ohne den Glauben an den Sieg zu verlieren. In der Zwischenzeit gaben es andererseits die russischen Verbände nicht auf, die Spanier in ihren Stellungen von Sitno-Russo und Tigoda weiterhin zu beschäftigen und zu beunruhigen, doch sie konnten trotz ihrer heftigen Angriffe keinen ernsthaften Durchbruch erzielen.

Am 13. 11. mußte sich die Besatzung des Stützpunktes Posselok auf Possard zurückziehen, und zu gleicher Zeit wurde Possard von jeder Verbindung nach Ortenski abgeschnitten.

Major Raños, der Kommandeur des I./269, wandte sich in dieser schwierigen Situation an Oberst di Aroyas. Dieser befahl sofort die Entsendung der 9. Kompanie unter Hauptmann Salzars, der zur Verstärkung nach Ortenski ausrückte. Doch es verging längere Zeit, bis dieser dort eintraf. In Ortenski hatte sich inzwischen die 3. Kompanie des I.R. 263 aufgemacht, und am Abend war die Verbindung mit Possard wiederhergestellt.

Am selben Nachmittag gelang es dem Gegner unter Umgehung der Stellungen im Süden, auf das Westufer des Wolchow überzusetzen. Erst nach und nach konnten unter dem Befehl von Oberst Canderleria die spanischen Verbände die Russen aufhalten, zurückwerfen und dann die Lage in diesem Abschnitt wiederherstellen.

Diese Novembertage verlangten von den Spaniern alles an Kraft. In Possard selbst waren durch die anhaltend heftigen Kämpfe eine Menge Ausfälle zu verzeichnen.

Major Raños lag schwer verwundet in seinem Gefechtsstand, der Chef der 1. und der 3. Kompanie, die Hauptleute Ecurro und Zamarros, fielen im mörderischen Abwehrkampf, und Haupt-

mann Valcos hatte jetzt das Kommando über das Restbataillon übernommen. Oberleutnant Roca führte die 2. Kompanie, und bei der 1., 3. und 4. Kompanie führten die jüngsten Kompanieoffiziere. Die Verbindung und der Nachschub nach hinten waren sichergestellt, als Major Mañor vom Ersatzbataillon 250 den bedrängten Kameraden in Possard zu Hilfe kam.

Am Morgen des 15. 11. konnten die zahlreichen Toten und Verwundeten geborgen werden. Bevor aber die Sanitätsfahrzeuge eintrafen, mußten erst Straßensperren, Granatlöcher und Minen beseitigt werden.

Bevor es jedoch dazu kam, brach wieder ein russischer Artillerieüberfall über den Stützpunkt herein. 45 Minuten lang hämmerten pausenlos schwere Artillerie- und Werfergranaten auf die schon stark verwüstete Ortschaft und Stellung ein. Kaum schwiegen die Geschütze, als auch schon wieder das gelende „Urräh – Urräh!“ der Rotarmisten ertönte und wieder die erdbraunen Wellen vorstürzten.

Im Abschnitt des I. Zuges, der sich stark gelichtet hatte, lag Oberleutnant Roca neben seinen Männern.

„Laßt sie nahe genug herankommen, jetzt müssen wir ihnen den Rest geben!“ befahl er.

Die Waffen der Verteidiger schwiegen noch, und die Feindinfanterie stürmte über das mit Gefallenen bedeckte Vorfeld heran. Mit schrillen Rufen, schon von weitem feuernd, kam sie als eine geballte Masse herangewalzt, alles niedertrampelnd, was sich ihr in den Weg stellte.

Erst bei 50 Metern gab Oberleutnant Roca das Zeichen: „Feuer frei!“ Und wieder hämmerten die schweren und leichten MG los, und ihre tödlichen Garben rissen die ersten Reihen der Angreifer nieder, aber dann waren die

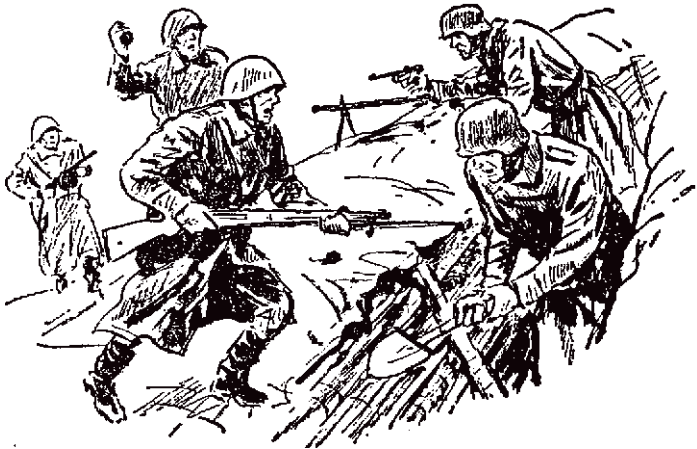
Russen auf Handgranatenwurfweite heran.

Die ersten Handgranaten detonierten in den Stellungen, Schreie gellten auf, dazwischen rasselten die Maschinenwaffen, knallten scharf und trocken die Schüsse der Karabiner. Unteroffizier Servatos, der unweit neben Oberleutnant Roca lag, schleuderte wütend das MG zur Seite, als es Ladehemmung hatte, und griff zu seiner MPi. Er jagte ein paar schnelle Feuerstöße aus dem Lauf, holte die Handgranaten aus der Tasche, riß sie mit den Zähnen ab und warf sie mitten in die anstürmenden Gegner.

Neben ihm bemühte sich Carcasa, das MG wieder in Ordnung zu bringen. Mit einem schnellen Seitenblick sah Servatos, wie der Baske einmal schmerzhaft zusammenzuckte und gegen die Grabenwand taumelte. Aber Servatos hatte keine Zeit, sich um Carcasa zu kümmern, denn schon waren die Sowjets heran, und der Nahkampf begann.

Die Maschinenwaffen waren jetzt wertlos geworden. Hier waren nur noch die Nahkampfmittel entscheidend. Mit Spaten, mit dem Dolch, dem Seitengewehr oder der Pistole entbrannte und entschied sich hier der Kampf Mann gegen Mann. Erst am Abend ebbte der Kampf ab, und die überlebenden Russen zogen sich wieder zurück. Der

Kampf um Possard war damit aber noch nicht zu Ende. Als am 16. 11. eine kleine Verstärkungsgruppe unter Hauptmann Regul eintraf, wurden sie durch einen Fliegerangriff überrascht. Nach dem anschließenden Artilleriefeuer erneuerten die Russen ihre Angriffe auf den Stützpunkt und auf die Straße nach Schewelew. Mit ihren 12,2-cm- und 21-cm-Granaten belegten sie die einzige zurückführende Straße mit heftigem Beschuß, und es wurde immer schwieriger, die zahlreichen Toten und Verwundeten zurück



bis Ortenski und von da aus nach Schewelew durchzubringen. Aber unermüdlich war der Einsatz der Sanka⁵⁾- und Nachschubfahrer, die immer wieder durch den Eisenhagel der Granaten hindurchmußten.

Am 16. 11. besuchte auch Oberst Esparza, der Chef des Stabes, die Stellung Possard und lernte die wahre Situation des von den Resten von sechs Kompanien besetzten Stützpunktes durch persönlichen Augenschein kennen. Dieser Stützpunkt beherrschte eine Frontlinie von etwa fünf bis sechs Kilometer.

Am 17. 11. begann in Possard die planmäßige Ablösung des I. Bataillons und der verstärkten 13. Kompanie des I.R. 269, nachdem diese Einheiten alle zusammen nur noch sieben Offiziere und 180 Unteroffiziere und Mannschaften zählten. Die anderen waren entweder tot oder verwundet, unter ihnen auch der Bataillonskommandeur, Major Raños.

Die ablösende Besatzung setzte sich aus je einer Kompanie des I.R. 263 und 262 und einem Pionierbataillon zusammen. Es waren insgesamt 400 Mann unter dem Befehl von Major Ramos.

Im Kloster von Ortenski begrüßte General Muños Grandes⁹⁾ die abgelöste Truppe und setzte sie umgehend nach Schewelew in Marsch, wo sie sofort Stellung am Wolchow beziehen mußte. Wie ernst die Kampf Lage dort war, ist daraus zu ersehen, daß der General schon eine Notkompanie aus Schreibern und Trößpersonal gebildet hatte.

Die abgelösten Einheiten hatten die nächsten Tage einigermaßen Ruhe außer den üblichen täglichen Artilleriefeuerüberfällen und einem starken Bomberangriff am 20. 11. Die Soldaten der „Blauen Division“ führten Aufklärungsunternehmen im dichten Waldgelände durch, ohne dabei auf Gegner zu stoßen. Es schien, daß der Feind seine Verbände umorganisierte und auffrischte, um später mit stärkerem Druck seine Offensive fortsetzen zu können.

Russische Stoßtrupps, die am 26. und 27. 11. gegen die Straße von Schewelew vorgingen, vernichteten hier zwei Bunker, die die Straße kontrollierten. Bis Ende des Monats wurden von feindlicher Seite nur kleinere Stoßtrupps und Überfälle durchgeführt. Und hier wurde es auch den Spaniern zum erstenmal klar, daß die anscheinend harmlosen Zivilisten in den besetzten

Dörfern die Partisanen unterstützten und daß die Partisanen vielfach des Nachts in ihre Häuser zurückkehrten. Die Partisanen operierten von dichten Wäldern aus und überfielen kleine Trupps und vor allen Dingen Nachschubfahrzeuge.

Erst am 4. 12. begann die erwartete Offensive. Auf der ganzen Frontlinie griff der Feind mit Wucht und Heftigkeit Possard – Ortenski – Tigoda – Nikitino und Tubrowka und wenig später auch Schewelew seit dem Morgengrauen an. Das Gegenfeuer der spanischen Artillerie beschränkte sich auf den Rand der brennenden Wälder, denn hier lag der Ausgangspunkt des angreifenden Feindes, den man auf die Stärke von vier Regimentern schätzte. Das Kloster von Ortenski wurde überraschend von einem russischen Bataillon eingeschlossen, das durch einen kraftvollen Gegenangriff von Teilen des I.R. 263 innerhalb von einer Stunde vollkommen aufgerieben wurde. Unter den Toten befand sich auch der russische Kommandeur.

Der Stützpunkt Possard blieb aber nach wie vor eine stete Sorge des spanischen Divisionsstabes, da er andauernd unter russischen Angriffen zu leiden hatte. Darum wurde wiederum das aufgefrischte I./269 von Schewelew aus in Marsch gesetzt, um den Kameraden zu helfen, die sie erst vor zwei Wochen abgelöst hatten.

Am Abend des 5. 12. wurde es jedem klar, daß der Gegner den Stützpunkt eingeschlossen hatte, und es war auch sicher, daß der Einschließungsring immer enger würde.

Am 6. 12. griffen deutsche Schlachtfieger zweimal den Feind an, aber diese Entlastungsangriffe bedeuteten nicht sehr viel, da sie nur sehr kurz waren.

Am Abend des 7. 12. mußte der

Stützpunkt von den spanischen Verbänden geräumt werden. Die Verteidiger wurden zunächst im Stützpunkt Ortenski aufgenommen, der sich allerdings auch nicht mehr lange halten konnte.

Am 9. 12. erfolgte ein schwerer Luftangriff auf Ortenski, der noch einmal 60 Tote und Verwundete von den beiden Stützpunktbesatzungen forderte.

Dann rückten in derselben Nacht die spanischen Truppen nach Schewelewo. Die letzten Verteidiger von Possard und Ortenski trafen am Morgen des 8. 12. in Schewelewo erschöpft und ausgelaugt von den ständigen schweren Kämpfen und dem Rückzug ein. Damit war der Kampf um Possard, der zu einem Opfergang der Spanier geworden war, beendet. Allein in diesen Tagen wurden 566 Tote gezählt. Der Stützpunkt hatte seine Opfer gefordert. Die Toten lagen zum Teil auch in Ortenski begraben.

Am 10. 12. hatten alle Einheiten der „Blauen Division“ das Westufer des Wolchow wieder erreicht und bezogen erneut ihre Ausgangsstellungen. Abgesehen von den üblichen Feuerüberfällen herrschte auf der Feindseite Ruhe. Die Bataillone wurden neu aufgefrischt und wieder kampfstark in die Stellungen geschickt.

Das I./269 besetzte Ordanik und die Stellungen nördlich und südlich des Ortes. Das III./263 stand in Gorka und im Gebiet nördlich davon. Die Regimentsgefechtsstände wurden in Kopitzki eingerichtet. Oberst Roderigo übernahm das Kommando am Nordabschnitt dieser Front mit seinem Sitz in Moskit.

Vom 25. bis 28. 12. tobten heftige Kämpfe um Ordanik und Lutkowko, doch als am 29. 12. das deutsche I.R.

422 eintraf, um die spanischen Kameraden abzulösen, war die Front wieder begradigt und der russische Einbruch bereinigt.

Das I./269 unter seinem neuen Kommandeur, Major Ferlangez, begab sich nach Vitka und Tschichelino, wohin auch der Bataillonsgefechtsstand verlegt wurde. Das III./269 wurde weiter nach Süden verlegt, und zwei Regimentskompanien kamen an den Ilmensee.

In der Zwischenzeit wurde nach einem Divisionsbefehl eine neue Kompanie aufgestellt, die sich in den folgenden Kriegstagen noch einen Namen machen sollte und zu einem besonderen Ruhmesblatt der „Division Azul“ wurde. Es war die Skikompanie unter Hauptmann Jose Martiños, einem berg- und schneeeerfahrenen Offizier.

Unter den Freiwilligen, die sich zu dieser Einheit meldeten, waren auch Oberleutnant Roca, Unteroffizier Servatos sowie Caporale Carcasa. In einer Kurzausbildung von 14 Tagen wurden die Männer mit ihren Skiern und dem Gelände vertraut gemacht, und bald stand eine kampfstarke Kompanie von 180 Mann bereit.

Im Morgengrauen des 10. Januar 1942 ging die Skikompanie auf einen Marsch quer über den Ilmensee, um die deutsche Besatzung des Stützpunktes Wswad im Abwehrkampf gegen die angreifenden Russen zu unterstützen.

Der Ilmensee war der geographisch wichtigste Punkt des spanischen Kampfabchnittes.

Der See war im Winter mit einer dicken Eisdecke überzogen und bildete eine gute Angriffsmöglichkeit. Bisher war der Abschnitt am Ilmensee ruhig gewesen, und die Folge davon war, daß die Stellungen hier weniger besetzt

wurden. Die spanischen Truppen hatten sich am Westufer des Sees gut eingelebt trotz des strengen Frostes mit seinen großen Kältegraden, die den Männern des sonnigen Südens schwer zu schaffen machten. Erfrierungerscheinungen traten auf, aber sie hielten sich noch in erträglichen Grenzen.

Seit dem 5. 1. 1942 war die deutsche Besatzung des Stützpunktes Wswad auf der anderen Seite des Ilmensees vom Feind eingeschlossen. Es war aber unmöglich, diesen Ort am Südufer des Sees von Land her zu entsetzen. Daher erbat das deutsche Oberkommando von der spanischen Division Hilfe, die diese sofort zu geben bereit war. General Muños Grandes beauftragte damit die neu aufgestellte Skikompanie. Im Morgenrauen des 10. 1. verließ die Kompanie ihren Stützpunkt. Sie bekam zusätzlich einen MG-Halbzug zur Verstärkung mit und war für fünf Tage mit Lebensmitteln und reichlich Munition versorgt, um den Eingeschlossenen in Wswad die erbetene Hilfe zu bringen.

Die Entfernung in der Luftlinie von den spanischen Stellungen bis nach Wswad betrug 30 Kilometer. Diese Strecke wurde aber wesentlich länger, wenn man über den vereisten See mußte, der mit seinen Rissen und Eisbarrieren zu Umwegen zwang. Der Marsch über den Ilmensee begann ...

Wie eine graue, kalte Dunstglocke spannt sich der Morgen über die schneeglitzernde, horizontlose Ebene des Ilmensees.

An der Spitze fährt Hauptmann Martiños mit seinen Skiern und bahnt den Weg. Ihm dichtauf folgen der Führer des I. Zuges, sein Stellvertreter Oberleutnant Roca, und die übrigen Unterführer.

Die ersten paar Kilometer sind noch

die munteren Zurufe der Männer zu hören, die nach und nach verstummen. Ein eisiger Wind fegt über den See und wirbelt von Osten her aufstiebende Schneewolken vor sich her. Bald hält Hauptmann Martiños an der ersten, bizarr aufgetürmten Eisbarriere an. Er schaut sich aufmerksam um und sagt zu dem neben ihm stehenden Oberleutnant Roca: „Es bleibt uns nichts anderes übrig – wir müssen entweder die Barriere umgehen oder überklettern. Also suchen wir uns den besten Übergang dafür!“

Nach längerem Suchen finden sie auch eine Stelle, wo es gut möglich ist, auch mit den mitgeführten Schlitten die Barriere zu überqueren. Die Männer legen sich keuchend ins Geschirr, um die schwer beladenen Schlitten über das Hindernis zu bekommen.

Am Abend lagern sie kurz vor der dritten Eisbarriere. Da es hier nicht möglich ist, Feuer zu machen, bleibt nichts anderes übrig, als sich mit Trockenverpflegung zu begnügen.

Schon hier sind die ersten Erfrierungen zu beklagen.

Soldat Zigorro vom II. Zug hatte seine Finger zu lange unbedeckt gelassen, um den trockenen, knochenharten Zwieback zu essen.

Er starrte nach knapp zehn Minuten erstaunt und auch erschrocken auf seine schneeweißen Finger der rechten Hand.

„Mensch, bist du wahnsinnig, du erfrierst dir doch die Finger!“ rief ihm sein Gruppenführer zu. Als er aber die Hand sah, wußte er, daß es hier schon zu spät war.

„Sani⁷⁾ – komm mal hierher!“

Der Sanitätsfeldwebel Emilio Fantiles, ein hagerer, lang aufgeschossener Mann Mitte 20, eilte schnell herbei. Fantiles hatte bis zur Meldung bei der „Division Azul“ Medizin studiert und

stand kurz vor seinem Staatsexamen, als er einrückte. Man sagte, daß er genausoviel von Wundbehandlung verstand wie mancher Arzt.

Er sah sich die Hand an und warf dem Gruppenführer und dem schnell herbeigeeilten Zugführer, Leutnant Bartolos, einen skeptischen Blick zu.

„Hier hilft weiter nichts, als die Hand kräftig mit Schnee einzureiben!“ sagte er ruhig. Er rieb und knetete die Finger mit Schnee. Nach einer Weile fragte er den Mann:

„Hast du schon Gefühl in deinen Fingern, compadre?“

„No, ich merke noch nichts! Die Hand ist wie abgestorben“, erwiderte der Soldat.

„Dann mach selbst weiter, wir wollen sehen, daß wir die Sache wieder in Ordnung bekommen! Ich mache dir dann einen Verband!“

Der Feldwebel erhob sich und ging nach vorn zu Hauptmann Martiños, der mit Oberleutnant Roca und Leutnant Quartos, dem Zugführer des II. Zuges, über eine Geländekarte gebeugt saß.

Als Martiños aufsah, meldete der Feldwebel kurz:

„Wir haben den ersten Erfrierungsfall, Capitan!“

„Wer ist es?“

„Soldat Zigorro, Capitan.“

„Was hat er?“

„Die rechte Hand erfroren, und wie es aussieht“, der Feldwebel zuckte die Schultern, „gibt es hier keine Rettung mehr!“

„Wie konnte das passieren, caramba?“ fluchte Martiños ärgerlich. „Jeder hat doch gewußt, wie er sich bei dieser Kälte zu verhalten hat, denn schließlich haben wir das ja beim Unterricht oft genug gepredigt! Kaum sind wir ein paar Stunden vom Stützpunkt weg, haben wir schon die ersten Erfrierun-

gen!“ Er faltete die Karte zusammen und richtete sich auf.

„Vorhin beim Essen hat er nicht aufgepaßt. Seine Hand war zu lange unbedeckt!“

„Und ... was können wir tun?“

„Vorläufig nichts, nur das übliche. Wenn es nicht anders mehr geht, müssen wir amputieren! Wie lange wird es dauern, bis wir das andere Ufer erreichen?“ fragte der Sanitäter.

„Ich schätze morgen.“

„Bueno, bis dahin werden wir uns eben so behelfen müssen!“

„Tun Sie Ihr Bestes, Fantiles!“

Der Feldwebel ging wieder zurück zu dem Verletzten, der anscheinend schon selbst einsah, daß hier jede Hilfe vergeblich war. In seinen dunklen Augen flackerten Angst und Schmerz, als er den Feldwebel fragte:

„Sani, sag mir die Wahrheit! Ich denke, hier gibt es nichts mehr zu helfen.“

Feldwebel Fantiles winkte ab und sagte beruhigend:

„Du mußt nicht gleich das Schlimmste annehmen, amigo. Wir wollen unser Bestes versuchen, zum Amputieren ist immer noch Zeit. Wenn wir morgen auf der anderen Seite sind, dann werden wir weitersehen. Jetzt sieh zu, daß du zur Ruhe kommst!“

„Ich wünschte, es wäre wahr“, erwiderte der Mann resigniert.

Die Soldaten verkrochen sich in den Windschutz der Schlitten und die schnell errichteten provisorischen Ig-lus, und bald kehrte Ruhe im Lager ein. Die Nacht senkte sich über die 204 Mann der verstärkten Kompanie.

Hauptmann Martiños kletterte noch einmal auf die Eisbarriere und hielt mit seinem Glas Ausschau, wo er die dritte Barriere am besten überschreiten konnte. Aber so, wie es aussah, war hier nichts zu machen, und er mußte minde-

stens zwei bis drei Kilometer am Rand der Barriere nach Norden abschwelen, um sie zu umgehen. Das war ein Umweg von insgesamt sechs Kilometern.

Am anderen Morgen erhoben sich die Männer mit steifen, frostklammen Gliedern und machten sich Bewegung, um die Kälte aus den Körpern zu vertreiben. Nach dem kargen Frühstück ging es weiter.

Das Lachen der Männer war verstummt. Nun keuchten sie einer hinter dem anderen her und stemmten sich gegen den Sturm, der sich in den frühen Morgenstunden aufgemacht hatte und ihnen ins Gesicht schnitt.

Gegen Mittag erreichten sie die vierte Barriere, und murrend und fluchend mußten sie auch diese umgehen.

Der zweite Abend senkte sich, als sie inmitten der Schlitten lagerten.

Hauptmann Martiños rief die Funker zu sich und gab ihnen den Auftrag, den ersten Spruch an die Division abzugeben.

Um 21.30 Uhr jagte der Funktrupp folgenden Spruch hinaus:

„Kompanie Martiños hat am zwoten Tag 25 Kilometer Marschstrecke zurückgelegt. Hoffe morgen früh bei Urtriska das andere Ufer zu erreichen! Ende.“

Nach etwa fünf Minuten kam die Rückantwort:

„Versucht das andere Ufer so schnell als möglich zu erreichen. Die deutsche Besatzung von Wswad ist am Ende ihrer Kräfte. Die Kompanie besteht nur noch aus der Hälfte kampffähiger Männer. Viel Glück!“

Finster las Hauptmann Martiños die wenigen Zeilen.

„Die haben dort hinten klug reden“, murmelte er zu Oberleutnant Roca gewandt, von dem nur die Nasenspitze unter der dichten Vermummung zu se-

hen war. „Wir versuchen schon unser Bestes, aber wir können eben nicht über die verdammten Barrieren fliegen. Teilen Sie die Wachen ein, dann legen Sie sich auch hin! Sie waren die vergangene Nacht ebenfalls wach!“

„Mir ging es so wie Ihnen, Capitan. Ich konnte nicht einschlafen, ich bin die Kälte eben nicht gewohnt!“

„Meinen Sie vielleicht ich? Aber wir müssen ausgeruht sein, um morgen den Rest des Weges zu schaffen. Denn das Schlimmste liegt bestimmt noch vor uns!“

„Ich werde die Wache einteilen, Capitan!“

Oberleutnant Roca wandte sich ab und stapfte schwerfällig durch den Schnee hinüber zu dem Platz, wo er Unteroffizier Servatos und seine Männer wußte. Der Unteroffizier blickte fragend auf, als der Oberleutnant vor ihm auftauchte.

„Servatos, Sie sind heute mit Ihrer Gruppe zur Wache dran, je drei Mann, die das Lager umkreisen. Ablösung erfolgt jede Stunde!“

„Si, Teniente“, nickte Servatos. „Das ist jedenfalls besser, als hier zu hocken und zu frieren! Wieviel Erfrierungen haben wir denn schon bis jetzt?“

Der Oberleutnant zuckte die Schultern.

„Bis jetzt 86 und davon acht schwer. Wenn es so weitergeht und wir erreichen morgen das andere Ufer nicht, müssen wir unterwegs amputieren! Und wie das aussieht ... das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu erzählen.“

Nach kurzem „Gute Nacht“ verschwand der Oberleutnant wieder.

Unteroffizier Servatos war der erste, der mit zwei seiner Kameraden Posten bezog.

Runde um Runde ging er um das La-

ger, das sich kaum vom Schnee abhob. Gegen Mitternacht nahm der Sturm noch an Heftigkeit zu. Dazu fiel jetzt auch Schnee in dichten Flocken, der vom Sturm wild umhergewirbelt wurde. In diesem dichten Schneetreiben, wo man kaum noch die Hand vor Augen sah, mußte man aufpassen, daß man nicht die Richtung verlor.

Jeder der Männer war heilfroh, als es noch vor Tagesanbruch weiterging. Es schneite immer noch, und der Sturm tobte ebenso. Die Sicht war schlechter als am Tag zuvor.

Gegen acht Uhr legten sie eine kurze Rast ein. Die Männer waren völlig erschöpft und ausgepumpt. Sie aßen lustlos ihre Trockenverpflegung, und nach einer knappen Stunde ging es weiter.

Weiter durch das dichte Schneetreiben und das Heulen des eisigen Windes. Wer sich irgendwo an einem Schlitten festhalten konnte, war besser dran als die anderen, die nur auf Sicht hinter ihrem Vordermann herfuhren. Die Schlitten waren jetzt bis auf zwei vollgepackt mit den Männern, die auf Grund ihrer Erfrierungen nicht mehr laufen konnten.

Am 12. 1. um 10.10 Uhr gab Hauptmann Martiños seinem Funker den Befehl, folgenden Funkspruch abzusetzen:

„Kompanie Martiños hat das Südufer erreicht. Wir haben 102 Erfrierungen, davon 18 schwerer Art. Versuchen Stellung wie befohlen zu erreichen. Ende.“

Nach zehn Minuten kam die Rückantwort:

„Versucht die Schwerverletzten bei dem Sanitätsposten in Satnetjipole zu übergeben. Dann sofort Marsch nach Wswad fortsetzen, da sonst die deutsche Besatzung ihren Kampf einstellen muß! Ende.“

„Da haben wir den Salat“, sagte

Martiños müde und hielt Oberleutnant Roca, der ebenfalls am Ende seiner Kräfte war wie alle übrigen, die Funkantwort hin.

„Wir müssen die schweren Fälle in dem angegebenen Stützpunkt zurücklassen und weiter vorstoßen! Da können wir nichts machen, Capitan, Befehl ist Befehl!“ erwiderte Roca, nachdem er den Funkspruch überflogen hatte.

Am Abend gegen 23.00 Uhr erreichten sie den Stützpunkt Satnetjipole, wo sie von der deutschen Besatzung erstaunt empfangen wurden.

Die deutschen Kameraden rückten in ihren Unterkünften zusammen, und die schwersten Erfrierungsfälle wurden in den Verbandsplatz eingeliefert, der von einem Oberarzt und einigen Sanitätern besetzt war.

Noch in derselben Nacht mußte bei Soldat Zigorro, Caporale Savelli, Feldwebel Sermonetta, Unteroffizier Gaetani und Caporale Ginevra amputiert werden.

Am anderen Morgen wurden drei Spähtrupps in Stärke von je 15 Mann losgeschickt, um zu erkunden, wo und wie stark der Feind war.

Erst am späten Nachmittag kehrten die Spähtrupps unter Führung von Oberleutnant Roca, Leutnant Quartos sowie Feldwebel Servatos, der unterdessen befördert worden war, zurück und meldeten übereinstimmend, daß der Feind nicht sehr zahlreich sei und vor allen Dingen nicht in der Marschrichtung auf Wswad zu stehe.

Daraufhin wurde am nächsten Morgen der Marsch nach Wswad unverzüglich fortgesetzt, und im ersten Morgengrauen verließen die Männer der stark gelichteten Skikompanie das Dorf, von den besten Wünschen ihrer zurückbleibenden Kameraden begleitet.

Gegen Mittag erreichten sie den Rand einer kleinen Ortschaft. Hauptmann Martiños verhiet am Waldrand und spähte angestrengt mit seinem Glas hinüber zu dem Ort, dessen Häuser sich kaum von der weißen Fläche abhoben.

Er winkte Oberleutnant Roca zu sich und sagte:

„Nehmen Sie sich ein paar Mann mit und erkunden Sie, ob das Dorf Schimonowo feindfrei ist.“

„Zu Befehl, Capitan!“

Oberleutnant Roca suchte sich zwölf seiner Leute aus. Unter ihnen waren auch Feldwebel Servatos und Caporale Carcasa. Dann pirschten sie sich an das Dorf heran. In ihren Tarnanzügen und Schneehemden waren sie kaum von der weißen Fläche zu unterscheiden.

Nach etwa 15 Minuten erreichten sie die ersten Häuser.

Oberleutnant Roca winkte Servatos zu sich und sagte:

„Wir beide gehen jetzt vor, und die anderen geben uns Rückendeckung. Du nimmst die rechte und ich die linke Seite. Dann werden wir ja sehen, was los ist!“

„Si, Teniente“, knurrte Servatos und blinzelte zu den Häusern hinüber. „Und was machen wir, wenn tatsächlich Russen dort liegen?“

„Dämliche Frage“, erwiderte Roca. „Dann geben wir ihnen die Hand und sagen ihnen höflich ‚Guten Tag‘. Oder hast du dir was anderes vorgestellt? Also Spaß beiseite, sage den anderen Bescheid, und dann geht’s los!“

Feldwebel Servatos gab den Männern die nötigen Anweisungen, und nach einem kurzen, verständigenden Blick mit Roca gingen sie los. Servatos überquerte in langen Sätzen die Dorfstraße und trat mit entschelter MPI ins erste Haus.

Das Dorf lag wie ausgestorben da.

Die Dorfstraße war leer, und nichts ließ darauf schließen, daß hier irgendwelche Truppen waren.

Als Servatos die Tür mit einem heftigen Ruck aufstieß und mit angeschlagener MPI in die Stube kam, sah er in die erschrockenen Gesichter eines alten Ehepaares, zweier junger Frauen und einiger Kinder zwischen zwei und zwölf Jahren.

Mit einem schnellen Blick überflog Servatos den Raum, aber nirgendwo war etwas Verdächtiges zu sehen.

„Wo Soldat Rußki?“ fragte er drohend.

Der Greis schüttelte zitternd den Kopf. „Nix Soldat Rußki ... Germanski, Germanski⁸⁾ ...“, radebrechte er und nahm dabei die Hände zu Hilfe, um dem Spanier verständlich zu machen, daß hier keine russischen Soldaten seien.

Das Wort „Germanski“ hatte Servatos verstanden, und er konnte daraus entnehmen, daß in diesem Ort Deutsche lagen. Er ging wieder zur Tür und fragte, als er sich noch einmal umwandte: „Wo ... Germanski Soldat?“ Der Alte machte ihm klar, daß im Hause des Starost⁹⁾ ein Offizier und im Dorf selbst etwa 40 Mann einquartiert wären.

Servatos verließ wieder das Haus; als er über die Dorfstraße hinüber zur anderen Seite ging, tauchten am unteren Ende ein paar Gestalten auf, die ihm schon von weitem zuriefen: „Halt – stehenbleiben!“

Servatos drehte sich um und blickte erstaunt die Straße hinunter. Er sah ein paar Deutsche, die mit angeschlagenen Gewehren auf ihn zukamen, an ihrer Spitze ein bulliger Feldwebel.

Servatos konnte sie zwar nicht verstehen, aber er sah an der drohenden Geste, was die Deutschen meinten.

Servatos lachte und hob langsam die

Arme über den Kopf. „Nix Rußki“, rief er. „Ich Spanier ... verstehen. ‚Divisione Azul!‘“

Die Deutschen hielten in ihrem schnellen Lauf an und kamen langsam näher.

Der Feldwebel stand jetzt unschlüssig vor ihm und betrachtete sich kopfschüttelnd den Soldaten in der deutschen Uniform, der noch nicht mal richtig Deutsch konnte. Oder sollte es am Ende doch ein Russe sein? Man hatte ja schon verschiedentlich gehört, daß sich diese erbeutete deutsche Uniformen anzogen und im Rücken der deutschen Front arbeiteten.

Aber Feldwebel Müller wurde aus seinen Überlegungen gerissen, als auf der anderen Straßenseite ein zweiter Mann auftauchte und in leidlich verständlichem Deutsch herüberrief:

„Lassen Sie den Mann in Ruhe, Feldwebel! Wir gehören der spanischen Division an und wollten nur erkunden, ob das Dorf feindfrei ist!“

Oberleutnant Roca kam langsam näher, und als er das Schneehemd etwas zurückschlug, konnte Feldwebel Müller die Dienstgradabzeichen und das Zeichen der „Blauen Division“ erkennen.

Er nahm sofort Haltung an und entschuldigte sich.

„Verzeihung, Herr Oberleutnant, aber ich konnte natürlich nicht wissen, daß Sie mit Ihren Männern hier sind! Zudem – wir haben bisher nur von der ‚Blauen Division‘ gehört.“

„Ist schon gut, Feldwebel. Zu welcher Einheit gehören Sie!“

„Dritter Zug, vierte Kompanie, die hundertdreißigste Infanteriedivision“, meldete der Feldwebel kurz.

„Gut, dann führen Sie mich bitte zu Ihrem Einheitsführer“, sagte Roca dankend, und zu Servatos gewandt meinte er: „Miguel, du gehst zurück und

schickst einen Mann zu Capitan Martiños. Das Dorf ist von einem Zug Deutscher besetzt, er kann mit den übrigen unbesorgt nachkommen!“

„Si, zu Befehl, Teniente! Es war höchste Zeit, daß Sie kamen. Am Ende hätten mich die deutschen Kameraden noch aufgespießt, so mißtrauisch waren sie“, erwiderte Servatos und blickte grinsend zu den Deutschen hin, schulterte die MPi und eilte über die Straße.

Oberleutnant Roca wandte sich wieder dem deutschen Feldwebel zu und sagte: „Lassen Sie bitte einen oder zwei Mann hier warten, die dann unseren Leuten den Weg zu Ihrem Chef zeigen können! Besteht hier die Möglichkeit, daß wir für eine Nacht Quartier machen können?“

„Selbstverständlich, Herr Oberleutnant! Engelbrecht“, der Feldwebel drehte sich zu einem älteren Obergefreiten um. „Sie bleiben mit Hintze hier und zeigen den nachfolgenden Spaniern den Weg zum Haus des Starosten! Und im übrigen – wir unterhalten uns noch über eure Schlafmützigkeit. Stellt euch vor, das wären wirklich Russen gewesen anstatt spanische Kameraden ...“

Zwei etwas belemmert dreinschauende Landser zurücklassend, ging er dann mit Oberleutnant Roca die Dorfstraße hinunter zum Haus des Starosten, wo der Zugführer, Leutnant Reichert, sein Quartier hatte. Der Leutnant, ein junger Mann von knapp zwanzig Jahren, war freudig erstaunt, unverhofften Besuch zu erhalten.

Eine Stunde später waren die Männer der Skikompanie im ehemaligen Gemeindehaus für eine Nacht gut untergebracht, und Hauptmann Martiños sowie seine drei Zugführer bekamen ein Nachtquartier im Haus des Starosten.

Die deutsche und spanische Besatzung von Schischimonowo wurden in den ersten Morgenstunden aus tiefem Schlaf gerissen, als draußen Schüsse durch die Nacht peitschten.

Feldwebel Servatos warf einen schnellen Blick auf seine Uhr, als er die Decken zur Seite schob, blitzschnell aufsprang und zur Waffe griff. Es war 02.40 Uhr.

„Los, hoch!“ brüllte er mit seiner gewaltigen Stimme, damit auch den tiefsten Schläfer aus seinen Träumen reißend. „Los, beeilt euch, draußen ist was los! Anscheinend hat der Gegner spitzgekriegt, daß wir hier sind, und will feststellen, wie stark wir sind!“

Er war als erster auf der Straße und lauschte kurz auf die Richtung der Schüsse. Sie kamen aus Nordosten.

Neben ihm tauchten die anderen Männer auf, und aus den anderen Häusern stürzten die Deutschen hervor.

„Dort rüber zum Dorfausgang!“ brüllte Servatos und stürmte los. Nach wenigen Metern, er war gerade vor das Haus des Starosten gelangt, kamen die vier spanischen Offiziere und der deutsche Ortskommandant heraus.

Noch im Laufen schob Hauptmann Martiños ein neues Magazin in die MPi. Er warf einen schnellen Blick auf den anstürmenden Servatos und rief:

„Servatos mit dem ersten Zug nach rechts rüber, Leutnant Quartos mit seinem Zug die andere Seite, der Rest folgt mir!“

Es dauerte keine zehn Minuten, dann lagen die Spanier neben den Deutschen in den Stellungen. Nun kam der russische Stoßtrupp arg in Bedrängnis, denn der I. Zug unter dem Befehl von Feldwebel Servatos rollte den Gegner im rechten Augenblick von der Flanke auf.

Servatos sah schattenhafte Umrisse an einer Hausecke, und im Aufblitzen

des Mündungsfeuers erkannte er eine Anzahl Rotarmisten. Die Männer neben und hinter ihm spritzten blitzschnell in Deckung.

Der Feldwebel riß seine MPi hoch, und sein kurzer Feuerstoß warf ein paar Russen nieder, die gerade die Waffen heben wollten.

Kurz, aber hart war das Gefecht, und es dauerte keine halbe Stunde, da war der Kampf beendet.

17 Tote hatten die Sowjets zu beklagen. Fünf ergaben sich, als sie sahen, daß sie keine Chance mehr hatten. Unter den Gefangenen waren auch ein Feldwebel und ein Leutnant.

Mit Hilfe eines gebürtigen Balten-deutschen wurden die Russen sofort vernommen. Als erster der russische Leutnant. Es war ein noch sehr junger Sibiriaker. Mit steinernem Gesicht schwieg er zu den Fragen des Dolmetschers. Der sprach fast beschwörend auf ihn ein. Endlich gab der Gefangene kurze, knappe Antworten.

„Was sagt er?“ fragte Leutnant Reichert nervös.

„Er sagt, er sei ein guter Bolschewik, und er würde seine eigenen Kameraden nicht verraten. Er wäre Offizier und wüßte auch als solcher zu sterben!“ sagte der Dolmetscher resigniert.

„Laßt ihn wegbringen. Sperrt ihn in den Keller!“ befahl Reichert kurz. „Wir lassen ihn mit dem nächsten Nachschub zusammen mit den anderen zurückbringen. Was soll ich mich damit herumärgern. Bringt die anderen herein, aber einzeln!“

Von einem der Soldaten, es war schon ein älterer Unteroffizier, erfuhren sie dann auch, daß dieser Stoßtrupp einem sibirischen Infanterieregiment angehörte und daß in diesem Gebiet mehrere tausend Mann sibirischer Truppen ständen.

Die Männer im Raum sahen sich et-

was bestürzt an. Mit allem hatten sie gerechnet, damit aber nicht.

„Das kann ja heiter werden“, murmelte Leutnant Quartos vor sich hin und warf seinem Kompaniechef einen fragenden Blick zu. Dieser wandte sich an den deutschen Ortskommandanten.

„Sie müssen sofort Ihre Vorgesetzten davon unterrichten! Sie können mit Ihrem Zug niemals allein diese Ortschaft halten, und uns wird es auch kaum gelingen, allein bis zu unserem Ziel vorzustoßen!“

„Sie haben recht, Capitan! Ich gebe sofort einen Funkspruch auf und ich denke, daß ich nicht lange auf Antwort warten brauche!“

Trotzdem mußten sie noch ungeduldig bis gegen 09.30 Uhr warten, ehe die Rückantwort vom Regiment eintraf:

„Ein Bataillon ist unterwegs, angeforderte Unterstützung genehmigt. Zwei Züge gehen mit der Skikompanie nach Eintreffen sofort auf vorher angegebenes Ziel. Eine Kompanie bleibt in Schischimonowo. Die anderen besetzen die umliegenden Dörfer. Stellung muß gehalten werden. Ende.“

„Na, hoffen wir, daß wir bis zum Eintreffen unserer Verstärkung Ruhe haben“, meinte Leutnant Reichert.

„Wir können Glück haben, denn der Stoßtrupp wurde restlos aufgerieben!“ erwiderte Hauptmann Martiños sinnend und starrte auf die Dorfstraße hinaus. „Es ist keiner von den Kerlen zurückgekommen und konnte folglich auch nicht melden, wie stark das Dorf besetzt ist!“

„Hoffentlich behalten Sie recht, Herr Hauptmann! Es wäre nicht auszudenken, wenn die Sowjets jetzt angreifen, denn mit unseren paar Männern könnten wir sie nicht lange aufhalten!“

„Man muß nur ein bißchen Glück haben, wie überall im Krieg, Kamerad“, lächelte Hauptmann Martiños, der wie

immer in solchen Lagen nicht die Ruhe verlor.

Und sie hatten Glück.

Als in den späten Nachtstunden die Verstärkung eintraf, hatte sich der Feind bisher ruhig verhalten. Zwei Züge bekam Hauptmann Martiños zur Verstärkung zugeteilt unter dem Befehl eines fronterfahrenen Leutnants.

Leutnant Fischer meldete sich in fließendem Spanisch bei Martiños, und dieser schaute ihn verdutzt an. Denn es war das erstemal, daß er hier in Rußland außer den Verbindungsoffizieren einen perfekt spanischsprechenden Deutschen antraf.

„Sie sehen mich erstaunt“, lächelte er. „Es ist tatsächlich das erstemal, daß ich einen spanischsprechenden deutschen Kameraden treffe. Herzlich willkommen, wir haben Sie und Ihre Männer schon erwartet.“

„Danke, Capitan!“ Das zernarbte Gesicht des Leutnants verzog sich zu einer flüchtigen Grimasse. „Wir kamen, so schnell wir es vermochten!“

„Sind Sie ebenfalls mit Skiern ausgerüstet?“ fragte Martiños.

„Ja! Es sind alles Männer, die sozusagen mit den Skiern aufgewachsen sind!“

„Bueno, dann lassen Sie die Leute noch ein paar Stunden ruhen, wir brechen Punkt fünf Uhr morgens auf!“

„Zu Befehl, Aufbruch fünf Uhr morgens!“ wiederholte Leutnant Fischer kurz und verschwand wieder nach draußen, um sich um seine Männer zu kümmern.

Die 64 Deutschen der zwei Züge hatten sich inzwischen, so gut es ging, mit ihren spanischen Kameraden bekannt gemacht, und es dauerte nicht lange, dann war der Kontakt geschaffen. Zumal bei Männern, die die nächsten Tage Seite an Seite gegen einen gemeinsamen Feind kämpfen mußten.

Von Leutnant Fischer erfuhr Capitan Martiños noch in derselben Nacht, daß dieser sein fließendes Spanisch im Lande selbst gelernt hatte. Er war vor dem Krieg zwei Jahre in Spanien und kurz zuvor mehrere Jahre in Spanisch-Marokko gewesen. Sein Vater hatte eine große Export- und Importfirma in Bremen, und da er eines Tages die Firma übernehmen sollte, mußte er sich um die Niederlassungen im Ausland kümmern.

Leutnant Fischer war vom ersten Tag des Kriegausbruchs an dabei, und seine schwere Gesichtsverletzung hatte er in Frankreich erhalten, wo er in ein Minenfeld geraten war.

Punkt 05.00 Uhr versammelte sich die verstärkte Skikompanie, und zehn Minuten später rückte sie ab.

Bald verschwanden hinter ihnen die Häuser von Schischimonowo in der noch herrschenden Nacht.

Gegen Mittag legten sie in einem Niederwald eine kurze Rast ein, und währenddessen versuchte Hauptmann Martiños mit Hilfe seines Kompasses, das Marschziel festzulegen.

Das war hier insofern etwas schwierig, da in dem dichten Wald nur eine Straße vorhanden war, die jetzt völlig von Schnee bedeckt war. Zudem war es nicht ratsam, diese Straße zu benutzen, denn hier würden die Russen bestimmt ihr Augenmerk darauf richten. Also mußte man den Wald durchqueren.

„Wo stehen wir?“ fragte Leutnant Fischer, als er den grübelnden Ausdruck im Gesicht des Hauptmanns sah.

„Wie ...?“ Hauptmann Martiños fuhr zusammen, und sein Kopf ruckte herum. Als Fischer seine Frage wiederholte, breitete er die Karte auf der Erde aus und legte den Kompaß darauf.

„Wir befinden uns jetzt südlich des

Ilmensees – wir müssen aber wieder zurück zum Südufer, folglich müssen wir wieder nach Norden marschieren. Wir kommen dabei an den Dörfern Chiloj, Teherez und Uchino vorbei und müssen von dort aus auf Wswad zu marschieren. Wir sind zu weit südlich vorgestoßen, für die deutschen Kameraden im letzten Stützpunkt zum Glück, aber für uns war es ein gewaltiger Umweg. Wir hätten an der Küste direkt nach Nordosten vorgehen sollen. Und jetzt“, Hauptmann Martiños hob den Kopf und deutete auf den dichten Wald, „jetzt müssen wir uns unseren Weg durch die Wälder suchen. Das ist ja das Schwierige daran, daß wir nie genau eine feste Richtung einhalten können, weil der Wald mitunter so dicht ist, daß wir einen langen Umweg machen müssen!“

„Es ist anzunehmen, daß der Russe an der Südküste des Ilmensees noch ein paar Nester besetzt hat“, meinte Leutnant Fischer.

„Si, und das sind meine größten Sorgen“, erwiderte Martiños ernst. „Wir wissen nicht, wie stark die Besatzungen dieser Dörfer sind, und wir können uns nicht ständig mit Kämpfen aufhalten, wenn wir die Deutschen in Wswad aus ihrer Umklammerung befreien sollen!“

„Können wir nicht diese Dörfer umgehen?“ fragte Oberleutnant Roca.

„No!“ Hauptmann Martiños schüttelte ablehnend den Kopf. „Erstens müssen wir uns den Rücken freihalten, und zum anderen können wir nicht tagelang durch die Wälder marschieren. Wir haben uns schon lange genug aufgehalten.“

„Also bleibt es dabei – wir müssen sehen, ob diese Orte feindfrei sind, und nötigenfalls müssen wir den Gegner hinauswerfen und uns dort selbst festsetzen“, sagte Leutnant Fischer.

„Si, anderes bleibt uns nicht übrig!“ Martiños warf einen Blick auf seine Uhr. „Die Rast ist beendet, alles fertig machen zum Abrücken!“

Fünf Minuten später waren sie wieder auf dem Marsch.

Viele der Spanier hatten noch nie so viel Schnee wie hier gesehen. Es stand fest, wenn sie nicht mit Skiern ausgerüstet gewesen wären, würden sie buchstäblich im Schnee ertrinken.

Gegen Abend stießen sie auf eine Straße, und nun ließ Hauptmann Martiños die Kompanie links und rechts der Straße vorsichtig vorgehen.

Leutnant Fischer, der auf der linken Straßenseite zusammen mit Oberleutnant Roca und Leutnant Quartos ging, entdeckte als erstes den vorgeschobenen Feindposten hart an der Straße.

„Halt!“ rief er leise dem knapp vor ihm gehenden Oberleutnant zu, und Roca verhartete sofort im Schutz eines dicken Baumes.

Leutnant Fischer gab ein Zeichen nach drüben, und die Männer drückten sich tiefer in den Wald hinein.

„Was ist los?“ fragte Roca und sah zu Fischer hinüber, der hinter einem Baum kniete und mit dem Fernglas zu einer kaum erkennbaren Hütte hinüberblickte.

„Sehen Sie mal dort drüben, direkt neben der Hütte“, sagte der deutsche Leutnant kurz. Jetzt sah auch Roca die kleinen, aufgeworfenen Schneewälle neben der Hütte, und als er das Glas langsam nach rechts schwenkte, sah er auch die Stellung einer sowjetischen Pak¹⁰⁾.

„Das ist ein russischer Vorposten“, sagte er dann, ohne das Glas abzusetzen.

„Sieht ganz danach aus“, meinte Fischer. „Den müssen wir erst erledigen, bevor wir weiterkönnen! Ich nehme an, daß hinter der folgenden Kurve, knapp

hinter dem Haus, Chiloy und Teherez liegen! Und dort wollen wir ja hin!“

Hinter ihnen pirschte sich Hauptmann Martiños vorsichtig heran. Er konnte von der anderen Straßenseite aus nichts sehen, denn die Hütte stand genau in der Kurveninnenseite.

„Was ist los?“ fragte er gespannt.

Oberleutnant Roca erklärte ihm kurz die Lage, und nachdem sich Martiños selbst durch Augenschein überzeugt hatte, setzte er wieder das Glas ab und sagte:

„Wir müssen als erstes diesen Vorposten ausschalten! Wir brauchen dazu fünfzehn oder zwanzig Mann, die sich so nahe als möglich heranschleichen und dann den Posten überraschend angreifen.“

„Wenn ich mir erlauben darf, Capitán, ich hätte da einen anderen Vorschlag“, meinte Leutnant Fischer.

„Und der wäre?“ fragte Martiños.

„Wie wäre es, wenn wir bis auf einen Halbzug die Stellung umgehen, versuchen, das Dorf zu besetzen, und zu gleicher Zeit, während wir das Dorf angreifen, schaltet der zurückgebliebene Halbzug den Vorposten aus, dem ja dann praktisch der Rückweg abgeschnitten ist! Denn wenn wir den Vorposten zuerst ausschalten, wird der Gegner im Dorf vorzeitig gewarnt.“

„Hm – der Vorschlag ist nicht übel“, überlegte Hauptmann Martiños. „Bueno, wir werden es so machen!“ stimmte er dann kurz entschlossen zu. „Roca, nehmen Sie zwanzig Mann, Sie werden damit den Vorposten ausschalten! Sie schlagen erst dann los, wenn Sie vom Dorf her die ersten Schüsse hören, comprende?“

„Zu Befehl, Capitán! Ich greife erst dann den Vorposten an, wenn im Dorf die ersten Schüsse losgehen. Ich werde am besten aus dem Rücken angreifen,

denn von dort wird uns so schnell niemand erwarten!“

„Si, Roca, das wird wohl am besten sein!“

Unter den zwanzig Mann waren die bewährtesten Männer Rocas, darunter auch Feldwebel Servatos und der Obergefreite Carcasa.

Der Rest der Kompanie umlief, weit nach Osten ausholend, den Vorposten und wollte von dort her kommend das Dorf angreifen. Denn nach der gesicherten Feindsicherung war ja deutlich ersichtlich, daß das Dorf vom Gegner besetzt war.

Vom Rücken her kamen die 20 Spanier und ihr Führer bis dicht an den Waldrand heran, der knapp 30 Meter vom ersten Haus entfernt war. Den vielen Rotarmisten nach, die dort drüben beschäftigt waren, war das Haus mit etwa 30 bis 40 Mann besetzt. Die Straße war von zwei schweren Maschinengewehren und zwei Pak gesichert.

Die Spanier lagen gut gedeckt zwischen den Bäumen im Unterholz und beobachteten gespannt das Haus vor sich. Aber nach einer Weile machte sich die Kälte, die von unten herdrang, unangenehm bemerkbar.

„Caramba, langsam werde ich zum Eisblock“, fluchte einer der Männer unterdrückt und drehte sich vorsichtig auf die Seite.

„Da wirst du dann wohl konserviert nach Hause geschickt“, meinte Carcasa spöttisch und grinste.

„Du hast gut lachen“, erwiderte der andere ärgerlich. „Bei dir zu Hause gibt es ja hin und wieder mal so viel Schnee, damit ihr euch was zum Waschen sammeln könnt. Aber bei uns in Valencia scheint das ganze Jahr über die Sonne. Du kannst ja noch hier liegenbleiben, wenn es dir so viel Spaß macht, ich für meinen Teil bin froh ...“

„Haltet endlich den Mund!“ fuhr

Servatos ärgerlich dazwischen. „Wir sind hier auf keiner Fiesta, wo ihr große Volksreden halten könnt. Meinst du vielleicht, uns ist weniger kalt? Wenn wir alle hier herummeckern wollten, dann können wir ja gleich hinübergehen und dem ‚Iwan‘⁽¹¹⁾ guten Tag sagen! Euch wird noch warm genug werden, wartet erst ab!“

Die Männer schwiegen murrend. Sie wußten ja, daß Servatos recht hatte, aber die Warterei in der Kälte ging schließlich jedem von ihnen auf die Nerven.

Die Zeit rann zäh und dickflüssig dahin, und alles lauschte mit angespannten Sinnen nach Norden. Aber noch blieb alles still.

Oberleutnant Roca warf einen Blick auf seine Uhr: 17.15 Uhr. Nun lagen sie beinahe zwei Stunden hier, und immer noch tat sich nichts. Es wurde höchste Zeit, daß sie bald etwas unternehmen konnten, sonst froren sie langsam hier fest. Zudem wurde die Sicht auch immer schlechter. Es dauerte nicht mehr lange, dann senkte sich die Nacht voll über das Land.

Neben ihm drehte sich leise ächzend der massige Servatos von der linken auf die rechte Seite.

Roca wandte den Kopf und sah ihn fragend an.

„Ist dir was, Miguel?“

„No“, brummte der. „Dasselbe wie Ihnen, Teniente – kalt! Wenn es nicht bald losgeht, werde ich selbst ungemütlich!“

„Die Unseren müßten doch eigentlich bald dort hinten angelangt sein“, meinte Roca leise. „Sie können doch nicht stundenlang im Wald herum...“ Durch heftig einsetzendes Maschinengewehrfeuer wurde er in seinen Worten unterbrochen.

„Es geht los!“ sagte Servatos mit einem erleichterten Seufzer.

„Alles klarmachen! Wir warten, bis die ersten Neugierigen aus ihrem Bau kommen, dann hoch und nichts wie drauf!“ befahl Roca und zog die klammen Beine an den Körper.

Sie brauchten nicht lange zu warten, denn schon stürzten die ersten Russen aus dem Haus und starteten nervös nach Norden.

„Alle fertig?“ fragte Roca fast flüsternd. „Weit auseinanderschwärmen! Sprung auf ... marsch, marsch!“

Die Rotarmisten waren noch so verduzt, daß die ersten von ihnen schon unter den Schüssen der Spanier zusammenbrachen, ehe sie noch zu den Waffen greifen konnten.

Servatos sah, daß links neben ihm ein Mann mit einem gurgelnden Aufschrei zusammensank. Hinter ihm klangen zwei, drei Schreie auf, dann war er schon am Haus heran. Direkt neben ihm rutschte Roca deckungsuchend in den Schnee. Servatos schlug mit der MPi das Fenster ein, zog eine Handgranate ab, noch eine – und warf sie beide in das Zimmer.

„Aufpassen – hinlegen!“ brüllte er laut und warf sich direkt unter dem Fenster zu Boden.

Hinter dem Schneewall der Pak blitzten Schüsse auf. Servatos sah, wie dicht vor ihm der Schnee aufstiebt. Er riß seine MPi hoch und jagte zwei schnelle Feuerstöße hinüber. Da fegte eine heftige Detonation das Fenster aus dem Rahmen. Mörtel, Staub und Rauch kamen hinterher.

Drüben, wo der Pakstand war, wummerten ebenfalls Handgranaten, und das feindliche Feuer schwieg dort.

Zusammen mit Oberleutnant Roca stürmte Servatos um die Hausecke und griff in den erbitterten Nahkampf ein.

Nach knapp 20 Minuten war alles vorbei. Sechs überlebende Russen ergaben sich. Es war der Rest von 35

Mann. Die anderen waren, bis auf drei Schwerverwundete, tot.

Oberleutnant Rocas Abteilung hatte zwei Tote und einige Leichtverwundete. Unter den beiden Toten war auch Unteroffizier Emilio Callonia, der Mann, dem es zuvor so kalt gewesen war. Im Norden, in Chiloj Teherez, ging der Kampf noch weiter. Der Himmel, es war inzwischen dunkel geworden, war erhellt vom rötlichen Schein einiger Brände.

„Wir müssen weiter vor!“ befahl Oberleutnant Roca kurz. „Die Gefangenen und unsere beiden Toten nehmen wir mit! Die Russen sollen den Schlitten ziehen!“

In aller Eile wurden die zwei Gefallenen auf einen russischen Schlitten geladen, und nachdem die russischen MG und die beiden Pak unbrauchbar gemacht worden waren, ging der Marsch weiter, den kämpfenden Kameraden entgegen.

Die sechs gefangenen Russen zogen und schoben den Schlitten mit den beiden toten Spaniern.

Nach langem, beschwerlichem Umweg war es den anderen unter Hauptmann Martiños gelungen, ungesehen bis an den Ostrand des Dorfes zu kommen. Schon hier sahen sie, daß eine größere Einheit, mindestens zwei Kompanien, in Quartier lagen.

„Wir müssen sie von zwei Seiten angreifen“, sagte der Hauptmann, nachdem er sich einen Plan überlegt hatte. „Die Russen sind hier ahnungslos, denn sie rechnen hier bestimmt nicht mit einem Angriff. Wie es aussieht, liegt hier eine motorisierte Einheit. Vielleicht eine Nachschubeinheit!“

„Es hat den Anschein“, meinte Leutnant Fischer und beobachtete eingehend das Dorf.

„Sehen Sie, nach Süden und nach Westen ist das Dorf am besten gesichert. Nach unserer Seite und nach Norden zu ist so gut wie gar nichts! Wenn wir uns teilen und die eine Hälfte von hier und die andere von Norden angreift, rollen wir den Feind von hinten auf. Sehen Sie einmal da drüben – dort direkt neben dem Haus, vor dem die zwei russischen PKW stehen ...“

Hauptmann Martiños sah durch das Glas angestrengt auf das angegebene Ziel. Er sah die beiden PKW, und da sah er auch, was den Leutnant so erregt hatte. Direkt neben dem Haus, vor dem die beiden Fahrzeuge standen, war ein großes, schuppenartiges Gebäude. Dort wurden soeben einige Panjewagen mit Proviant und Munition beladen.

„Ich sehe es ... dort ist das Nachschublager“, meinte Martiños. „Sie haben recht, Leutnant. Wenn wir das Lager als erstes in die Hände bekommen und zwei Häuser davor den Kommandanten, haben wir schon so gut wie gewonnen!“

„Si, das meinte ich, Capitan“, nickte Leutnant Fischer.

„Bueno, gehen Sie mit Ihren beiden Zügen los und schießen Sie dann eine rote Leuchtkugel, wenn Sie an Ihrem Ausgangspunkt angelangt sind!“

„Zu Befehl, Capitan. Rote Leuchtkugel, wenn Ausgangspunkt erreicht ist!“

Leutnant Fischer ging zu seinen Männern, erklärte ihnen kurz die Lage und rückte mit ihnen ab.

Hauptmann Martiños ließ seine Soldaten weit auseinanderziehen. Dann hieß es warten.

Leutnant Fischer warf sich sofort hin, als neben dem langgestreckten Haus Mündungsfeuer aufblitzte.

Verdammt, man hat uns frühzeitig entdeckt, dachte er grimmig.

„Weiter auseinanderziehen! Möller, nehmt mit eurem MG den Feind dort unter Feuer – die anderen arbeiten sich weiter vor. Kunze, Bartsch und Müller zwo, auf die Giebelfenster achten.“ Sekunden darauf ratterte das MG los und bestrich den langgestreckten Schuppen.

„Ausfälle?“ rief Fischer durch das Hämmern des MG und das Aufpeitschen der Gewehrscüsse.

„Schneider tot ... Brinkmann verwundet!“ kam kurz darauf die Antwort.

„Gruppe Brinkmann gibt Feuer-schutz ... Gruppe Förster vorarbeiten ... Sprung auf ... marsch, marsch!“

Leutnant Fischer war der erste, der aufsprang und losjagte. So arbeiteten sie sich gruppenweise näher an das Dorf heran. Neben Fischer warf sich der Obergefreite Kunze in Deckung. Er war der eine Scharfschütze des Zug-trupps.

„Wir müssen wenigstens bis dort drüben an das Haus heran, dann sind wir sicher, Herr Leutnant. Wir liegen hier zu sehr auf dem Präsentierteller.“

„Gut gesagt, aber der Gegner hat uns ein paar Minuten zu früh ausgemacht! Sehen Sie da rechts neben dem Holzstoß die Bewegungen? Scheint ein MG zu sein. Das muß weg!“

„Ziel aufgefaßt ...“, rief Kunze zurück, und im selben Moment, wo drüben das feindliche MG eine kurze Feuerpause einlegte, riß er seinen Karabiner hoch, und zwei schnelle Schüsse peitschten auf. Ohne genauer hinzusehen, wußte er, daß er sein Ziel getroffen hatte. Das MG schwieg.

Die Männer vom I. Zug hatten die Lage sofort erfaßt, und während die Kameraden die Häuserwände bestrichen, robbten sie sich auf Handgranatenwurfweite heran.

„Loisl ... hierher!“ klang ein Ruf auf, und aus dem kleinen Haufen auf der rechten Seite löste sich eine Gestalt und kroch hinüber zu dem Rufer.

Leutnant Fischer wußte, was der Ruf zu bedeuten hatte. Alois Ammersbacher, der zweite Scharfschütze, war zugleich der beste und sicherste Handgranatenwerfer des ganzen Zuges. Seine zahlreichen Auszeichnungen, darunter das EK I²⁾, sagten genug.

Sekunden darauf detonierten die ersten Handgranaten in den Häusern. Jetzt war der Weg frei für die anderen, und bald standen sie in Deckung der ersten Gebäude.

Hinter einem alten, halbzerfallenen Schuppen lag der Obergefreite Brinkmann, und der Sanitätsunteroffizier Blattner beugte sich besorgt über ihn und erneuerte den Verband. Der Brustschuß war nicht das Schlimmste, aber Brinkmann wurde noch, als er in Dek-

kung gebracht wurde, von einem Querschläger am rechten Unterschenkel getroffen. Der Knochen war zerschmettert, und die Arterie war angerissen.

In kurzen Zeitabständen lockerte Blattner den Gurt, da sonst die Gefahr des Absterbens bestand. Er sah besorgt auf das bleiche, blutleere Gesicht seines Kameraden. Nur noch eine schnelle Amputation konnte ihn retten. Aber wer sollte das machen? Und vor allen Dingen wo? Hier im Freien bei der Kälte war es nahezu unmöglich. Er, Blattner, traute sich eine Operation schon zu, aber unter normalen Verhältnissen mit OP und allem Drum und Dran. Doch hier in diesem verfluchten Dorf, wo noch um jeden Meter Boden gekämpft wurde? Der Sanitätsunteroffizier fühlte dumpf, daß eine Entscheidung fallen mußte, sonst würde Alfred Brinkmann nicht zu retten sein.

Die beiden Züge unter Leutnant Fi-



scher drängten die Russen immer weiter zurück. Fischer war immer an der Spitze seiner Männer, und an seiner Seite rannte wie ein Schatten Kurt Kunze. Die beiden waren überhaupt nicht mehr getrennt zu denken. Wo der eine war, war auch der andere nicht weit.

Sie duzten sich, wenn sie allein zusammen waren, und wie es hieß, waren sie schon 1939 zusammen in Polen einmarschiert.

„Aufpassen, die rechte Seite!“ schrie Kunze plötzlich neben dem Leutnant und gab ihm einen heftigen Stoß in die Seite, daß Fischer der Länge nach hinstürzte. Keine Sekunde zu früh, denn über ihm schlug eine Geschoßgarbe in das Holzhaus. Fischer wälzte sich zur Seite, riß die MPi hoch und schickte einen schnellen Feuerstoß auf die andere Seite in die Fenster, wo er soeben noch eine Gestalt gesehen hatte.

„Danke, Kurt – das war verdammt knapp!“ keuchte Fischer kurz zu dem Obergefreiten, als sie weiter die Dorfstraße entlanghetzten.

„War doch selbstverständlich“, rief Kunze zurück, und noch im Laufen riß er sein Gewehr hoch und gab einen zielsicheren Schuß auf eine Tür ab, in der soeben ein Rotarmist mit schußbereiter Maschinenpistole auftauchte. Die MPi rasselte noch los, aber die Geschosse fuhren hoch in den Himmel.

Vor einer Straßenkreuzung mußten sie anhalten. Aus einem Eckhaus bekamen sie heftiges Feuer. Die Stellung des gegnerischen MG war so günstig, daß es die beiden einmündenden Straßen bestreichen konnte, sobald sich dort nur etwas regte.

Kapitän¹³⁾ Sascha Illitisch, der russische Kompanieführer, wanderte unruhig in seinem Zimmer, das ihm der Sta-

rost des Dorfes bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatte, auf und ab.

Er hatte große Sorgen, denn morgen wurde Kommissar¹⁴⁾ Gregori Wassowitsch erwartet. Und der war für seine Strenge und zudem noch als Intrigant bekannt. Und gerade das war für Sascha Illitisch gefährlich, denn er galt nicht als guter, linientreuer Kommunist.

Schnell zündete er sich eine Zigarette an und blies den Rauch in hastigen Stößen an die rauchgeschwärzte Decke. Da hörte er draußen hastiges Trappeln von Stiefeln. Er wandte sich der Tür zu.

Nach kurzem Anklopfen stürzte Sergeant Raskin in das Zimmer. Sein Gesicht war vom schnellen Laufen gerötet. Ohne die Mütze vom Kopf zu nehmen – was der Kapitän mißbilligend bemerkte –, meldete er eilig:

„Feldwebel Ustow schickt mich, Kapitän! Die Deutschen greifen das Dorf von der Nordseite her an!“

„Was ... Deutsche ...? Wie kommen ...“

Da zerrissen schon die ersten Schüsse die Stille, und Kapitän Illitisch stellte keine weiteren Fragen mehr. Er griff nach seinem Koppel mit der schweren Armeepistole, zog sich hastig den Mantel an und stürzte nach draußen.

„Los, alarmieren Sie den zweiten und dritten Zug, sie sollen zur Verstärkung herüberkommen!“

„Zu Befehl, Kapitän!“

Raskin stürmte davon, und Kapitän Illitisch rannte mit der MPi in der Hand, gefolgt von Unterleutnant Schiwonow, in eine Nebenstraße. Als er zwei Höfe überquert hatte, sah er auf der Rückseite der Häuser, was sich dort tat.

„Lassen Sie das Haus des Starosten besetzen – Genosse Schi...“ Auch hinter ihnen peitschten jetzt Schüsse auf, und

mit bleichem Gesicht fuhr der Kapitän herum.

„Sie greifen uns von Norden und Osten an, Kapitän!“ rief der kleine Unterleutnant erschrocken.

„Mit dem ersten Zug besetzen Sie dieses Haus, das ist am besten zu verteidigen!“ befahl Illitisch.

„Der erste Zug kämpft dort drüben – sehen Sie, Kapitän!“ Der Unterleutnant wies hinüber, wo sich die Deutschen schon bis an die Häuser herangearbeitet hatten. Ja, er hatte recht. Der Kapitän sah Feldwebel Kaloschin vom I. Zug, der gerade mit zwei Mann über die Straße hetzte.

„Los, wir müsen zurück, sie haben uns von zwei Seiten in der Zange“, drängte Kapitän Illitisch. „Ich werde versuchen, vom Bataillon Verstärkung zu erhalten!“

„Wäre es nicht besser, wir ...“

„Genosse Unterleutnant“, brüllte Kapitän Illitisch. „Entweder Sie führen einen gegebenen Befehl aus, oder ich melde Sie dem Kommissar, verstanden? Ich bin es satt, von euch Sibiriaken immer wieder Einwände zu hören!“

Der kleine Unterleutnant biß die Zähne zusammen, daß die Backenknochen scharf hervorsprangen. In seinen Augen glitzerte Haß.

„Zu Befehl, Kapitän!“ Er wußte schon lange, daß er bei passender Gelegenheit diesem hochnäsigen Kapitän noch einen Denkart verpassen würde. Wer weiß, vielleicht war die Gelegenheit nicht mehr allzu fern.

Der Unterleutnant hetzte über die Straße und jagte die Männer hoch, die unschlüssig herumstanden. Es waren zum größten Teil Schreiber, Schirrmeister¹⁵⁾ und andere Nachschubsoldaten.

Schiwonow sah aus den Augenwinkeln heraus, wie Kapitän Illitisch ins Haus stürmte und in seinem Zimmer verschwand.

Schiwonow stand neben dem Sanitätsgefreiten Sostoch, und sie legten gerade Munition und Waffen zur Verteidigung zurecht. Da stieß ihn der Sanitäter an und sagte, zur anderen Straßenseite deutend:

„Die Deutschen sind ja schon dort drüben, Genosse Unterleutnant.“ Schiwonow wandte den Kopf und sah in die angegebene Richtung, konnte aber nichts entdecken.

„Du siehst Gespenster, Sostoch“, wehrte er ärgerlich ab. „Du mußt dir mal eine Brille verpassen lassen! Los, beeilt euch! Die Deutschen kommen immer mehr die Straße herauf, unsere Leute können sie nicht mehr aufhalten!“

Igor Sostoch schwieg beleidigt. Schiwonow mochte vielleicht ein guter Offizier sein, aber anscheinend war er doch ein großer Dummkopf, der sich einbildete, nur seine Meinung galt etwas.

Der Sanitäter wollte gerade eine neue MG-Trommel füllen, als er es von drüben kurz aufblitzen sah. Im selben Moment begann wildes Geschiesse. Der Sanitätsgefreite Sostoch aus Beresko- wa spürte noch einen heftigen Schlag gegen die Brust, und ehe er tot niederstürzte, dachte er noch: Ich habe doch recht gehabt, Genosse Unterleutnant!

Schiwonow zog ihn zu sich heran und sah in sein erstarrtes Gesicht. Sostoch war tot, da gab es keinen Zweifel. Er fühlte, wie die Wut gegen den Kapitän und gegen den Feind in ihm hochstieg.

Er richtete sich auf, als Kapitän Illitisch mit bleichem Gesicht in das Zimmer kam.

„Wir bekommen keine Verbindungen mehr zum Bataillon“, stieß er heiser hervor. „Das Telefon ist kaputt. Und unsere Funkstelle ist von den Deutschen schon eingenommen!“

„Dann gibt es für uns nur eines“, meinte Schiwonow und deutete auf die zerschossene Fensterscheibe und die Männer in der Stube, die hinter einem leichten MG lagen. „Entweder wir kämpfen – oder wir ergeben uns!“

„Wir kämpfen!“ rief Illitisch entschlossen und sprang ans Fenster. Hinter den Sandsäcken kauern, feuerte er das Magazin seiner MPi leer.

Innerhalb weniger Minuten war das Haus erfüllt von den Detonationen der Schüsse und von beißendem Pulverdampf, der den Verteidigern bald den Atem nahm.

Feldwebel Ustow und zwei Mann gelang es noch, sich bis zum Haus ihres Kompanieführers durchzuschlagen.

Kapitän Illitisch sah ihn erstaunt an.

„Wo kommen Sie her, Genosse Ustow?“

„Ich habe mit dem ersten und dritten Zug versucht, die Deutschen aufzuhalten“, keuchte der Feldwebel und zuckte resigniert die Schultern. „Aber es hat nicht geklappt. Die Deutschen haben das Dorf bald eingenommen!“

„Und wo sind die anderen?“ fragte der Kapitän.

„Gefallen – oder gefangen!“

Illitisch wandte das Gesicht ab. Als er den Kopf hob, mit unbeweglichem Gesicht ein neues Magazin einschob und ein paar Handgranaten vor sich hinlegte, sahen ihn die Männer fragend an.

„Wir versuchen einen Ausbruch! Hier haben sie uns in kürzester Zeit ausgeräuchert!“

„Aber das ist ja Wahnsinn!“ fuhr Unterleutnant Schiwonow auf. „Hier sind wir noch verhältnismäßig sicher, und es kann lange dauern, bis die Germanskis heran sind! Nein ...“

„Noch gebe ich hier die Befehle, Genosse Unterleutnant!“ unterbrach ihn Illitisch scharf. „Wir versuchen einen

Ausbruch, vielleicht gelingt es uns, daß wir uns nach Nordwesten durchschlagen können. In den Wäldern vor Wsward liegen doch Truppen von uns.“

„Aber nur vielleicht ...“, schrie Schiwonow schrill, und in seinen dunklen Augen glitzerte es tückisch. „Höchstwahrscheinlich schießt man uns aber vorher ab!“

„Sehen Sie mal auf meine MPi“, unterbrach ihn Illitisch kalt. „Die zeigt genau auf Ihren Bauch – und wenn Sie jetzt nicht vor mir hergehen, drücke ich ab. Also los!“

Vor Schreck bleich, wandte sich Schiwonow ab und ging zur Tür. Illitisch griff an ihm vorbei, riß die Tür auf und stieß ihn hinaus. Wild um sich schießend, stürmte der kleine Unterleutnant über die Straße. Doch ehe er um die Ecke biegen konnte, blieb er urplötzlich, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gerannt, stehen. Er drehte sich langsam um seine eigene Achse, bevor er zu Boden stürzte und reglos liegenblieb. Über ihn hinweg rannten noch zwei Männer, die ebenfalls nach einigen Metern liegenblieben.

Kapitän Illitisch und Feldwebel Ustow versuchten nach rechts auszuweichen. Unterm eiligen Dahinlaufen sah der Kapitän vor sich einen Deutschen auftauchen. Illitisch zog den Abzug seiner Maschinenpistole durch, und der Deutsche wurde zurückgeschleudert.

Aber als Illitisch an ihm vorbeiwollte, sah er, daß der Schwerverwundete noch immer seine MPi in den Händen hielt, und als der Russe seinen Lauf abbremsen wollte, um noch einmal seine Waffe abzurücken, sah er die kleinen Mündungsblitze aus der MPi des Deutschen aufflammen, auf sich zurasen und spürte die harten Einschläge in seinem Körper.

Feldwebel Ustow sah noch fast überlebensgroß plötzlich ein von Narben entstelltes Gesicht vor sich auftauchen, und bevor er von seiner Waffe Gebrauch machen konnte, wirbelten ihn schon die Stahlmantelgeschosse im schnellen Lauf herum. Er drehte sich schwerfällig um seine eigene Achse, und dann fiel er – fiel unaufhörlich. Er war schon tot, ehe er schwer in den Schnee schlug, der sich blutig unter ihm färbte.

Leutnant Fischer wischte sich müde den Schweiß von der Stirn. Ihm war trotz der Kälte in der Hitze des Gefechts heiß geworden. Er warf noch einen kurzen, fast nachdenklichen Blick auf den Toten zu seinen Füßen, dann wandte er sich ab und rief seinen Männern zu: „Wir müssen das Haus durchsuchen!“

Unter den nötigen Vorsichtsmaßnahmen betrat er als erster, gefolgt von seinen Leuten, das Haus des ehemaligen Starosten. Im Keller fanden sie die vor Angst zitternden Zivilisten.

Um 21.45 Uhr war das Dorf in der Hand der verbündeten Spanier und Deutschen. Langsam sanken drei Häuser des Ortes in Schutt und Asche, die bei dem Kampf in Brand geraten waren. Der rötliche Flammenschein beleuchtete gespenstisch die Toten auf den Straßen.

14 Russen gingen in Gefangenschaft, 22 Mann der Dorfbesatzung waren verwundet worden, davon acht schwer. Der Rest der hier liegenden zwei feindlichen Kompanien war gefallen, ein Teil in die Wälder geflüchtet.

Die Deutschen hatten vier Tote und vier Schwerverwundete zu beklagen, die Spanier drei Tote, einen Schwer- und mehrere Leichtverletzte. Das Dorf wurde sofort nach allen Seiten hin ab-

gesichert und Posten wurden aufgestellt. Die Offiziere bezogen Quartier im ehemaligen Gemeindehaus, dort war nun auch der Gefechtsstand.

Hauptmann Martiños, Leutnant Quartos und Leutnant Fischer waren noch lange unterwegs, um sich um ihre Männer zu kümmern.

Der Obergefreite Kopischke, ein älterer Westpreuße, begleitete dann Hauptmann Martiños und Leutnant Fischer zum russischen Revier, um dort als Dolmetscher bei der Verhandlung über die Betreuung der Verwundeten zu fungieren.

Bei ihrem Eintreten wandte ihnen die ebenfalls gefangene russische Ärztin Natascha Wassilowski, eine junge, bildhübsche Frau, nur flüchtig das Gesicht zu und wandte sich sofort wieder ab. Sie stand am Fenster, und während sie hinausschaute, rauchte sie nervös eine Zigarette. Unteroffizier Blattner, der gerade ein Operationsbesteck auskochte, um alles Nötige für drei notwendige Operationen vorzubereiten, wandte sich um und rief leise Leutnant Fischer zu sich, der sich soeben über den Schwerverwundeten Brinkmann beugte und dem danebenliegenden Unteroffizier Maier eine Zigarette reichte.

„Was ist los, Blattner?“ fragte Fischer.

„Lassen Sie bitte die Ärztin wegbringen“, sagte Blattner rauh zu ihm. „Sie weigert sich, unsere Kameraden zu versorgen. Sie ist anscheinend zu sehr Kommunistin, anstatt jetzt nur noch als Mediziner zu denken!“

„Was soll das heißen?“ Fischer runzelte ärgerlich die Stirn.

„Ganz einfach, sie will keinen unserer Männer ärztlich versorgen, Herr Leutnant“, erwiderte Blattner. „Aber zum Glück haben wir ja den spanischen Sanitätser hier. Er stand kurz vor dem Staatsexamen, und wie ich von den an-

deren gehört habe, versteht er etwas von schweren Operationen!“

„Ich werde mal mit ihr reden, vielleicht hilft sie doch“, beschwichtigte Fischer den empörten Sanitätsunteroffizier. Er ging hinüber zu der Ärztin, die weiterhin zum Fenster hinaussah.

„Kopischke!“

„Herr Leutnant!“ Der Obergefreite, der bisher mit gemischten Gefühlen neben der Tür stand, kam schnell näher.

„Sagen Sie der Frau, ich appelliere an ihr ärztliches Gewissen. Sie möchte unsere beiden Sanitäter unterstützen!“

Kopischke trat neben die Ärztin und übersetzte ihr den Wunsch des Leutnants.

Sie wandte kurz den Kopf, und in ihren dunklen nachtschwarzen Augen glitzerte es höhnisch, als sie mit klarer, fester Stimme antwortete. Kopischke fuhr ihr heftig dazwischen, aber die Ärztin drehte sich mit einem Achselzucken wieder ab.

„Was sagt sie?“ meinte Fischer ungeduldig, und Hauptmann Martiños, der gerade mit Stabsfeldwebel Fantiles eintrat – sie waren im Nebenraum gewesen, wo noch andere Schwerverwundete lagen –, sah fragend herüber, als er langsam näher kam.

„Sie sagt, sie wäre Russin und zudem, nachdem der Kampf vorbei ist, Kriegsgefangene und hätte es nicht nötig, für uns zu arbeiten. Sie würde nur ihre eigenen Verwundeten versorgen!“ übersetzte Kopischke.

Die Narben in Leutnant Fischers Gesicht glühten rot auf. „Dann sagen Sie ihr, wenn sie sich durchaus als Kriegsgefangene betrachten will, können wir sie ja einsperren, und um ihre Leute würde sich dann niemand kümmern. Sagen Sie ihr das!“

Der Obergefreite starrte ihn erschrocken an.

„Aber Herr Leutnant ... das können wir doch nicht ...“

„Ich habe Sie nicht mitgebracht, um sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was wir können oder nicht. Übersetzen Sie das, aber schnell!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“ Man sah Kopischke an, daß er seinen Zugführer nicht mehr verstand.

Während er dolmetschte, klärte Fischer Hauptmann Martiños auf. Feldwebel Fantiles hörte interessiert zu und schüttelte den Kopf. Sie sahen gespannt zu der Russin hinüber, die sich plötzlich umwandte und auf Leutnant Fischer zutrat. Schnell und erregt sprudelten ihre Sätze hervor, und ihre Augen funkelten zornig.

Fischers Gesicht blieb starr und unbewegt, als er sie ansah. Da sie fast einen halben Kopf kleiner war als er, mußte sie den Kopf in den Nacken legen, um ihn anzusehen.

„Was sagt sie, Kopischke?“ fragte er ruhig.

„Sie meint, das wäre gegen jedes Völkerrecht, denn Verwundete müßten auch von den Siegern behandelt werden, und sie würde es nicht zulassen, daß ihre Genossen hier nicht versorgt würden, und dann will sie ...“

„Es ist gut, Kopischke. Antworten Sie ihr, sie kann sich das alles ersparen, wenn sie auch unsere Verwundeten mitbetreut. Wir verlangen nichts Unbilliges von ihr. Wenn Sie ...“

„Verzeihung, Herr Leutnant, wenn ich Sie unterbreche“, mischte sich da Feldwebel Fantiles ein. Als er die verblüfften Gesichter der beiden Offiziere sah, fuhr er mit einem leichten Lächeln fort: „Ich denke, ich werde mit der Ärztin selbst sprechen. Mit Drohungen kommen wir hier nicht weiter. Wir wollen doch den Verwundeten helfen und nichts anderes!“

Er trat einige Schritte vor, machte

eine knappe Verbeugung, und Hauptmann Martiños und Leutnant Fischer fielen bald die Augen aus dem Kopf, als sie sahen und hörten, wie sich Fantiles in geläufigem Russisch mit der Ärztin unterhielt. Über das Gesicht des Dolmetschers ging ein verstecktes Grinsen, als er dem Gespräch der beiden lauschte und die verblüfften Gesichter der Offiziere sah. Es mochten gute Soldaten sein, dachte er, aber im Umgang mit Kollegen war der lange Spanier doch geschickter. Als sich Fantiles wieder den beiden Offizieren zuwandte, sagte er schlicht:

„Es ist alles erledigt. Sie wird gemeinsam mit uns die russischen und unsere Verwundeten versorgen! Ich möchte Sie jetzt bitten, uns zu verlassen, denn wir beginnen sofort mit zwei Operationen.“

„Caramba – das – das ist ja ein glatter Hinauswurf“, stieß Martiños hervor und sah Fischer kopfschüttelnd an.

Der zuckte die Schultern: „Sieht ganz danach aus, Capitán. Aber der Feldweibel hat recht, hier liegen ja Verwundete, die schnell Hilfe erwarten! Ich danke Ihnen, Feldweibel – auch im Namen meiner deutschen Kameraden!“

„Nichts zu danken, Teniente“, wehrte Fantiles bescheiden ab. „Das war für mich selbstverständlich. Ich bin doch in erster Linie Helfer der Verwundeten und erst in zweiter Linie Soldat!“

Emilio Fantiles wandte sich ab und ging hinüber zu Unteroffizier Blattner, der gerade die sterilen Bestecke zu-rechtlegte, und sagte:

„Machen Sie alles fertig zur ersten Operation. Doktor Wassilowski wird mir assistieren, Sie übernehmen die Vorbereitung der Verwundeten!“

„Jawohl, Herr Feldweibel!“

Blattner warf einen schnellen Blick hinüber zu der Ärztin, die am Wasch-

becken stand und sich gerade langsam die Hände wusch.

Hauptmann Martiños sah noch einmal hinüber zu seinem Sanitäter – von dem er bisher so wenig gewußt hatte – und verließ, gefolgt von Leutnant Fischer und Kopischke, den Verbandsraum.

„Sehen Sie, Teniente“, sagte er dann sinnend, als er sich, unter dem Vordach stehend, eine Zigarette anzündete. „So wenig kennen wir unsere Männer, mit denen wir zusammenleben. Wissen Sie auch, daß einer der Brüder von Fantiles ein gefürchteter Führer bei den Roten Truppen war, während er auf Francos¹⁶⁾ Seite kämpfte? Sehen Sie, so sah es damals in meiner Heimat aus!“

„Und – was wurde aus seinem Bruder?“ fragte Fischer, „ich meine – nachdem der Bürgerkrieg vorbei war?“

„Er fiel wenige Tage vor Kriegsschluß unter den Kugeln eines nationalen Exekutionskommandos!“ antwortete Martiños. „Rodrigo Fantiles fiel mit drei Mann bei einem Sprengstoffanschlag unseren Truppen in die Hände. Kommen Sie, wir gehen noch einmal die Posten kontrollieren!“

Fischer wandte sich an Kopischke, der unschlüssig abseits stand und eine Zigarette rauchte.

„Gehen Sie zurück in Ihr Quartier, Kopischke, ich brauche Sie heute nicht mehr – und besten Dank!“

„War gerne geschehen, Herr Leutnant.“ Der Obergefreite grüßte: „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

In dem provisorischen Operationsraum lag Unteroffizier Brinkmann auf dem Tisch festgeschnallt.

Links von ihm stand Fantiles, ihm gegenüber die Russin, an seinem Kopfende stand ein riesiger Kosake als rus-

sischer Sanitätshelfer, und Unteroffizier Blattner stand seitlich hinter der Ärztin. Er reichte das Besteck.

„Fertig?“ Ein schneller Blick Fantiles in die Runde. Seine Augen blieben Sekunden länger als üblich an den schwarzen Augen der Russin hängen.

„Fertig!“

„Skalpell!“

Mit raschen, geschickten Schnitten trennte Fantiles die vorher abgeklammerte Arterie, Muskeln und beschädigten Hautlappen.

„Die Naht!“ Kurz, knapp und sachlich kamen seine Anordnungen.

Eine halbe Stunde später nähte Natascha Wassilowski die Hautlappen über dem Stumpf zusammen.

„Er kommt schon zu sich“, brummte der Kosake Saharow und warf Fantiles einen fragenden Blick zu.

„Wir sind fertig! Wir geben ihm noch eine leichte Injektion. Sein Herz ist durch den Blutverlust so geschwächt, daß er keine Narkose mehr vertragen kann. – Danke!“

Er nickte der Russin zu. Sie nickte leicht zurück und wandte sich ab.

Während die beiden Sanitäter den frisch Operierten hinaustrugen, zogen sie sich die Handschuhe aus und warfen sie in das bereitstehende Becken. Sie wuschen sich noch die Hände, da wurde schon der nächste Verwundete hereingebracht.

Es war ein russischer Sergeant mit Schultersteckschuß und Oberarmschußbruch.

„Fertig?“

„Fertig!“

Fantiles warf der Kollegin einen fragenden Blick zu und deutete kurz auf den Verwundeten, der in Narkose lag.

„Wollen Sie?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein – machen Sie weiter, ich assistiere!“

„Gut!“

Der Schweiß lief Fantiles in Strömen über das Gesicht, denn die große Kerosinlampe strahlte eine starke Hitze aus. Mit einem schnellen Blick auf den konzentriert arbeitenden Spanier trat der Kosake Saharow hinter ihn und wischte ihm mit einem Schweiß Tuch über das Gesicht.

„Danke! Aber das nächstmal bleiben Sie auf Ihrem Platz!“ knurrte Fantiles. Der zersplitterte Oberarmknochen des Russen machte ihm zu schaffen. Immer wieder holte er kleine Splitter aus der Wunde. Als er den Knochen soweit hatte und den Wundkanal säuberte, fragte die Ärztin:

„Wäre eine Resizierung nicht besser?“

Er hob den Kopf und sah sie ernst an.

„Ich will versuchen, dem Mann den Arm zu erhalten. Er wird zwar verkürzt bleiben – aber der arme Teufel behält seinen Arm.“

Natascha Wassilowski sah ihn lange an, bevor sie den Blick wieder senkte.

Irgend etwas an diesem hageren langen Spanier verwirrte sie. Waren es die melancholischen dunklen Augen oder war es sein sicheres, geschicktes Arbeiten? Ja, er hatte vorhin recht gehabt, als er sie fast beschwörend bat zu helfen.

Sie arbeiteten bis in den frühen Morgen hinein, und als sie endlich ihre blutigen Kittel abbanden und die Handschuhe abstreiften, wußten sie, daß sie alles Menschenmögliche getan hatten, um den Männern zu helfen, denen der Krieg so schreckliche Wunden gerissen hatte. Und die Soldaten, die Stunden vorher noch erbitterte Gegner waren, lagen jetzt friedlich nebeneinander und schliefen den Schlaf der Genesung.

Natascha Wassilowski strich sich die Haare aus dem Gesicht, nachdem sie sich langsam die Hände abgetrocknet hatte, und reichte Fantiles eine Ziga-

rettenpackung hin. Sie sah die Müdigkeit in seinem bleichen Gesicht und die tiefen Schatten, die um seine Augen lagen.

„Danke!“ lächelte er müde und gab ihr Feuer.

Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. „Schon halb fünf. Ich denke, wir sehen zu, daß wir noch ein bißchen Schlaf bekommen.“

„Sie haben recht“, nickte Fantiles und drückte die halbgerauchte Zigarette aus. „Ich sehe noch einmal nach den Verwundeten, dann gehe ich in mein Quartier!“

„Wohnen Sie denn nicht hier im Haus?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, ich wohne zwei Häuser weiter bei meinen Kameraden. Der deutsche Sanitätsunteroffizier bleibt hier im Haus“, antwortete Fantiles und ging nach draußen.

Er machte noch einen Rundgang durch die Krankenzimmer, gab Blätterner noch einige Anweisungen und trug ihm auf, wenn etwas Besonderes sein sollte, ihn sofort wecken zu lassen.

„Wird gemacht“, versicherte Blätterner. „Ich löse mich mit den anderen Sanitätern in der Nachtwache ab!“

Fantiles zog leise die Tür hinter sich zu.

Im Flur traf er Natascha Wassilowski.

„Es ist alles in Ordnung. Ich gehe jetzt, sonst schlafe ich noch im Stehen ein!“

Fantiles zog sich schnell seinen Mantel an. „Gute Nacht!“ lächelte er und ging nach draußen.

„Gute Nacht, Kollege!“

Natascha Wassilowski sah der hageren Gestalt nach, die langsam über die Straße ging.

Sie mußte noch lange an den spanischen Soldaten denken, der in erster Linie Arzt und Helfer war.

Nur einem russischen Soldaten war es gelungen, dem blutigen Kampf in Chiloj Teherez zu entkommen. Und er sollte es sein, der mit seiner Meldung noch viel Unheil über diesen Stützpunkt, der nun von den Deutschen und Spaniern besetzt war, bringen sollte.

Es war Sergeant Raskin.

Mit viel Geschick und auch viel Glück gelang es ihm, nur von einem Streifschuß am rechten Oberarm verwundet, den umherstreifenden Deutschen, die das Dorf nach der Einnahme genau durchsuchten, zu entkommen.

Er war noch dabei, als der zweite Zug, den er gerade holen sollte, restlos aufgerieben wurde. Als er sah, daß hier nichts mehr zu gewinnen war, verkroch er sich inmitten eines Holzstoßes.

Als Ruhe im Dorf eingekehrt war, schlich er sich so geräuschlos als möglich davon, erbeutete noch ein paar Skier, und unter Umgehung von zwei deutschen Posten verließ er dann das Dorf in Richtung Norden. Sein Ziel war das IV. Panzerbataillon, von dem er wußte, daß mindestens eine Kompanie in Kristewo, etwa 40 Kilometer entfernt von hier, lag.

Er legte nur einmal eine kurze Rast ein, orientierte sich nach den Sternen, die er hin und wieder an dem von jagenden Wolken bedeckten Himmel sah, steckte sich ein paar Sonnenblumenkerne in den Mund und lief wieder weiter. Seine Lungen gingen keuchend, und sein Herz jagte, sein Atem stand wie eine helle Rauchfahne vor seinem Mund, den er mit seinem Schal bedeckt hatte. Aber unermüdlich glitt er Fuß vor Fuß auf dem knirschenden Schnee dahin. Er wußte, er durfte nicht eher rasten, bis er an seinem Ziel angelangt war, denn sonst war er verloren. Hier in dieser Einöde der dichten Wälder nach einem Dorf zu suchen war ein

sinnloses Unterfangen. Da konnte er tagelang herumirren.

Im Osten graute schon der neue Tag, als er aus dem Wald heraus plötzlich anrufen wurde:

„Stoj!“¹⁷⁾

Raskin verhielt sofort.

„Nicht schießen, Kameraden! Ich bin Sowjetsoldat!“ rief er in den Wald hinein.

„Warte, ich komme und werde dich genauer ansehen!“ antwortete eine laute Stimme. Dann wurden drüben einige schnelle Worte gewechselt, und kurz darauf stapfte eine in einem Schneehemd steckende Gestalt heran.

„Woher kommst du, Genosse?“ fragte der Mann.

„Aus Chiloj Teherez! Unser Stützpunkt wurde überrannt und eingenommen. Ich bin der einzige, der entkommen konnte, und wollte zum IV. Bataillon der 22. Panzerdivision, das hier in der Nähe liegen muß!“

„Da bist du richtig, Genosse“, brummte der andere. „Hier in diesem Abschnitt liegen zwei Kompanien, das Regiment ist 30 Kilometer weiter weg, und zwei Kompanien von uns sind bei Wswad eingesetzt! Komm, ich bring’ dich zu unserm Kapitän!“

Raskin lief hinter dem Posten her, der ihn durch den Wald führte und dann vor einem gut getarnten Unterstand haltmachte.

Raskin sah sich um und stellte fest, daß er sich auf einer kleinen Waldlichtung befand. Ringsherum standen gut in Deckung der Bäume die schweren Ungetüme von T-34-Panzern¹⁸⁾.

Bevor er sich noch fassen konnte, hatte ihn der Posten schon die wenigen Treppen in den Erdbunker hinuntergestoßen, und Raskin schloß geblendet die Augen, als er in das grelle Licht einer Petroleumlampe saute.

„Wir haben da einen Burschen auf-

gelesen, der behauptet, aus Chiloj Teherez zu kommen, Kapitän!“ meldete der Posten kurz, als sich aus der Ecke des Bunkers bei ihrem Eintreten ein untersetzter, bullig wirkender Mann erhob. Aus einem breiten, braungebrannten Gesicht sahen ein paar unwahrscheinlich helle Augen.

Der Mann erhob sich gähmend und zog sich seine Uniformbluse über, die neben der Pritsche auf einem Stuhl hing.

Jetzt sah Raskin auch die Kapitänsabzeichen.

„Ist gut, Genosse Schichkin, geh wieder zurück auf deinen Posten und schick mir Oberfeldwebel Ruwitsch herüber, ich brauche ihn gleich!“

„Zu Befehl, Kapitän!“ Der Posten polterte wieder die vier Treppen hinauf.

Plötzlich schälten sich noch drei Männer aus ihren Decken. Als sie alle vor dem Kapitän um den Tisch standen, auf dem außer dem Telefon noch ein paar Geländekarten sowie ein trockener Laib Brot und eine halbleere Flasche Wodka lagen, sah Raskin, daß alles Offiziere waren. Zwei Leutnante und ein junger Unterleutnant, der bestimmt nicht älter war als 19 Jahre.

Der Kapitän schob Raskin nach einem schnellen Blick ein Wasserglas voll Wodka über den Tisch.

„Da, Genosse Sergeant, trink erst mal einen Schluck, bevor du beginnst. Du siehst ganz danach aus, als wenn du einen brauchen könntest!“

„Danke, Kapitän!“ – Raskin griff nach dem Glas und trank in kurzen Schlucken den scharfen Schnaps. Er spürte, wie das belebende Getränk die Kehle hinunterrann und seinen Körper erwärmte.

„Nun berichte, Genosse Sergeant!“ befahl Kapitän Kalkoff kurz. In kurzen, knappen Sätzen berichtete Raskin,

was sich gestern in Chiloj Teherez zuge tragen hatte; angefangen von dem frühzeitig entdeckten Angriff an der Nordseite bis zur endgültigen Niederlage seiner Kompanie.

„Verdammt, sind die Germanskis schon so weit?“ fluchte der Kapitän und griff nach dem Telefon.

„Hier ist ‚Sonnenblume‘, verbinden Sie mich sofort mit ‚Schneeadler‘ ... Wie ...? ... Ja, es ist dringend!“

Unruhig klopfte Kapitän Kalkoff mit dem Bleistift auf den Tisch. Er warf dem erschöpften Sergeanten einen schnellen, ungeduldigen Blick zu und sagte zu seinem Unterleutnant.

„Schieben Sie mal für den Mann einen Stuhl heran, er kippt uns sonst noch um. – Ja ... hier ist ‚Sonnenblume‘!“

Kalkoff lauschte konzentriert in den Apparat, allerhand Decknamen schwirrten durch das Telefon, endlich meldete sich ‚Schneeadler‘:

„Major Rastiwkow, ‚Schneeadler‘!“

„‚Sonnenblume‘, Kapitän Kalkoff. Ich muß dringend den Kommandeur sprechen, Genosse Major!“ sagte Kalkoff drängend.

„Ist es unbedingt notwendig? Der Genosse Oberst ist erst vor einer knappen Stunde schlafen gegangen!“

„Es muß sein, Genosse Major! Es ist dringend“, wiederholte Kalkoff ungeduldig.

„Gut, bleiben Sie am Apparat!“

„Jawohl, danke!“

Die Minuten rannen träge dahin. Zwischendurch meldete sich noch einmal die Vermittlung, die anfragte, ob noch gesprochen würde. Dann endlich hörte Kalkoff das polternde Organ seines Regimentskommandeurs, Oberst Sermanjow.

„Hier ‚Schneeadler‘, Sermanjow!“

„‚Sonnenblume‘, Kapitän Kalkoff! Ich habe hier einen Mann bei mir, der

aus Chiloj Teherez kommt. Es sieht so aus, als wenn er der einzige wäre, der dort entkommen ist. Der Stützpunkt ist von den Deutschen besetzt und unsere Besatzung vernichtet!“

„Verflucht nochmal!“ schrie der Oberst wild. Dann verlangte er eine eingehende Schilderung des Geschehens, und Kalkoff berichtete ihm kurz und sachlich, was er von Raskin gehört hatte. Nach einigem Hin und Her gab Oberst Sermanjow seine Befehle.

„Sie rücken mit Ihrer Kompanie und einer Hälfte der 3. Kompanie, die sofort zu Ihnen stößt, in Richtung des Stützpunktes vor und greifen an. Ich werde gleich die Division verständigen, und ich denke, daß einige Infanterieeinheiten schnellstens herangebracht werden können. Wir müssen auf jeden Fall versuchen, Chiloj Teherez wieder zurückzuerobern. Und bei den schwachen deutschen Kräften dürfte das auch nicht zu schwerfallen. Ich vermute, daß die Deutschen zur Unterstützung ihrer Leute nach Wswad unterwegs sind. Also, sofort alarmieren und abrücken! Schicken Sie mir den Sergeant zurück, er wird hier noch benötigt! Alles klar?“

„Jawohl, Genosse Oberst. Mit meiner Kompanie und einer Halbkompagnie der dritten sofort auf Chiloj Teherez vorstoßen und den Stützpunkt angreifen! Den Sergeanten zum Stab schicken!“

„Jawohl, Ende!“

„Ende!“ Kapitän Kalkoff kurbelte ab und sprang auf.

„Alles fertig machen zum Abrücken!“ befahl er kurz, während er sich schnell vollends anzog. „In zwanzig Minuten will ich die Kompanie abmarschbereit sehen! Und Sie, Sergeant ...“, Kalkoff sah zu Raskin hinüber, der ihn stumm anstarrte ..., „Sie werden von einem meiner Männer zum Regiment gebracht. Sie werden dort

noch gebraucht. Gehen Sie in den Nachbarbunker und lassen Sie sich schnell noch was zu essen geben!“

„Danke, Kapitän, ich ...“, stotterte Raskin und erhob sich.

„Los, los, machen Sie schon, wir haben keine Zeit mehr“, drängte Kapitän Kalkoff und stürmte schon an dem verletzten Raskin vorbei nach draußen.

In zwanzig Minuten standen die Panzer mit brummenden Motoren abmarschbereit, so, wie es der Kapitän befohlen hatte.

Er sah aus der Kommandantenluke seines Führerpanzers, überschaute noch einmal seine Kompanie – dann gab er das Zeichen: „Panzer marsch!“

Wolken von Schnee aufstiebig und hinter sich zurücklassend, setzten sich die stählernen Kolosse rasselnd in Bewegung. An der nächsten Wegbiegung stießen noch acht Panzer der 3. Kompanie zu ihnen. Mit donnernden, schwer arbeitenden Motoren fuhren sie in den grauen Wintermorgen dem Feind entgegen.

In der Zwischenzeit jagte beim Regimentsstab ein Telefongespräch das andere. Ein Infanteriebataillon wurde schnellstens in Marsch gesetzt, und gegen Morgen sollten zwei Staffeln Schlachtflieger den Ort angreifen. Es mußte versucht werden, die Deutschen entweder aus ihren eroberten Stellungen wieder zu vertreiben oder sie vollständig aufzureiben.

Während um Chiloj Teherez noch heftig gekämpft wurde, machte sich Oberleutnant Roca mit seinen Männern und den Gefangenen auf den Weg nach dem heißumkämpften Ort.

Die Strecke war doch wesentlich länger, als sie angenommen hatten, das stellten sie fest, als sie um die Biegung waren, wo sie das Dorf vor sich sahen.

„Da scheint ganz schön was los zu sein“, meinte Servatos und deutete in die Richtung, aus der das Feuer zu ihnen herüberschallte.

„Es ist auch anzunehmen, daß sich der Gegner nicht so ohne weiteres werfen lassen wird, Miguel“, sagte Roca und schaute angestrengt über das Weiß der Landstraße. „Wir müssen uns ein bißchen beeilen, vielleicht können wir den Kameraden noch helfen!“

„Oder wir geraten mitten hinein“, erwiderte Servatos skeptisch. „Denn dort geht es bestimmt drunter und drüber. Wir können nur zusehen, daß unsere Leute den Rücken freihaben! Und zudem – wir haben bestimmt noch eine halbe Stunde vor uns!“

„Si, aber wir wollen uns trotzdem beeilen! Bleib du am Ende und treibe vor allen Dingen die Gefangenen ein bißchen an, die halten uns nämlich sonst unnötig auf!“

„Zu Befehl, Teniente!“

Servatos blieb zurück und ließ die kleine Kolonne an sich vorbeiziehen. Als er sah, daß den Russen vor Anstrengung der Schweiß über die Gesichter rann, unterließ er es, die Männer noch mehr anzutreiben. Sie waren ja auch nur arme Teufel, genau wie er und seine Kameraden. Servatos begnügte sich damit, dann am Ende hinterherzufahren. Dabei hielt er sichernd nach rückwärts Ausschau. Man mußte von allen Seiten mit Überraschungen rechnen.

Oberleutnant Roca erreichte den Ort mit seinen Männern erst, als schon alles vorbei war und das Dorf nach vorborger Russen durchsucht wurde.

Sie sahen stumm die Toten auf den Straßen liegen, und jeder konnte sich lebhaft vorstellen, wie heiß es hier zugegangen war. Die gefangenen Russen wurden abgeliefert und mußten mit den anderen zusammen die Straßen von den Spuren des Kampfes säubern.

Oberleutnant Roca meldete sich bei Hauptmann Martiños zurück, und Feldwebel Servatos suchte sich mit den übrigen Quartier. Mitternacht war lange vorbei, als endlich etwas Ruhe in Chiloj Teherez einkehrte. Die Männer schliefen den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Sie wußten, daß sie nur wenige Stunden Ruhe haben würden, denn es war nicht anzunehmen, daß sich der Gegner ruhig verhalten würde.

Die trügerische Ruhe hielt auch nur bis elf Uhr vormittags an. Dann hörte die Besatzung des Dorfes starkes Motorengedröhn von Nordosten her, das sich rasch dem Ort näherte.

„Fliegeralarm!“ gellten die Rufe durch die Straßen und pflanzten sich von Haus zu Haus fort.

Da kamen sie auch schon angebraust.

Zwei Staffeln Schlachtfieger. Mit aufheulenden Motoren kamen sie aus der Wolkendecke heraus, und Sekunden darauf fielen die ersten Bomben. Schlecht gezielt allerdings, denn sie fielen weit hinter dem Ort auf die Äcker, wo sie keinen Schaden anrichteten.

Die zweite Staffel traf schon etwas genauer. Ihre Lage fiel in die rechte Front der Häuserreihen, und die Bomben forderten viele Opfer unter den Zivilisten.

Die Soldaten lagen ausnahmslos in ihren Stellungen um das Dorf verteilt.

Aber dann donnerten die Sowjetflugzeuge im Tiefflug über den Ort, und ihre Bordwaffen zerpfügten die Straßen und Felder. Nach einer halben Stunde flogen sie wieder ab, brennende Häuser und zahlreiche tote Zivilisten zurücklassend. Unter den Soldaten waren zwei Tote und drei Schwerverletzte, von denen einer, ein deutscher Feldwebel, noch auf dem Transport zum Ver-

bandplatz, der während des Fliegerangriffes unbeschädigt geblieben war, seinen Verletzungen erlag.

Hauptmann Martiños ließ die Stellungen weiter ausbauen. Er wußte, daß der sowjetische Gegenangriff nicht lange auf sich warten lassen würde. Die Deckungslöcher wurden tiefer gegraben und die Stellungen untereinander mit Laufgräben verbunden.

Die Soldaten arbeiteten sich warm. Sie schwangen die Kreuzäxte und Hacken und rangen dem steinhart gefrorenen Boden seichte Löcher und Gräben ab. Noch war nichts vom Feind zu sehen oder zu hören. Es waren aber noch keine 15 Minuten nach dem Fliegerangriff vergangen, da hörten sie aus dem Wald heraus das bekannte „Plopp-Plopp-Plopp“ der russischen Granatwerfer.

Noch lagen die ersten Schüsse weit vor den Stellungen und stanzten in die weiße Schneedecke dunkle Flecken.

Die Gesichter unter den weißgekalkten Stahlhelmen wurden ernst und drückten Besorgnis aus. Die Soldaten sahen hin und wieder zum dichten Wald hinüber.

Feldwebel Servatos, der neben Carcasa und Lacosta, einem kleinen Andalusier, stand, spähte angespannt hinüber zum Wald. Sie zogen alle drei unwillkürlich die Köpfe ein, als eine Granate knapp vor ihnen in die harte Erde schlug.

„Verdammt, die Brüder schießen sich langsam ein“, murmelte Servatos wütend.

„Was denn sonst, hast du vielleicht gedacht, sie wollen uns nur Begleitmusik zur Arbeit machen?“ meinte Carcasa sarkastisch und schob sich den Stahlhelm ins Genick.

„Mensch, rede doch bloß nicht immer so irrsinnig“, knurrte Servatos. „Ich befürchte bloß, diesmal wird es weni-

ger glimpflich für uns ausgehen. In diesem lausigen Nest sitzen wir fest.“

„Unser Capitan wird schon einen Weg finden, um uns von hier herauszubringen!“ sagte Lacosta zuversichtlich.

„Der ist auch kein Herrgott“, entgegnete Carcasa ruhig, während er noch einmal das MG überprüfte. „Wenn sie uns hier in die Zange nehmen, haben wir ganz schön zu strampeln, bis wir wieder Luft haben. Es wird schon ...“

Carcasa unterbrach sich und hob lauschend den Kopf. In seinen dunklen Augen stand leichtes Erschrecken, und als er den Kopf wandte und in das gespannte Gesicht Servatos' sah, wußte er, daß er sich in seinen Vermutungen nicht getäuscht hatte.

„Santa Virgin ...“, flüsterte er, „hörst du das, Miguel ...?“

„Si ... Fernando“, gab der Feldwebel gelassen zur Antwort. „Ich habe keine Warte in den Ohren. Das sind Panzer!“

Er schaute sich kurz um und sah, daß auch schon andere dieses brummende und mahlende Geräusch aus dem Wald gehört hatten.

„Panzer kommen!“ rief jemand aus seinem Loch einem anderen zu, und nach wenigen Minuten war der Ruf durch die ganze Stellung gegangen. Da kamen auch schon Hauptmann Martiños und Oberleutnant Roca angestürzt. Leutnant Quartos und Leutnant Fischer waren in den anderen Stellungen bei ihren Männern.

„Panzerkampfmittel fertig machen!“ befahl Martiños und blieb einige Minuten im Abschnitt von Oberleutnant Roca, dann hastete er weiter, um zum Dorfeingang zu kommen. Dort standen drei russische Pakgeschütze in Stellung. Die Geschützführer waren drei Deutsche, die einigermaßen mit den Kanonen umgehen konnten. Ihre spanischen Kameraden sahen zwar bleich, aber gefaßt dem Panzerangriff

entgegen. Ihnen ging es wie jedem Landser, wenn der Ruf „Feindpanzer“ durch die Stellungen ging. Es war ein unangenehmes Gefühl, die schweren stählernen Ungetüme auf sich zuwalzen zu sehen.

„Alles in Ordnung?“ fragte Martiños den deutschen Unteroffizier am ersten Geschütz.

„Jawohl, Herr Hauptmann!“ meldete der Mann kurz. „Wir haben pro Geschütz sechzig Schuß Munition, das wird genügen.“

„Gut, laßt sie so nahe als möglich herankommen – und dann feuert los“, meinte Martiños und eilte schon wieder weiter.

Unterwegs kam ihm ein Melder entgegengelaufen.

„Stellungen am Nordrand besetzt, Capitan!“ meldete er, als er seinen Chef erkannte.

„Danke! Sagen Sie Teniente Quartos, er soll sich nicht dazu verleiten lassen, aus den Stellungen im Gegenangriff vorzubrechen. Er muß in den Stellungen verbleiben!“

„Zu Befehl, Capitan!“

Der Melder hetzte wieder davon, und Martiños eilte zur Südseite des Ortes. Dort lag Leutnant Fischer mit dem Großteil seiner Männer.

Das Brummen der Motoren im Nordosten des Waldes verdichtete sich immer mehr. Und schon hörte man deutlich das Klirren der schweren Panzerketten.

Plötzlich schoben sich die ersten Ungetüme aus der Deckung des Waldes heraus. Und schon blitzte es aus ihren Rohren auf, und dann rauschte es orgelnd heran. Die erste Lage fetzte ins Dorf, noch weit über die deutsch-spanischen Stellungen hinweg. Dann folgten kurz hintereinander noch eine und

eine dritte. Die Hölle brach los, und für Sekunden starteten die Männer entsetzt hinüber zum Dorf, wo dichte Rauchwolken aufstiegen.

Kettenklirrend kamen die Kolosse näher heran. Jetzt waren es schon sechs – sieben – acht – neun Stück.

Am rechten Flügel rasselte ein MG los. Und am Ortseingang hallte das trockene Krachen der Pakgeschütze.

Einer der Panzer flog berstend auseinander, und sein Turm stürzte etliche Meter entfernt auf die Erde. Auch am Nord- und Westrand setzte heftiges Abwehrfeuer ein. Der Gegner hatte das Dorf umstellt und versuchte, es von allen Seiten anzugreifen.

Nun sahen die Soldaten in den Deckungslöchern und Gräben hinter den feindlichen Panzern auch dunkle Gestalten auftauchen. Die sowjetische Infanterie griff im Schutz der Panzer an.

Zwei Panzer blieben schon im Vorfeld vernichtet liegen. Aber die anderen sieben rollten rasselnd näher. Kurz anhaltend, spie aus ihren Rohren Tod und Verderben.

„Sanitääääter ...!“ gellte ein Schrei durch die Gräben. Die ersten Verwundeten schrien auf.

Caporale Carcasa lag hinter seinem MG und jagte Garbe um Garbe gegen die anrollenden Panzer und die dahinter anstürmenden Rotarmisten. Aus den Schützenlöchern und -gräben patschte unregelmäßiges Schützenfeuer.

Mitten im dichten Feuer der feindlichen Panzer stand die eine Pak, nur notdürftig in dem steinharten Boden gedeckt. Der Unteroffizier der Bedienung, der selbst schoß, vernichtete innerhalb von zehn Minuten vier Feindpanzer. Aber dann ereilte auch ihn sein Schicksal. Ein Volltreffer ließ von Geschütz und Mannschaft nur noch ein

paar verbogene Eisenteile und tote Körper übrig.

Die letzten beiden Panzer wurden nur wenige Meter vor den Stellungen von ein paar beherzten Männern mit Hafthohlladungen erledigt. Brennend standen sie da, und im Schutz der dichten Qualmwolken versuchten die feindlichen Infanteristen noch näher heranzukommen, aber sie wurden mit blutigen Köpfen abgewiesen.

Der eine noch verbliebene Panzer machte kehrt und verschwand wieder in der Deckung des Waldes.

Der Angriff an der Ostflanke war abgeschlagen.

An der Nordflanke kämpfte Leutnant Quartos mit den Männern seines II. Zuges verzweifelt, um den Vorstoß von vier Panzern, begleitet von sowjetischen Infanteristen, aufzuhalten.

Zwei Panzer wurden zwar in Brand geschossen, aber die anderen beiden rollten näher.

Da entschloß sich Leutnant Quartos, mit dem deutschen Obergefreiten Winkler, einem erfahrenen Panzernahkämpfer, den Panzern zu Leibe zu rücken. Noch zwei Männer, Unteroffizier Manners und Unteroffizier Ortegas, begleiteten sie.

Leutnant Quartos lag geduckt neben dem Deutschen. Sie sahen starr auf den heranklirrenden Panzer, der nur wenige Meter neben ihnen in den Graben einbrechen wollte. Sie lagen in einem Trichter und konnten somit von der russischen Panzerbesatzung nur schlecht eingesehen werden.

„Passen Sie auf die Infanteristen auf“, rief ihm Winkler zu. Der Leutnant verstand nur „aufpassen“ und „Infanteristen“, und er wußte genug.

Winkler starrte über den Trichter und schätzte die Meter, die der

Panzer noch entfernt war. Er warf einen schnellen Blick nach links – dort sah er einige Rotarmisten über das Feld hetzen und in einer dichten Schneewolke halbrechts verschwinden.

„Fertig – los!“

Der Obergefreite sprang auf und lief in kurzen Sätzen im schrägen Winkel auf den Panzer zu. Die Hafthohlladung hielt er dicht an sich gepreßt. Dann war er heran. Er schwang sich auf den hinteren Einstieghaken, zog sich mit einem Arm hoch, und dann lag er flach unter dem Turmdrehkranz. Die Ladung knallte auf die Stahlplatte, er schlug den Zündstift hinein, und dabei vernahm er hinter sich die MPI des Spaniers rasseln und das Detonieren von Handgranaten. Leutnant Quartos wehrte eine Gruppe von Russen ab, die seinen deutschen Kameraden aufhalten wollten.

Winkler verschwand mit einem mächtigen Satz vom Panzer, er spürte noch einen heftigen Schlag gegen den linken Unterschenkel, der ihn halb herumriß, dann rollte er, sich mehrmals überschlagend, in Deckung.

Keine Sekunde zu früh.

Mit einem schmetternden Schlag und einer grellroten Lohe brach der Panzer auseinander. Der Turm wurde seitwärts weggerissen und schlug in eine Gruppe Sowjetsoldaten, die gerade wenige Meter vor der Stellung waren und ihre Handgranaten wurfbereit machten. Todesschreie gellten zwischen den detonierenden Handgranaten auf.

Die Spanier kamen aus ihrem Graben hoch und griffen nun ihrerseits die verwirrten Russen an. Der zweite Panzer war ebenfalls kampfunfähig gemacht worden und drehte sich mit aufheulendem Motor verzweifelt im Kreis.

Unteroffizier Ortegas wurde, bevor er den Panzer noch erklimmen konnte, von einer Kugel im Rücken getroffen

und taumelte sekundenlang haltlos hin und her. Dann sah er, wie durch einen dichten roten Schleier, wie der russische Panzer auf einmal herumruckte und direkt auf ihn zukam.

Ortegas taumelte zur Seite, straukelte und wußte in derselben Sekunde, daß es mit ihm zu Ende war. Er war zu schwer verwundet, um dem Panzer noch zu entgehen. Er schlug den Stift der Ladung durch, und das letzte, was er noch sah, war, wie sich die breite Kette über ihn senkte. Die Explosion, die dem Panzer die Kette auseinanderriß, spürte er schon nicht mehr.

Unteroffizier Manners, der sah, wie der spanische Kamerad endete, biß die Zähne zusammen. Nachdem er die russischen Infanteristen mit zwei Handgranaten ausgeschaltet hatte, sprang er auf, hetzte mit langen Sprüngen auf den kreisenden Panzer zu und sprang hinauf. Als eben von innen die Luke geöffnet wurde, warf er blitzschnell eine Handgranate und hinterher die Haftladung in die Öffnung.

Kaum war Manners in Deckung, schoß eine grelle Feuersäule hoch, die für Sekunden alles in grellrotes Licht tauchte. Dann war da, wo kurz vorher noch ein Panzer stand, nur noch ein lodernes Flammenmeer.

Die russischen Infanteristen ergriffen panikartig die Flucht. Die Spanier wischten sich den Schweiß aus den erschöpften Gesichtern. Sie hatten hier den Gegner abgeschlagen.

Im Kampfabschnitt von Leutnant Fischer lagen drei brennende Panzer, die innerhalb weniger Minuten erledigt worden waren.

An den zwei Pakgeschützen standen Männer, die auch im heftigsten Kampfgetümmel nicht die Nerven verloren. Wie auf dem Schießstand schoß Geschütz Nr. 2 mit seinem Geschütz-



führer, dem Gefreiten Kunze, zwei Panzer ab.

Sein Freund, Heinz Sanger, schlug dem Gefreiten auf die Schulter und schrie:

„Mensch, Karle, paß auf – fünfzig Meter weiter links, da kommt noch einer ...“

Rasch schwing Sanger, als knapp vor ihnen eine Granate kreperte und die Splitter gegen den Schutzschild der Pak prasselten.

„Du, der will uns was ...“ Das Weiter ging unter im peitschenden Knall des Abschusses. Und als er genau hinsah, erkannte er, wie dichte Qualmwolken aus dem Panzer quollen. Das Luk wurde aufgestoßen, und die Besatzung versuchte sich zu retten. Es gelang aber nur einem Mann, bis auf die Erde zu kommen. Dort brach er im Feuer der Verteidiger zusammen. Die anderen zwei stürzten bereits getroffen in den Panzer zurück.

Am Nachmittag war der erste russi-

sche Angriff, der von allen Seiten erfolgt war, abgeschlagen.

„Verlustmeldungen durchgeben!“ kam der Befehl. Die Verteidiger hatten zwölf Tote und vier Schwerverletzte, die Zivilisten im Dorf annähernd 30 Tote.

Als der Abend über den Ort hereinbrach, war das Panzergeräusch in den Wäldern verstummt. 17 sowjetische Panzer lagen zerstört vor den deutsch-spanischen Stellungen.

Die Verteidiger, die müde und erschöpft in ihren Stellungen lagen, doch weiter wachsam zum Waldrand hinüberlauerten, wußten, daß dies nicht der letzte Angriff war. Spätestens morgen früh würde der Gegner erneut angreifen.

Auf dem Verbandplatz herrschte jetzt Hochbetrieb.

Die beiden Ärzte kamen nicht mehr dazu, ihre Kleidung zu wechseln. Mit-

ten im feindlichen Beschuß standen sie am OP-Tisch und versorgten die Verwundeten. Nur manchmal, wenn das Haus in seinen Grundfesten erzitterte, verharrten sie einige Sekunden und sahen sich stumm an.

Das Haus war angefüllt mit schwerverwundeten Soldaten und Zivilisten. Einer der verwundeten Spanier hatte sich als freiwilliger Helfer zur Verfügung gestellt. Er half, so gut er konnte, und humpelte von einem Lager zum anderen.

Am Abend, nach einer kurzen Verschnaufpause, sagte Natascha Wasilowski zu Sanitätsfeldwebel Fantiles:

„Uns gehen langsam die Narkotika aus, Emilio.“ Sie schwieg einen Moment und zog hastig an ihrer Zigarette. „Ich habe vorhin noch einmal die Bestände überprüft. Sie reichen höchstens noch drei oder vier Tage! Und dann – müssen wir ohne Betäubungsmittel operieren. Was das für die Verwundeten bedeutet, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen ...“

Emilio Fantiles starrte verloren auf den Tisch vor sich. Was sollte er dazu sagen. Er wußte nur zu genau, was es bedeutete. Die Verwundeten mußten bei vollem Bewußtsein die quälenden Schmerzen ertragen, und die Operationen mußten gleichfalls ohne Narkose ausgeführt werden.

Fantiles hob den Kopf und sah in die nachtschwarzen, umschatteten Augen der jungen russischen Ärztin. Er lächelte leicht und legte seine Hand sacht auf die ihre.

„Wir müssen trotzdem unser Bestes versuchen, Natascha. Wir behalten die Narkotika nur für die wirklich schwersten Fälle zurück.“ Er zuckte die Schultern. „Wir können nur hoffen, daß nicht noch mehr dazukommen – und daß dieser Ort nicht mehr lange

von deinen Landsleuten belagert wird!“

„Hoffen ...“ Natascha lachte bitter auf. „Ich habe nicht gewußt, daß ihr auch solche Fatalisten seid. Da müßt ihr tatsächlich ein Wunder geschehen, daß euch noch in dieser Lage geholfen wird! Ich glaube nicht daran, daß sich das Rote Oberkommando so ohne weiteres diesen wichtigen Ort vor der Nase wegschnappen läßt und nach dem heutigen Tag, der unseren Truppen auch allerhand Verluste gekostet hat, glaube ich erst recht nicht daran! Wenn es aber meinen Landsleuten gelingt, diesen Ort wieder zurückzubekommen – dann bedeutet das auch das Ende für mich und – die verwundeten Russen!“

„Was? “ – Fantiles fuhr auf und sah sie erschrocken an. „Aber wieso denn?“

„Ganz einfach!“ Natascha lächelte etwas verloren und drückte die Zigarette aus. „Ich hätte euch niemals helfen dürfen und die Verwundeten – sie hätten euch eben nicht lebend in die Hände fallen dürfen! Das ist nun mal bei uns so!“

„Noch ist es nicht soweit, Natascha“, beruhigte sie Fantiles. „Es wird sich noch ein Ausweg finden lassen. Und wenn es zum Äußersten kommt – ich verspreche dir, daß sie dich nicht in die Finger bekommen!“ Er sah sie fest an.

„Ich danke dir, Emilio.“ Sie lächelte leise und erhob sich dann schnell, als sie spürte, wie ihr unter seinem Blick das Blut ins Gesicht stieg. „Aber ich denke, wir müssen jetzt weitermachen“, fuhr sie sachlich fort. „Wir haben noch einen Bauchschuß und einen Lungenschuß! Operierst du?“

„Ja!“

Sie gingen wieder nach nebenan, und schon bei ihrem Eintreten schlug ihnen der Geruch von Blut, Schweiß und Alkohol entgegen. Sie mußten wieder das

zusammenflicken und zu heilen versuchen, was nur wenige Meter von ihnen entfernt in erbitterten Kämpfen zu bluten und zu leiden hatte.

Im Gefechtsstand von Hauptmann Martiños, der einen dicken Kopfverband trug, herrschte gedrückte Stimmung.

„Ich gebe zu, es sieht nicht gerade rosig für uns aus, meine Herren“, sagte der Hauptmann müde. „Aber wir müssen auf jeden Fall die Stellungen halten. Ich beabsichtige, einen Spähtrupp auszuschicken, der feststellen soll, wieviel Panzer hier um das Dorf versammelt sind.“

„Schwächen wir damit nicht unsere eigene Stellung, Capitan?“ fragte Leutnant Fischer.

„Im Moment ja, aber ich gewinne dann einen Überblick, wo ich den nächsten Angriff erwarten kann, und zum anderen werde ich im höchsten Fall sechs Mann losschicken! Ich nehme an, daß einer von den Offizieren den Spähtrupp führt?“

Bevor sich die anderen noch melden konnten, sagte Oberleutnant Roca kurz: „Ich übernehme diesen Stoßtrupp, Capitan! Ich nehme mir fünf meiner besten Männer mit – und ich denke, daß wir es schaffen werden!“

Der Blick von Hauptmann Martiños ruhte auf dem schmalen, eingefallenen Gesicht des Oberleutnants.

„Gut, Roca, suchen Sie sich die Männer aus. Sie gehen, sagen wir in ...“ Martiños warf einen schnellen Blick auf seine Uhr. „Sie gehen in zwei Stunden los. Also genau gesagt um 01.30 Uhr. Ich denke, wenn Sie am Nordrand des Ortes aufbrechen, gelangen Sie am besten und am gefahrlosesten in den Wald! Ich habe vor einer halben Stunde einen Funkspruch an unsere Division

geschickt und erwarte noch nähere Anweisungen. Wir wurden ja durch den heutigen Feindangriff länger aufgehalten, als beabsichtigt war, und ich muß genaue Anweisungen haben, ob wir unseren Marsch auf Wswad fortsetzen sollen oder nicht!“

„Vielleicht hat die dortige Besatzung den Kampf schon aufgegeben, und der Weg wäre umsonst“, meinte Leutnant Quartos.

„Dann sieht es um so bitterer für uns aus“, sagte Fischer. „Denn dann können sich die Russen ganz auf uns konzentrieren!“

„Nur keine unnötigen Aufregungen, meine Herren – wir ...“ Durch das Eintreten des Funkers wurde Hauptmann Martiños in seiner Rede unterbrochen.

„Funkspruch von der Division, Capitan“, meldete der Funker kurz und reichte Martiños die Meldung.

Der überflog den Funkspruch rasch und las ihn dann vor: „Erbitte laufend über Funk Berichte über den Abwehrkampf. Die Stellung Wswad wurde nach erbittertem Widerstand heute morgen 04.30 MEZ aufgegeben. Die deutsche Besatzung versucht sich nach Süden in Richtung Ihrer Einheit durchzuschlagen! Haltet die Stellung Chiloj Teherez unbedingt, da sonst Restbesatzung von Wswad verloren. Erbitte stündlich Lagebericht. Ende – Ende – Muños Grandes, General.“

Hauptmann Martiños hob den Blick und sah in die ernsten Gesichter seiner Offiziere.

„Also, damit erübrigt sich jede weitere Diskussion. Wir werden die Stellung auf jeden Fall halten. Uns hilft jetzt eben nur noch eines: kämpfen – und nochmals kämpfen! Ich danke Ihnen, meine Herren!“

„Bleibt es angesichts dieser Lage noch bei meinem vorgesehenen Stoß-

trupp, Capitan?“ fragte Oberleutnant Roca.

„Das Spähtruppunternehmen bleibt wie besprochen. Sie verlassen um 01.30 Uhr die Stellung und erkunden, wie stark der Gegner ist! Lassen Sie sich mit Ihren Männern auf keine unnötigen Kampfhandlungen ein, wir benötigen jeden Mann. Ich habe mehr von einem Lebenden als von sieben toten Helden. Ich denke, Sie haben mich verstanden, Teniente!“

„Si, Capitan. Wir werden unser möglichstes versuchen. Ich gehe jetzt in die Stellung und suche mir meine Begleiter aus!“

„Tun Sie das, Roca!“

Oberleutnant Roca zog leise die Tür hinter sich zu und stülpte sich draußen seinen Stahlhelm auf, nachdem er sich die Kopfschützer übergezogen hatte. Die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, stapfte er durch den Schnee der Dorfstraße. Er sah einmal hinüber zum Verbandplatz, wo er durch einen schmalen Spalt noch Lichtschein sah.

Die arbeiten auch noch, dachte er und ging weiter. Kurz vor dem Dorfausgang schwenkte er links ab und sprang in den Laufgraben. Schnee knirschte unter seinen Füßen. Ein Posten rief ihn an und verlangte die Parole. Roca antwortete, und als er näher herankam, machte der Posten kurz Meldung.

Die Doppelposten kauerten oder standen in ihren Löchern. An Schlaf war nicht zu denken. Aus bleichen, hohlwangigen Gesichtern schauten die Männer dem Oberleutnant entgegen.

Der Frost nagte an ihren Gliedern und setzte den Soldaten in den Erdlöchern arg zu. Ihre Blicke starteten in das Dunkel hinein. Was tat der Gegner? Was kam in ein paar Stunden, wenn es wieder hell geworden war? Würde der

Feind dann mit doppelter Wucht angreifen?

„Eh, hörst du, Juan“, flüsterte eine Stimme aus einem MG-Stand in den Laufgraben herüber, durch den Roca eilte. „Dort drüben sind wieder Panzer!“

„Si, ich bin doch nicht taub“, rief ein anderer ärgerlich zurück. „Die machen sich schon startklar für morgen früh!“

„Panzer sind wieder da!“ ging es durch die Stellung von Mund zu Mund.

Oberleutnant Roca konnte sich gut vorstellen, wie es in den Männern aussah. Die Stunden vor einem zu erwartenden Angriff sind immer am schlimmsten.

Bald stand er in der Stellung seines ehemaligen I. Zuges. Er fragte einen Mann, der hinter dem MG kauerte, nach Feldwebel Servatos.

„Er muß weiter am linken Flügel sein, Teniente“, erwiderte der Mann müde, und Roca ging nach kurzem Gruß weiter.

Er traf Servatos in einem Deckungsloch, das er mit zwei Mann teilte. Vor ihnen stand ein schweres MG.

„He, paß auf und spring mir nicht auf die Füße, du Dussel“, knurrte Servatos unwillig, als Roca in das Deckungsloch sprang. Als er genauer hinsah, erkannte er den Oberleutnant.

„Oh, Verzeihung, Teniente – ich hab’ Sie nicht erkannt!“ sagte er entschuldigend.

„Bueno, Miguel“, grinste Roca. „Du hast recht. Wenn mir einer auf die Füße springt, werde ich auch ungemütlich. Tut mir leid, aber ihr habt euch ein verdammtes enges Loch ausgesucht. Hör zu, Miguel, ich brauche sechs Mann, die mit mir einen kleinen Spaziergang machen.“

„Oho ...“, dehnte Servatos und schaute interessiert auf. „Etwa nach drüben?“

„Si! Ich nehme an, du kommst mit?“ fragte Roca.

„Das ist doch klar!“ versicherte Servatos sofort. „Ich werde Ihnen schon die richtigen Leute zusammensuchen, Teniente!“

„Ich denke, ich frage am besten die Jungens selbst“, wehrte Roca lachend ab. „Du fragst mir immer ein bißchen zu freundlich!“

„Bueno“, brummte Servatos. „Wie Sie meinen. Dann gehen wir gleich mal dort rüber in die Hausruine, dort liegen unsere stolzen Heldensöhne in Reserve!“

Er schwang sich hinter Roca aus dem Loch und sagte den beiden anderen, bevor er ging: „Ich schicke euch noch einen Mann her. Haltet die Augen offen, comprende!“

„Si, comprende!“ erwiderte der eine mürrisch.

Servatos eilte dem Oberleutnant nach, und gemeinsam betraten sie das ausgebrannte Bauernhaus. Im Keller, dicht zusammenhockend, fanden sie die restlichen Männer des I. Zuges, die hier in Bereitschaft lagen.

Sie blinzelten schlaftrunken, als Oberleutnant Roca in die Gesichter der einzelnen leuchtete.

Nach einer knappen Viertelstunde hatte er die restlichen fünf Soldaten gefunden. Es waren Unteroffizier Narni, Caporale Lätus, Caporale Carcasa, Soldat Rosco und Soldat Moscardos.

Sie verließen die Stellungen, nahmen ihre Waffen mit und gingen mit Oberleutnant Roca zurück zum Gefechtsstand.

Capitan Martiños sah von seinen Papieren auf, als die sieben Männer eintraten.

„Teniente Roca mit sechs Mann Spährupp zur Stelle!“ meldete Roca kurz.

Martiños erhob sich und trat vor die Männer. Eingehend musterte er einen nach dem anderen. O ja, er kannte sie alle sehr gut und wußte, daß sich Roca tatsächlich die besten Leute herausgesucht hatte, die zu finden waren.

Der riesige Servatos, der Tod und Teufel nicht fürchtete. Der bullig wirkende Paolo Narni, ein Bauernsohn aus der Mancha, Cesare Lätus aus der Hafenstadt Algericas, Gustavo Carcasa, der Baske, mit Fäusten wie Schmiedehämmer, Rosco und Moscardos, die beiden Unzer trennlichen aus Valencia. Jeder von ihnen war ein unerschrockener Kämpfer.

„Ich denke, Teniente Roca wird euch schon in groben Zügen erklärt haben, worum es geht, Männer?“ Als er das stumme Kopfnicken sah, fuhr Martiños fort: „Es kommt bei diesem Spährupp auf jeden einzelnen von euch an. Haltet die Augen auf, denn ihr seid so etwas wie unsere Augen! Und – kommt alle gesund zurück! So, Roca, lassen Sie die Männer mit je einer MPi, einigen Handgranaten und der nötigen Reservemunition bewaffnen!“

„Ist alles schon geschehen, Capitan“, erwiderte Roca ruhig.

„Bueno“, nickte Martiños. „Ihr habt noch über eine Stunde Zeit. Macht es euch solange hier gemütlich, so gut es geht. Ich lasse euch schnell noch einen Grog aufschütten!“

Der Funker braute seinen Kameraden einen anständigen Grog. Sie saßen um den Ofen herum und wärmten sich die klammen Glieder, dabei kurze Schlucke des heißen Getränks genießerisch schlürfend.

Aber keiner von ihnen war innerlich so ruhig, wie er sich gab. In allen nagte die Unrast – wie immer vor solchen Unternehmungen. Endlich war es soweit.

Oberleutnant Roca meldete sich und

die sechs Männer ab, dann verließen sie hintereinander den Gefechtsstand. Sie holten sich ihre Skier und gingen zu den Stellungen am Nordrand.

Ein Posten rief sie kurz und leise an, ließ sie passieren und sah ihnen stumm bei ihren Vorbereitungen zu.

Oberleutnant Roca beobachtete noch einmal eingehend durch das Glas zum jenseitigen Waldrand hinüber, dann sagte er:

„Wir stoßen jetzt im spitzen Winkel auf den Waldrand zu, bleiben damit zuerst im Schatten der Häuser und gelangen dann ungesehen in den Waldschatten. Sobald wir angegriffen werden, auseinander – und dann nichts wie im Wald verschwinden! Alles klar?“

„Alles klar, Teniente!“

„Gut, ich gehe als erster, Servatos als letzter!“

Sich immer dicht im Schatten der Häuser haltend, glitt Roca voraus auf den Wald zu. Der Weg war wohl dadurch erheblich länger, aber sie brauchten dabei nicht die große freie Fläche zu überqueren, sondern waren im Schutz der Bäume.

Servatos nickte nur brummend, als ihm der Posten leise „Viel Glück!“ zurief. Dann verließ er als letzter die Stellung. Er hatte auf einmal ein komisches, ungutes Gefühl in der Magengegend, und irgend etwas sagte ihm, daß es diesmal nicht so glattgehen würde wie sonst. Doch er schalt sich innerlich einen Narren, als er nach etwa zehn Minuten hinter den anderen im Wald untertauchte. Sie waren unbehelligt aus der Stellung bis hierhergekommen, und sie würden auch wieder zurückkommen, wenn sie ihr Unternehmen erfolgreich durchgeführt hatten. So jedenfalls war die Meinung von Feldwebel Servatos, der damit seine innere Unruhe unterdrückte.

Knapp dreißig Kilometer von Chiloj Teherez entfernt versuchten die eingeschlossenen Deutschen den Einschließungsring um Wswad zu durchbrechen. Noch eine kampfstarke Kompanie in Stärke von 170 Mann, jeder der Landsers von den schweren, tagelangen Verteidigungskämpfen gezeichnet, waren der Rest von ehemals drei Kompanien. Unter Führung von Oberleutnant Werner gelang es ihnen endlich, die Einschließung zu durchbrechen und im Schutz des einsetzenden Schneetreibens der tödlichen Umklammerung zu entkommen.

Da aber keiner der Männer mit Skiern oder Schneeschuhen ausgerüstet war, wurde dieser Marsch in die Freiheit für manchen Landser zum Todesmarsch.

Oberleutnant Werner an der Spitze wußte, daß er seine Soldaten so schnell wie möglich über die Seezunge des Ilmensees hinüber auf das andere Ufer bringen mußte. Denn nur dort waren sie vorerst vor dem Gegner, der sie ja verfolgen würde, sicher.

Leutnant v. Welinski, knapp 20 Jahre alt, stapfte neben dem Oberleutnant durch den Schnee, in dem sie mitunter bis zu den Hüften einsanken.

Oberleutnant Werner warf dem jungen Offizier einen besorgten Blick zu. Der Kopfverband des kleinen Leutnants war wieder durchblutet, und die hellen Augen in dem schmalen, eingefallenen Gesicht leuchteten fiebrig. Hoffentlich macht mir der Kleine nicht schlapp, dachte Werner besorgt. Aber tapfer, mit zusammengebißenen Zähnen, stapfte v. Welinski neben ihm her. Der Wind pffte eisig über die weite Schneefläche und ließ die Männer bis ins Mark erschauern.

Am Ufer des Ilmensees legten sie eine kurze Marschpause ein. Die Männer hockten sich, wo sie gerade gingen und

standen, in den Schnee, und Oberleutnant Werner überflog mit einem besorgten Blick die erschöpften Landser.

Vom Schluß der Kolonne kam Oberfeldwebel Martin, bis vor kurzem noch „Spieß“ der 2. Kompanie, von der nur noch zwölf Männer am Leben waren.

„Wir haben sechs Ausfälle, Herr Oberleutnant!“ sagte er heiser.

„Wieso?“

„Die Männer blieben einfach liegen, – sie konnten und wollten nicht mehr weiter! Ich brachte sie nicht mehr hoch ...“

Oberleutnant Werner startete in die jagenden Schneewolken hinein. Das waren die ersten sechs. Wie viele würden noch aufgeben? Und wie viele würden überhaupt durchkommen?

„Wir müssen versuchen, Mal-Ushino zu erreichen“, sagte Werner erklärend zu Martin und v. Welinski, der neben ihm hockte. „Dort werden zwar gewiß noch Sowjets sein, aber wir werden sie aus ihren Stellungen hinauswerfen – und dann versuchen wir, auf Chiloj Teherez durchzustoßen.“

„Aber warum versuchen wir nicht direkt nach Chiloj Teherez zu kommen, warum erst nach Mal-Ushino?“ fragte v. Welinski.

„Weil wir niemals mit unserem Haufen durch den dichten Wald kommen, so ausgelaugt, wie wir sind“, erwiderte Werner hart. „Wir müssen uns erst einigermaßen erholen. Und das können wir nur, wenn es uns gelingt, den Gegner in Mal-Ushino zu überrumpeln! Er wird von dieser Seite niemals einen Angriff erwarten, und zudem wird dieser Stützpunkt nicht so stark besetzt sein.“

„Wie weit ist es noch bis dahin?“ fragte der Oberfeldwebel.

„Wenn wir drüben auf der anderen Seite der schmalen Seezunge sind, haben wir noch acht Kilometer durch den

Wald. Alles in allem noch zehn Kilometer!“

„Dann könnten wir ja noch heute nacht am Ziel sein?“

„Ja, wenn wir uns ranhalten, bestimmt! Wir müssen nur zusehen, daß wir so schnell wie möglich den schützenden Wald erreichen. Dann wird es auch besser für die Männer!“

„Gut – hoffentlich machen nicht noch ein paar schlapp.“ Der Oberfeldwebel ging wieder nach hinten. Oberleutnant Werner warf einen schnellen Blick auf die Uhr und erhob sich dann mit klammen Gliedern.

„Kompanie auf – wir müssen weiter!“

Der Oberleutnant sah, daß viele der Männer nur mit Hilfe ihrer Kameraden auf die Füße kamen und dann lostaumelten.

Er wußte, daß ihm und seinen Kameraden noch Schweres bevorstand. Aber sie waren ja schließlich nicht aus Wswad ausgebrochen, um hier auf dem Ilmensee aufzugeben. Weiter ging ihr Marsch.

Der Spähtrupp von Oberleutnant Roca stieß nach wenigen Metern im Wald überraschend auf eine kleine Panzeransammlung.

Schnell warfen sich die Männer zu Boden, und mit hämmernden Herzen lauschten sie in die Nacht. Waren sie etwa vorzeitig entdeckt worden? Nein, dort drüben blieb alles ruhig. Oberleutnant Roca zählte im Schutz eines dicken Baumes die abgestellten Panzer. Acht Stück waren es. Es waren nicht gerade überwältigend viel, aber wenn auf jeder Seite acht Panzer liegen würden, dann würde das voll und ganz reichen, um ihnen allen den Rest zu geben.

„Und was nun?“ flüsterte Servatos leise.

„Jetzt setzen wir uns wieder so geräuschlos wie möglich ab und gehen nach Osten. Mal sehen, wie es da aussieht“, erwiderte Roca ebenso leise.

Sie schlichen sich unbemerkt davon und schwenkten ab nach Osten. Es war gar nicht so einfach, in diesem dichten Wald einen Weg zu finden und sich dabei noch so leise als möglich zu bewegen.

Nach ein paar Kilometern trafen sie erneut auf eine Panzeransammlung. Diesmal lagerte sogar noch eine größere Einheit Infanterie dazwischen. Wären die russischen Posten etwas wachsammer gewesen, hätte ihr Spähtrupp schon hier geendet.

Oberleutnant Roca merkte erst in buchstäblich letzter Sekunde, daß er sich vor einem gut getarnten Deckungsloch befand. Aber es ging noch einmal alles gut, und sie atmeten erleichtert auf, als sie sich wieder davonmachten.

Sie kamen, ohne daß sie es sonderlich merkten, immer mehr von ihrem Stützpunkt weg, und als der Oberleutnant, dem nach Stunden die Sache doch etwas komisch vorkam, wieder einmal den Kompaß zu Rate zog, mußte er mit einem gelinden Schrecken feststellen, daß dieser ausgefallen war – und das wahrscheinlich schon geraume Zeit.

„Caramascia“, fluchte er erbittert. „Jetzt sehen wir alt aus! Stehen mitten im Wald und wissen nicht mehr, wo vorne und hinten ist. Und von einem vernünftigen Himmel ist auch nichts zu sehen.“

Die Männer sahen sich betreten an. Was es bedeutete, sich in diesen Wäldern zu verirren, konnte sich jeder von ihnen lebhaft genug vorstellen.

„Wann haben wir die letzte ordentliche Kompaßpeilung gemacht?“ fragte Servatos.

„Vor zwei Stunden“, erwiderte Roca mißgestimmt. „Aber ich kann nicht ga-

rantieren, ob zu der Zeit der Kompaß noch genau funktionierte!“

„Und welchen Kurs hatten wir da?“ fragte Servatos ruhig weiter.

„Wir liefen nach Westen. Aber wer garantiert, daß wir wirklich nach Westen liefen und nicht in einer anderen Richtung.“

„Können wir denn nicht in unserer Spur zurück?“ fragte Narni.

„Nein, denn dann kann es uns passieren, daß wir genau in den Feind hineinlaufen. Wir haben jetzt sechs Uhr morgens, und ich denke, es wird nicht mehr lange dauern, bis sich der Russe zum nächsten Angriff fertig macht. Aber wir müssen so und so zurück! Los, wir laufen bis zur nächsten Lichtung auf unserer Spur zurück, und dann schwenken wir ab nach Süden – wenn es stimmt!“ erwiderte Roca.

Sie liefen wieder in ihrer Spur zu der Lichtung zurück, die sie als letzte überquert hatten und von wo aus es nur noch etwa eine knappe halbe Stunde bis zu dem Standort war, wo sie die sowjetische Infanterieeinheit gesichtet hatten.

Nun schwenkten sie ab in die vermeintliche südliche Richtung und wollten dann nach einer Weile wiederum nach Westen abdrehen.

Im Osten dämmerte schon der neue Tag heraus.

Schweigend liefen sie einer hinter dem anderen her. In ihnen nagte die Ungewißheit. Würden sie es noch rechtzeitig schaffen, vor dem zu erwartenden Angriff in die Stellungen zurückzukommen?

Sie wurden dieser Sorge enthoben, als sie plötzlich Motorengebrumm hörten. Das Getöse nahm zu, es wurde immer lauter. Der Gegner rüstete zu neuem Angriff, die Panzermotoren wurden angelassen.

„Wir kommen zu spät!“ keuchte

Roca resigniert. „Wir erreichen unsere Stellung nicht mehr rechtzeitig genug.“

„Das ist nun nicht mehr zu ändern, Teniente“, erwiderte Servatos und wischte sich über das verschwitzte Gesicht. „Wir müssen aber versuchen, durch die russischen Linien zu kommen. Wir können nicht abwarten, was da vorne geschieht.“

„Klar, Miguel. Es ist nur ärgerlich, daß wir uns so verfransen mußten. Los, weiter, wir werden es schon schaffen!“

Mit doppelter Vorsicht, ging es vorwärts. Sie kamen aber gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie die schweren Panzerkolosse anruckten und sich in Marsch setzten.

„Der Tanz beginnt“, keuchte Roca und lehnte sich ausgepumpt gegen einen Baum. „Hört – ihre Granatwerfer belegen unsere Stellungen schon mit Feuer!“

Jetzt hörten auch die Männer deutlich die Einschläge der Granatwerfer im Ort.

„Weiter, wir halten uns jetzt mehr nach rechts, dann erreichen wir eine Lichtung, und dahinter ist der Waldrand!“ befahl Roca, und sie blieben tief unter den Bäumen, als sie den Bereitstellungsplatz der Panzer umgingen.

Sie hielten an einer Lichtung kurz Umschau, dann trat der Oberleutnant aus der Deckung der Bäume heraus und überquerte die freie Fläche. Die anderen folgten ihm dichtauf.

Feldwebel Servatos, der jetzt als zweiter lief, spürte wieder das komische Gefühl in der Magengegend, und er sah sich sichernd wie ein gejagter Wolf nach allen Seiten um.

Da entdeckte er sie.

Rechts von ihnen kamen zwei russische Schützenpanzer, sie schoben sich soeben langsam aus der Deckung des Waldes. Das Motorengeräusch war ih-

nen im herüberklingenden Kampfgetöse entgangen.

„Achtung! Panzer von rechts – auseinander!“ brüllte Servatos und hetzte schon nach links.

Die beiden Andalusier Rosco und Moscardos, das unzertrennliche Paar, reagierten weniger schnell und waren vor Schreck wie gebannt. Sie rissen die Köpfe herum und sahen den heranjagenden Panzern entgegen.

Da krachte es auf, und dicht neben den beiden stob eine Schnee- und Dreckwolke auf. Als sich die Wolke verflüchtigt hatte, lagen zwei Menschenbündel im schmutzigen Schnee.

Narni und Carcasa hetzten auf den nahe gelegenen Waldrand zu. Da spritzte um sie herum der Schnee in kleinen Fontänen auf, und lange Leuchtspurfinger aus den Schnellfeuerkanonen tasteten sich an sie heran.

Unteroffizier Narni wurde von einem Geschöß in den Rücken getroffen und brach mit einem gellenden Aufschrei zusammen.

Carcasa, der etwas seitlich hinter ihm war, schwenkte nach rechts ab und raste tief geduckt auf seinen Skiern in dichtes Gebüsch hinein. Um ihn herum prasselten die Geschosse. Er spürte plötzlich einen heftigen Schlag in der Seite. Dann wurde es schwarz vor seinen Augen.

Cesare Lätus, der Junge aus dem Hafenviertel von Algericas, wurde von einem Geschöß durch beide Oberschenkel getroffen und stürzte schwer in den Schnee. Er sah nicht mehr den heranwanzenden Panzer, der über ihn hinwegrollte.

Feldwebel Servatos gelangte noch rechtzeitig in die Deckung der dichten Bäume. Links von sich sah er, wie Oberleutnant Roca in die Baumreihen schoß, sah aber auch noch, wie er zu-

sammenzuckte und nach wenigen Schritten hinstürzte.

Die Schützenpanzer blieben stehen, verharrten einen Moment, ruckten dann etwas schwerfällig herum und bogen zur anderen Seite der Lichtung ab. Sie folgten der Spur der anderen Panzer, die schon seit einigen Minuten im Kampf gegen die Besatzung von Chiloj Teherez standen.

„Hilfee – Hilfee ...“, gellte da ein Ruf über die Lichtung.

Servatos, der eng an einen Baum geschniegt stand, erkannte an der Stimme seinen alten Freund Gustavo Carcasa.

Er sah sich noch einmal um, dann lief er rasch hinüber. Er fand Gustavo in einem dichten Busch, wo er sich immer wieder aufzurichten versuchte. Ein Explosivgeschloß hatte ihm beide Beine aus den Gelenken gerissen. Servatos erbleichte, als er die schwere Verletzung sah. Der Schnee und das Buschwerk färbten sich blutrot unter Carcasas Wunde, und sein bleiches, blutleeres Gesicht sah hilfeschend Servatos entgegen.

„Miguel ...“, keuchte er noch, hilf mir ... ich ...“ Die Augen wurden starr, dann fiel Gustavo Carcasa kraftlos zur Seite. Er hatte ausgelitten.

Miguel Servatos beugte sich über seinen toten Kameraden und nahm ihm seine Brieftasche und sonstigen persönlichen Dinge ab. Zum Schluß brach er die Erkennungsmarke durch. Dann ging er und sah nach den anderen.

Sie waren alle tot.

Nun blieb ihm nur noch übrig, nach Oberleutnant Roca zu sehen, den hatte es ja auch getroffen, wie er kurz zuvor noch erkennen konnte.

Als er sich über den reglos daliegenden Oberleutnant beugte, der aus einer tiefen Beinwunde blutete, stellte Servatos mit freudigem Erstaunen fest,

daß Roca noch lebte. Er drehte ihn vorsichtig auf die Seite. Jetzt sah er die dicke Beule am Kopf Rocas.

Der Oberleutnant spürte, wie ihn jemand auf die Seite drehte, und er spürte auch, wie sich langsam die Lebensgeister wieder in ihm regten. Aber irgend etwas stimmte mit seinem Kopf nicht, und sein rechter Oberschenkel schmerzte erbärmlich. Dann leckte er den Schnee, ohne dabei die Augen zu öffnen. Er war so wunderbar kalt. Und diese Kälte tat dem schmerzenden Kopf wohl. Man müßte jetzt schlafen können und nicht mehr aufzuwachen brauchen. Roca spürte auf einmal eine lähmende Mattigkeit in sich aufsteigen. Wie durch dicke Watte hörte er in der Ferne Gefechtslärm. Aber da war noch eine Stimme, die ihn immer wieder anrief.

„Teniente! – Teniente! – Wachen Sie auf! – Wir müssen weiter! Juan Roca, schlag die Augen auf, zum Teufel!“

Müde schlug Roca die Augen auf und sah über sich das stoppelbärtige Gesicht Miguel Servatos’.

„Miguel ... du ... du bist nicht ...?“

„Hat es dich schwer erwischt?“ fragte Servatos besorgt, während er schnell den blutenden Oberschenkel untersuchte. Nur ein tiefer Streifschuß, stellte er erleichtert fest.

„Ich glaube am Bein ...“, hörte Roca jetzt seine eigene Stimme. „Und au – verdammt, mein Schädel tut mir weh –, es dreht sich alles vor meinen Augen ...“

Er wollte sich aufrichten, aber er fuhr schmerzhaft zusammen und sank wieder zurück. In seinem Kopf drehte sich ein toller Wirbel, und sein Oberschenkel schmerzte höllisch, trotzdem sich Servatos die größte Mühe gab, beim Verbinden so behutsam wie möglich zu sein.

„Los, los, keine Müdigkeit vorschüt-

zen, Juan ...“, drängte Servatos unerbittlich. „Wir müssen hier verschwinden. Los, hoch!“

„Aber ich kann doch nicht, verdammt“, stöhnte Roca wütend und mußte sich plötzlich übergeben.

„Er hat eine Gehirnerschütterung!“ murmelte Servatos und schaute besorgt in das bleiche Gesicht des Oberleutnants, der leise stöhnend wieder zurücksank.

Was tun mit ihm? Laufen konnte er nicht mehr. Und liegenlassen kam nicht in Frage. Also, da half weiter nichts, als eine provisorische Schleppe zu bauen und dann den Oberleutnant draufzulegen.

„Bleib ruhig liegen, Juan! Ich besorge nur etwas, und dann werde ich dich wegbringen!“ sagte Miguel beruhigend, als er ihm die Skier abschnallte.

Juan Roca winkte ab.

„Laß mich liegen, Miguel ... und sieh zu, daß du hier wekommst. Was ... ist aus den anderen geworden?“

Servatos hob nur kurz den Kopf, als er leise sagte:

„Sie sind alle tot!... Es ging schnell, – es hat keiner lange gelitten!“ Er verschwieg ihm den qualvollen Tod von Gustavo Carcasa.

Oberleutnant Roca schwieg.

Miguel fertigte mit Hilfe der beiden Skier und einiger starker Äste eine behelfsmäßige Schleppe an.

„So, nun roll dich mal auf die Seite und leg dich langsam hier drauf!“ befahl er Roca kurz und half ihm, sich auf die Schleppe zu legen.

„Was soll das, Miguel ...“, keuchte Roca, und als er die Augen öffnete, sah er ein paar Äste und die Lederriemen, die sich Miguel gerade um die Schultern schlang, nachdem er Roca festgebunden hatte. Der Schmerz in seinem Bein war nur noch dumpf zu spüren, aber die Benommenheit in seinem Kopf

war furchtbar, er konnte keinen klaren Gedanken fassen.

„Was soll das ... Miguel – laß mich – du kannst doch nicht ...“, dann war alles wieder um ihn versunken.

Feldweibel Servatos sah nochmals kurz zurück, dann legte er sich in das selbstgefertigte Geschirr und zog seinen Kameraden hinter sich her.

Links von sich hörte er starken Kampfärm. Zwischen dem Detonieren von schweren Panzergeschossen war das Hämmern der MG und dazwischen die trockenen Abschüsse der Pak und patschende Gewehrscüsse zu vernehmen.

Meter um Meter kämpfte sich der Feldweibel weiter in den Wald hinein. Er wußte, er mußte hier im Wald warten, bis die Nacht hereinbrach, um dann im Schutz der Dunkelheit zu versuchen, in die eigenen Stellungen zu gelangen.

Mit diesen schweren Gedanken schleppte er sich und den Verwundeten Meter um Meter weiter hinein in den dichten Wald und doch nahe genug am Waldrand bleibend, um in der Nacht nicht die Richtung zu verlieren.

In einer von dichtem Buschwerk umgebenen Mulde sank er ausgepumpt nieder. Sein Herz trommelte wie wild, und sein riesiger Brustkasten arbeitete wie ein Blasebalg.

Als er sich wieder etwas erholt hatte, schichtete er den Schnee etwas höher um die Mulde herum und schaute dann besorgt in das fahle, eingefallene Gesicht Rocas. Eiskristalle hingen an seinen dunklen Bartstoppeln, und Miguel Servatos meinte in das Gesicht eines uralten Mannes zu blicken.

Da schlug Roca die Augen auf. Er brauchte einige Sekunden, um den Feldweibel zu erkennen.

„Ah ... Miguel“, lächelte er schwach „Wo sind wir hier?“

„Noch im Wald, Juan“, erwiderte Servatos beruhigend. „Wir müssen hier warten, bis es ruhig geworden und die Dunkelheit hereingebrochen ist.“

„Bueno, Miguel“, nickte Roca und schloß wieder die Augen. „Wie lange liegen wir schon hier?“

„Zehn Minuten etwa“, sagte Servatos. „Die Sowjets haben uns ganz schön erwischt vorhin.“

„Was habe ich alles abgekliegt?“ fragte Roca.

„Eine tiefe Fleischwunde am rechten Oberschenkel und eine schwere Gehirnerschütterung. Du bist anscheinend mit dem Kopf gegen den Baum gefallen.“

„Si – ich weiß noch, daß ich knapp den Waldrand erreicht hatte, als ich einen Schlag an den Oberschenkel bekam ... und von da an weiß ich nichts mehr!“ stöhnte Roca.

„Ist auch nicht so wichtig. Die Hauptsache ist, wir kommen wieder durch.“ Servatos lauschte aufmerksam, aber er vernahm immer noch den Kampfplärm. „Da drüben geht es heiß her. Hoffentlich können sich die Unseren halten und werfen den Gegner wieder zurück.“

„Sie werden es schon schaffen“, murmelte Roca schläfrig. „Du wirst sehen, Miguel – wir sitzen eines Tages zusammen und trinken eine schöne Flasche Wein – und ...“ Das Gemurmel wurde immer leiser, und als Servatos genauer hinsah, bemerkte er, daß Roca entweder wieder ohnmächtig geworden oder eingeschlafen war. Er zog den Mantel dichter über den Verwundeten und kauerte sich dann eng neben ihn.

Er hob nur noch einmal den Kopf, als er am Nachmittag über sich das Dröhnen von Flugzeugmotoren hörte.

Die Detonationen von Bomben, die er wenige Minuten später hörte, sagten

ihm genug. Die Russen hatten wieder Schlachtfliieger eingesetzt. Sie versuchten mit allen Mitteln, den verlorenen Stützpunkt zurückzuerobern.

Stunde um Stunde verrann. In der kleinen Mulde lauschte ein Mann bang auf den Kampfplärm, der langsam abebbte. Wer würde als Sieger aus diesem ungleichen Kampf hervorgehen? Davon hing sein und das Leben des Verwundeten ab.

Als bis sechs Uhr der Spähtrupp nicht zurückgekehrt war, gab Hauptmann Martiños die Hoffnung auf.

Leutnant Fischer, der das nachdenkliche, sorgenvolle Gesicht des spanischen Kompaniechefs sah, sagte:

„Es besteht immer noch die Möglichkeit, daß sie durchgekommen sind, Capitan. Vielleicht haben sie sich nur verlaufen oder sind durch irgendeinen Umstand aufgehalten worden.“

„No, daran glaube ich nicht mehr, Fischer“, wehrte Martiños resigniert ab. „Ich kenne Roca gut genug, um zu wissen, daß er sich niemals so schnell verirren würde und daß er auf jeden Fall rechtzeitig zurückkommen würde, gleichgültig was dazwischenkäme. In solch einem Fall ...“, er zuckte die Schultern. „Es ist nur anzunehmen, daß sie alle dem Gegner in die Hände gefallen sind. Und was das bedeutet, das brauche ich Ihnen wohl erst nicht zu erklären.“

Leutnant Fischer schwieg darauf und zündete sich eine Zigarette an. Und wenn er ehrlich sich selbst gegenüber war, mußte er zugeben, daß er selbst nicht mehr an eine Rückkehr der sieben Männer glaubte.

Da stürzte Leutnant Quartos herein und meldete keuchend:

„Der Feind regt sich wieder im Wald. Seine Panzermotoren laufen. Es sieht

so aus, als wenn er bald angreifen würde!“

„Lassen Sie Panzernahkampfmittel in genügender Menge bereitlegen. Ich erwarte den Angriff erst bei Tagesanbruch, früher glaube ich nicht daran, denn sie brauchen selbst gute Sicht!“ meinte Martiños und griff nach seiner MPi.

Während Leutnant Quartos wieder verschwand, zog sich Leutnant Fischer schnell seinen Mantel an, setzte den Kopfschützer über und stülpte zum Schluß den Stahlhelm auf.

„Ich gehe zu meinen Männern, Capitán. Sollte etwas Besonderes eintreten, schicke ich einen Melder!“ sagte er noch, bevor er zur Tür ging.

„Bueno, Fischer“, nickte Martiños, während er langsam ein paar Ersatzmagazine nachfüllte. „Ich bin wie immer am Ortseingang zu finden. Ich denke, dort wird auch der Schwerpunkt der Kämpfe liegen. Und noch eins ...“ Er sah in die umschatteten Augen des Deutschen, der genau wie er und die anderen in den letzten Tagen nur wenig geschlafen hatte. „Viel Glück für Sie – und Ihre Männer, Teniente! Wir müssen auf jeden Fall unser Bestes versuchen!“

„Danke, Capitán! Wir werden unser möglichstes tun.“

Leutnant Fischer grüßte noch einmal kurz, dann verschwand er nach draußen. Hauptmann Martiños sah nachdenklich hinterher, dann rief er den Funker zu sich und gab seinen letzten Funkspruch bis zum Ende des nächsten Kampfes ab.

„Feind greift erneut mit Panzerkräften an, Stellung wird gehalten. Mannschaften und Offiziere der spanisch-deutschen Besatzung stark geschwächt, aber wir werden unser Bestes versuchen! Spähtrupp unter Führung von Teniente Roca und sechs Mann ist

überfällig. Ende ... Eviva España! Martiños, Hauptmann und Kompaniechef.“

Nach fünfzehn Minuten kam die Rückantwort.

„Versucht auf jeden Fall Stellung zu halten. Deutsche Truppe aus Wswad auf Marsch nach Mal-Ushino. Sie wird versuchen, zu euch durchzukommen. Die ganze spanische Division blickt jetzt auf euch und ist in Gedanken bei euch! Erbitte während des Kampfes laufend Lagebericht! Ende ... Muños Grandes, General.“

Mit einem sarkastischen Lächeln ließ Hauptmann Martiños den Zettel mit dem Spruch sinken. Dann straffte er sich und griff nach seinem Mantel, gerade als die ersten Lagen der Granatwerfer in das Dorf schlugen.

Er schaute schnell noch auf die Uhr, es war genau 07.15 Uhr. Der Feind griff an. Und wie es sich anhörte, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Er schlüpfte hastig in seinen Mantel, zog sich den Kopfschützer über, setzte den Stahlhelm auf und eilte dann schnell hinaus. Er sah, als er auf die Straße trat, wie zwischen den Häusern die Granaten detonierten, und er sprang in schnellen Sätzen zum Ortsausgang. An der Südflanke bellten die ersten Abschüsse der Pak auf. Der Angriff des Gegners begann wie tags zuvor von allen Seiten.

Die russische Infanterie war bei den Panzern aufgefressen und versuchte nun, mit diesen in die Stellungen einzubrechen. Aber so schnell gaben sich die Verteidiger nicht geschlagen, und es entbrannten heftige Abwehrkämpfe.

An der Ostflanke gelang es dem Gegner vorübergehend in die Stellungen zu gelangen, aber die Spanier warfen die Angreifer nach kurzen, erbitterten Nahkämpfen, wenn auch unter schwe-

ren Opfern, wieder hinaus. Unter den toten Angreifern war auch der sowjetische Bataillonskommandeur.

Fünf Panzer, denen es gelang, die Gräben zu überrollen, wurden von Deutschen und Spaniern zwischen den Häusern – einer von ihnen mitten auf der Hauptstraße – vernichtet. Zwei von den fünf Panzerbesatzungen ergaben sich und wurden in der Eile im Keller des Gemeindehauses eingesperrt.

Am Nordrand fiel ein Panzer fast unbeschädigt in die Hände der Verteidiger. Eine Kette wurde ihm zerschossen. Als die Besatzung versuchte auszusteigen, wurde sie von den Verteidigern vernichtet. Der Panzer wurde sofort von drei deutschen Soldaten besetzt, und nun feuerte die Kanone des sowjetischen Panzers gegen die anrollenden Gegner, die, verwirrt durch diesen Umstand, nicht wußten, was sie davon halten sollten. Ehe sie sich dazu entschlossen, das Feuer zu erwidern, war es für sechs von ihnen schon zu spät. Drei brannten vollkommen aus, einer wurde durch einen Volltreffer zerfetzt, und die zwei restlichen zogen sich schwer beschädigt zurück.

Der Kampf tobte hin und her, und als endlich die Russen gegen Mittag den Rückzug antraten, ließen sie um das Dorf herum 21 Panzer und auf den Äckern und Feldern zahlreiche Tote zurück.

Aber auch die Verteidiger waren arg zusammengeschmolzen, und es gab kaum einen der Männer mehr, der nicht irgendeine Verwundung, manche sogar mehrere, erhalten hatte.

Aber diejenigen, die noch eine Waffe in der Hand zu halten vermochten, blieben in den Stellungen und halfen den Sanitätern beim Abtransport der Schwerverwundeten.

Einige schwergetroffene Russen, bis vor wenigen Minuten noch Angreifer,

lagen jetzt neben den ehemaligen Verteidigern im Keller des Verbandplatzes.

Die kurze Kampfpause wurde dazu benutzt, die Stellungen wieder auszubessern und etwas Ordnung zu schaffen. Die russischen Zivilisten hockten um ihr Leben zitternd in den Kellern ihrer Häuser. Aber noch war der Kampf nicht entschieden, noch hielten die Verteidiger stand.

Im Operationsraum herrschte Hochbetrieb.

Vorerst konnten nur die dringendsten Fälle notdürftig versorgt werden. Die Schwerverwundeten und frisch Operierten waren noch in der vergangenen Nacht in die geräumigen Kellerräume umquartiert worden. Hier lagen sie sicherer. Im oberen Erdgeschoß lagen die leichteren Fälle und die, die noch operiert werden mußten.

Als gegen Mittag eine Kampfpause eintrat, nahmen Feldweibel Fantiles und Natascha Wassilowski die ersten Operationen vor. Da das spanische und deutsche Sanitätspersonal noch draußen war, um Verwundete zu bergen, half ihnen José Ciambarra, der auf seinem Krückstock unermüdlich hin und her eilte und die Kranken versorgte.

Die drei waren gerade dabei, einen schwerverletzten Deutschen zu versorgen, als erneut die Flugzeuge angriffen und kurz darauf die ersten Bomben fielen.

Der spanische Sanitätsfeldweibel und die russische Ärztin sahen sich kurz an, und in ihren Augen stand die gleiche bange Frage: Wird es auch diesmal an uns vorübergehen?

Den Verwundeten jetzt einfach liegenzulassen ging nicht, sonst starb ihnen der Mann auf dem Tisch. Also hieß es weiteroperieren. Fantiles verharnte

einen Moment und sagte zu Ciambarra: „Verschwinde in den Keller, José, wir brauchen dich hier nicht mehr!“

„Und was wird mit euch?“ Als Ciambarra nur die geneigten Köpfe und die ruhig arbeitenden Hände sah, wußte er, daß die beiden wieder hierbleiben würden.

„Bueno, ich bleibe bei euch!“ sagte er kurz.

Der Deutsche hatte eine schwere Kopfverletzung. Ciambarra stand an seinem Kopfende und kontrollierte die Atmung. Sie wußten, daß die kurze Betäubung bei weitem nicht ausreichen würde, um den Mann so lange unter Narkose zu halten, bis die Operation vorüber war. Darum war es unerlässlich, daß ein Mann den Kopf festhielt. Die drei verharrten einen Moment, als mit ohrenbetäubendem Geheul einige Schlachtflieger durch die Wolkendecke stießen. Dann hörten sie schon das drohende Flattern in der Luft.

Kurz hintereinander fielen die Bomben auf die Straße, und dazwischen hörten sie das harte Hämmern der Bordkanonen.

Berstend und klirrend zersprangen ein paar Gläser im Raum, und ehe die drei überhaupt noch einen klaren Gedanken fassen konnten, brach die eine Seitenwand des Hauses auseinander.

Das letzte, was Feldweibel Fantiles noch sah, war eine grellweiße Stichflamme, darin er fast überlebensgroß das Gesicht von Natascha Wassilowski mit ihren großen, schreck- und schmerzgeweiteten Augen vor sich erkannte. Über dem schwerverletzten Deutschen brachen die beiden zusammen. José Ciambarra wurde durch den Explosionsdruck quer durch den Raum geschleudert und gegen eine Wand geschmettert.

Als er nach einigen Minuten wieder zu sich kam, sah er nur noch den Mann

und die Frau über dem umgekippten OP-Tisch liegen. José schleppte sich zu ihnen, aber als er die schrecklichen Wunden sah, wußte er, daß hier jede Hilfe zu spät kam.

Nur noch undeutlich nahm der schwerverletzte Spanier wahr, wie draußen erneut Bomben fielen. Er spürte nur noch, wie das Haus wackelte und bebte, dann versank er in eine tiefe Ohnmacht.

Nachdem der Fliegerangriff vorüber war, trat eine längere Pause ein, die erfüllt war von den Schmerzensschreien der Verwundeten und Sterbenden.

In den Stellungen bemühten sich die Soldaten um ihre verwundeten Kameraden und halfen ihnen, so gut sie es konnten. Aber sie konnten ihre Plätze nicht verlassen.

Das tapfere Häuflein der Verteidiger schmolz mehr und mehr zusammen. Hauptmann Martiños, der sich die Verlustmeldungen durchgeben ließ, wurde bleich, als er sah, was noch übriggeblieben war. Sie waren mit den Deutschen zusammen noch 74 Mann.

Martiños sah auf seine Uhr. Es war halb drei nachmittags. Wenn der Gegner jetzt noch einmal angriff, hatten sie ihm nicht mehr viel entgegenzusetzen.

Seine Männer lehnten müde und ausgelaugt an den Grabenwänden, und es war nicht einer unter ihnen, der nicht wenigstens aus einer Wunde blutete. Sollte dies das Ende sein? fragte sich der Hauptmann verzweifelt. Er wandte den Kopf, als durch den Graben ein Melder gehetzt kam. Seine Uniform hing nur noch in Fetzen an ihm herab.

„Meldung von der Division, Capitán!“ keuchte er atemlos vom schnellen Lauf und reichte Martiños einen Zettel, auf dem der Funker die soeben eingegangene Meldung gekritzelt hatte.

Mit müden, brennenden Augen starrte Martiños auf das Stück Papier. Er mußte erst zweimal lesen, ehe er den Text richtig verstand. Da stand wörtlich:

„Ein deutsches Bataillon von Schischimorowo aus auf dem Weg zu euch. Muß gegen vier Uhr bei euch eintreffen. Eine Panzerkompanie und drei Kompanien Panzergrenadiere! Haltet die Stellung, man kommt euch zu Hilfe. Mal-Ushino von deutscher Besatzung, aus Wswad kommend, heute morgen genommen. Ende ... Muños Grandes, General!“

Hauptmann Martiños schaute auf, und auf einmal schien ihm der Tag heller als zuvor.

„Hört zu, Männer. Ein Bataillon deutscher Kameraden ist auf dem Weg hierher, um uns herauszuhauen! Sie müssen in spätestens anderthalb Stunden hier sein!“

Die Soldaten starrten ihn erst sekundenlang fassungslos an, dann brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Sie wußten, mit Unterstützung der Deutschen würde es ihnen gelingen, den Feind abzuschlagen, so daß er vielleicht für immer das Wiederkommen vergaß.

Man konnte deutlich sehen, wie die Männer wieder auflebten. Sie wußten nun, daß sie nicht vergessen worden waren.

Die deutsche Einsatztruppe kam gerade im richtigen Augenblick. Sie fuhr mit ihren Panzern mitten in die erneut angreifenden Russen hinein, und diese verschwanden unter schweren Verlusten wieder im Wald. Der Gegner war diesmal endgültig abgeschlagen, und er sah ein, daß er gegen diese stark verteidigte Stellung nichts mehr ausrichten konnte. Was er allerdings nicht

wissen konnte, war, daß auch die Spanier an der Grenze ihrer Widerstandskraft waren.

Eine deutsche Sanitätseinheit unter Leitung eines Stabsarztes übernahm jetzt die Versorgung auf dem Verbandplatz. Erst in den späten Nachtstunden waren sämtliche Toten und Verwundeten geborgen.

Die Dunkelheit legte sich über den Wald, und Feldwebel Servatos schob sich mit klammen Gliedern vorsichtig weiter an dem Rand der Mulde hoch. Es war ja noch möglich, daß immer noch einige Russen vorbeikamen wie in den letzten zwei Stunden.

Einer der schweren Panzer fuhr so nahe an ihnen vorüber, daß Servatos die Ketten dicht neben ihren Köpfen sah. Nur einen kleinen Ruck nach rechts, und sie wären in der flachen Mulde zusammengewalzt worden.

Vereinzelte Sowjetsoldaten hasteten noch vorüber, dann war alles still.

Servatos blickte auf die Uhr.

19 Uhr durch. Nein, er wollte lieber noch etwas warten. Und wenn es noch so schwerfiel, er konnte jetzt nicht noch leichtsinnigerweise alles aufs Spiel setzen.

Er rieb sich die klammen Glieder und schaute besorgt auf das fahle Gesicht seines Kameraden. Seit drei Stunden war Oberleutnant Roca nicht mehr bei Besinnung gewesen.

Was würde ihn erwarten, wenn sie in Chiloj Teherez ankamen? War überhaupt noch einer der Verteidiger am Leben?

In Mal-Ushino hatten die Deutschen, die am Morgen den kleinen Ort erst den Russen unter schweren Verlu-

sten abgerungen hatten, soeben den letzten feindlichen Gegenstoß hinter sich. Oberleutnant Werner ließ sich die Verluste melden. Sie waren jetzt nur noch 58 Mann, und damit konnten sie diese Stellung nicht mehr halten. Sie mußten folglich in Richtung Chiloj Teherez durchbrechen.

„Wir müssen den Ort aufgeben“, sagte Werner müde zu dem neben ihm hockenden Leutnant v. Welinski.

Der Leutnant trug den linken Arm in der Schlinge, sein hageres Gesicht war von Schmerzen gezeichnet.

„Und wo wollen wir hin?“ fragte er.

„Nach Chiloj Teherez! Dort sind heute deutsche Truppen eingetroffen, um den eingeschlossenen Spaniern aus der Klemme zu helfen! Dort sind auch wir sicher!“ erwiderte Oberleutnant Werner und tastete an sein geschwollenes Bein. Ein Streifschuß am linken Unterschenkel machte ihm schwer zu schaffen.

„Also, wir brechen in einer Stunde auf. Wir müssen auf jeden Fall durch!“ befahl er kurz.

„Jawohl!“ Welinski stand auf und verschwand in der Dunkelheit.

Was dem kleinen Leutnant früher nie gelungen war, nämlich sich Achtung und Respekt bei seinen Männern

zu verschaffen, das war ihm ohne sein bewußtes Zutun seit der Belagerung von Wswad und vornehmlich in den letzten Tagen gelungen.

Als er ihnen jetzt den Befehl von Oberleutnant Werner überbrachte, nickten sie nur stumm mit den Köpfen. Und mancher achtungsvolle Blick streifte das eingefallene Gesicht, das unter dem durchbluteten und verschmutzten Kopfverband noch kleiner erschien.

Um zwei Uhr morgens verließen sie heimlich den Ort und setzten sich, unbemerkt vom Gegner, ab.

Feldweibel Servatos sah auf die Uhr. Zum wievielten Male schon in den letzten Stunden?

Es war kurz vor Mitternacht. Jetzt mußte es gelingen!

Er zog die provisorische Schleppe aus der Mulde, hängte sich die Lederriemen um und stapfte dann los.

Ihm war bald schlecht vor Anstrengung, und der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Aber er biß die Zähne zusammen und glitt schwerfällig mit seiner Last weiter.

Es konnte nicht mehr lange dauern, dann mußte er den Waldrand erreicht

Kriegsgeschichtliche Werke schildern den Verlauf großer Schlachten und Operationen aus der Sicht der Generalstäbe. *DER LANDSER* jedoch vermittelt Details aus der Sicht des Frontsoldaten; er gibt einen Einblick in die endlose Skala der Schrecken und menschlichen Tragödien, die jeder Krieg mit sich bringt. Dadurch formt sich seine stumme Anklage gegen Gewalt schlechthin.

haben, und von dort aus hatte er es bald geschafft.

Schon eine Stunde lang zog er schnaufend und keuchend den Schleppschlitten hinter sich her. Seinen Mantel hatte er sich ausgezogen und damit seinen Kameraden noch fester zugedeckt. Er spürte die Kälte nicht. Doch hin und wieder meldete sich im Unterbewußtsein eine Stimme in ihm, die fragte: „Warum schleppst du dich überhaupt mit Roca ab? Laß ihn doch liegen, es kann dir doch niemand beweisen, wo er geblieben ist? Du kommst schneller voran und bist bald in einer warmen Stube und in Sicherheit!“

„Nein – und nochmals nein!“ fluchte Servatos vor sich hin und legte sich kräftiger in die Riemen, die in seine breiten Schultern schnitten. Er meinte manchmal, das Gewicht der ganzen Welt hinter sich her zu ziehen.

Servatos schreckte auf, als er hinter einem Buschwerk ein schleifendes Geräusch hörte. Er verharrte sofort und sah genauer hin. War da jemand? Er blieb einige Minuten reglos stehen, aber als sich nichts mehr bewegte, schalt er sich einen Narren und ging weiter. Vielleicht war es ein Stück Wild, das sich da verkrochen hatte.

Dennoch hatte er ein ungeses Geföhl in sich, und er wandte sich noch einmal um. Und das warnende Geföhl in ihm hatte ihn nicht getäuscht. Dort drüben hockte eine Gestalt, die eine Waffe auf ihn richtete.

„Verdammt ...“, das andere ging unter im rasenden Aufpeitschen der Schüsse aus einer russischen Maschinepistole.

Servatos spürte einen heftigen Schlag gegen den linken Unterarm, und etwas fuhr ihm sengend heiß über die Rippen.

Er lag schon im Schnee, als die

Kugeln noch immer über ihn hinwegschwirrten und die Äste zerfetzten.

Servatos riß seine MPi herunter, warf die hindernden Riemen ab und robbte zur Seite. Er mußte das feindliche Feuer vom Schlitten ablenken.

Der Gegner dort drüben machte eine Feuerpause, und Servatos richtete sich vorsichtig hinter einem dicken Baum auf. Er sah, wie der Rotarmist ein neues Magazin einschob, er hörte es einrasten.

Als er wieder die MPi hob, machte Servatos den Finger krumm. Unter der Wucht der Geschosse wurde der andere herumgeschleudert, und seine Waffe fiel in den Schnee.

Vorsichtig trat Servatos hinter dem Baum hervor und glitt näher an den still daliegenden Mann heran. Jetzt erst spürte er die Schmerzen im linken Unterarm, den er kaum noch bewegen konnte, und er merkte, wie ihm das Blut an der Hüfte hinunterlief.

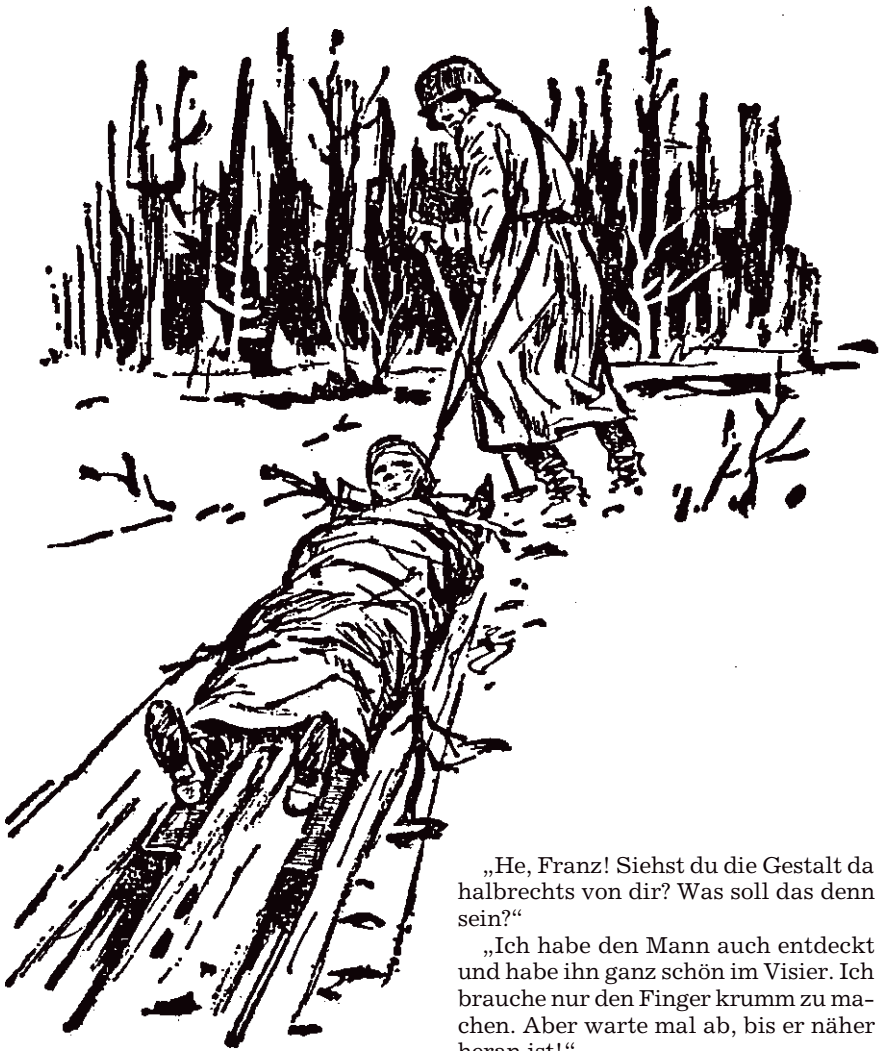
Er drehte den toten Russen zur Seite und erkannte, daß er hier einen russischen Kommissar getroffen hatte. Und nun sah er auch, warum der Mann hier allein gelegen hatte.

Sein linker Unterschenkel war zerschmettert. Anscheinend hatten ihn die Männer seiner eigenen Einheit hier liegengelassen, als sie sich zurückzogen. Servatos sicherte die MPi und hing sie wieder um den Hals.

Die Hüftwunde schmerzte höllisch, aber er durfte hier nicht liegenbleiben. Sonst waren sie beide verloren: Oberleutnant Roca und er.

Nach zehn Minuten ging es weiter. Die Schmerzen verbeißend, glitt er Schritt für Schritt vorwärts.

Der deutsche Posten, der hinter einem ausgebrannten Bauernhaus in



Deckung lag, starrte noch einmal genauer hin, als er eine schwankende und weit vorgeneigte Gestalt aus dem Wald kommen sah. Was sollte das? Er rief seinen Kameraden an, der wenige Meter nach links hinter dem MG lag.

„He, Franz! Siehst du die Gestalt da halbbrechts von dir? Was soll das denn sein?“

„Ich habe den Mann auch entdeckt und habe ihn ganz schön im Visier. Ich brauche nur den Finger krumm zu machen. Aber warte mal ab, bis er näher heran ist!“

Die beiden Posten sahen gespannt der langsam näher kommenden Gestalt entgegen. Und nun konnten sie erkennen, daß der schwankende Mann etwas hinter sich herzog.

„Du – der zieht was hinter sich her. Will der uns etwa ein Kuckucksei ins

Nest legen?“ fragte der Landser hinter dem MG.

„Laß ihn nahe genug herankommen, dann werden wir ihn anrufen, und ich sehe ihn mir genauer an!“

Die beiden warteten. Meter um Meter kam der Mann näher, und die beiden Posten erkannten bald, daß sich der Mann nur noch mühsam auf den Beinen hielt.

„Halt – wer da?“ rief der Soldat hinter dem MG. Der Mann vor ihnen stockte, als wäre er gegen eine Wand gelaufen.

Sich mühsam auf seinen Skistock stützend, blieb er stehen und hob den Kopf.

„Nicht schießen ... Kamerad! ... Ich ... Spanier ...“, rief er heiser.

„Das ist tatsächlich ein Spanier! Los, ruf deinen Nebenmann, der soll unseren Alten wecken!“ befahl der Posten, der den Spanier zuerst gesehen hatte, und legte das Gewehr zur Seite. Er eilte schnell durch den Schnee auf den schwankenden Mann zu. Als er dicht vor ihm stand, sah er, daß der Spanier am Ende seiner Kräfte war. Seine dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen starrten ihn an, aber es war dem Deutschen, als würden sie durch ihn hindurchsehen.

„Komm, Kamerad ... ich bringe dich nach hinten!“

Er wollte ihm die Last des Schleppschlittens abnehmen, aber der riesige Kerl knurrte nur:

„Nix – ich allein weiter!“

Miguel Servatos blieb stehen, als ihn der Ruf: „Halt – wer da?“ erreichte. Er stutzte einen Moment. Das waren also Deutsche, die da lagen. Dann meldete er sich, und er sah, wie ein Mann auf ihn zukam und ihm helfen wollte.

Aber Servatos legte sich wieder selbst in die Riemen, und er merkte es nicht, daß der Deutsche am Ende des Schleppschlittens schob.

Meter um Meter schleppte er sich vorwärts. In seinen Ohren rauschte das Blut – aber er wußte, daß er es geschafft hatte. Nur noch ein paar Meter, dann war er an den Häusern, und dann hatte er Ruhe. Miguel Servatos schreckte hoch, als ihn eine wohlbekannte Stimme freudig anrief.

„Santa Madonna – er ist es wirklich! Miguel Servatos!“

Das war doch die Stimme von Hauptmann Martiños?

Servatos hob den Kopf und sah dicht vor sich das Gesicht seines Capitans.

Er riß sich noch einmal zusammen, hob die Hand an den Stahlhelm und meldete rasselnd:

„Feldwebel Servatos und Teniente Roca vom Spähtrupp zurück! Teniente Roca schwer verwundet ... Sergeant Narni ... Caporale Carcasa ... Carporale Lätus ... Soldat Rosco und Soldat Moscardos vor dem Feind gefallen!“

Hauptmann Martiños sah, wie Servatos hin und her schwankte, und er gab seinen Begleitern einen Wink. Sie traten an den Schleppschlitten heran.

„Aber Sie sind ja selbst verwundet, Servatos“, entfuhr es Martiños, als er den dunklen Fleck auf dessen Hüfte und die blutige linke Hand sah.

„Si ... der Unterarm ... und an der Hüfte – glaube ich ... aber es ...“

Servatos fuhr sich über die Augen, als wenn er etwas wegwischen wollte. Dann sank er haltlos in sich zusammen. Martiños hatte feuchte Augen, als er sich über Servatos beugte und den anderen befahl: „Bringt ihn und

den Oberleutnant schnellstens zum Arzt!“

Er ging langsam hinter den Männern her zum Verbandplatz und wartete so lange im Vorzimmer, bis er wußte, daß Oberleutnant Roca und sein Freund, Feldwebel Servatos, durchkommen würden. Dann erst ging er zurück in sein Quartier und schrieb in sein Kriegstagebuch:

„Heute um drei Uhr morgens, am 20. Januar 1942, trafen Oberleutnant Roca und Feldwebel Servatos im Stützpunkt ein. Roca schwer verwundet, Servatos total erschöpft und ebenfalls verwundet. Fünf Mann des Spähtrupps gefallen.“

Dann nahm er die Verlustliste und strich nochmals fünf Namen ab. Nun waren von seiner Skikompanie nur noch drei Offiziere und 32 Mann am Leben. Die zwei Züge der Deutschen,

die mit ihnen von Schischimanowo bis hierherkamen, waren bis auf einen Offizier und 18 Mann zusammengesmolzen.

Ein Feldwebel und ein Oberleutnant aber hatten eine Freundschaft geschlossen, die noch den Krieg und eine lange Gefangenschaft überdauern sollte.

Der Krieg ging mit unerbittlicher Härte weiter, und die Soldaten der „Division Azul“ kämpften neben ihren deutschen Kameraden bis zum Tag der offiziellen Auflösung ihrer Division am 20. Oktober 1943.

Den Deutschen aber, die Seite an Seite neben den Männern des sonnigen Südens standen, bleiben die Kameraden der „Blauen Division“ unvergessen.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) spanische Freiwilligen-Division, die unter Führung der Wehrmacht als 250. Infanterie-Division von 1941 bis 1943 am Krieg gegen die Sowjetunion teilnahm. Auf außenpolitischen Druck beorderte Franco die Truppe 1943 zurück und löste sie am 20. Oktober 1943 offiziell auf. Zahlreiche Spanier blieben jedoch zurück und kämpften weiter auf deutscher Seite
- 3) Kompaniefeldwebel, für den inneren Dienst einer Kompanie verantwortlich, meist im Rang eines Hauptfeldwebels
- 4) Maschinepistole
- 5) Sanitätskraftwagen
- 6) Augustin Muñoz Grandes (1896–1970): spanischer General, erster Kommandeur der Blauen Division, Politiker und stellvertretender Ministerpräsident von Spanien. Von Hitler mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet

- 7) Landerausdruck für Sanitäter
- 8) russischer Spitzname für Deutsche
- 9) entspricht etwa dem Bürgermeister
- 10) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 11) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 12) Eisernes Kreuz I. Klasse
- 13) russischer Dienstgrad (entspricht dem Hauptmann)
- 14) auch Politoffizier oder Politruk genannt. Jedem Verband der Roten Armee bis zur Bataillonsebene wurde ein Politkommissar zugeteilt. Ihm oblag die politische Erziehung der Soldaten. Er besaß die Befugnis, Befehle des Kommandeurs zurückzunehmen und auf die Einhaltung der Parteilinie zu achten
- 15) zuständiger Soldat für den Kraftfahrzeugpark einer Einheit
- 16) Francisco Bahamonde Franco (1892–1975), spanischer General und Politiker. In Spanien wurde er als „El Caudillo“ („Anführer“) bezeichnet
- 17) russisch für „Halt“

18) mittelschwerer sowjetischer Panzer, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und

die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten. Mit dem T 34/85 kam die letzte Version im Krieg zum Einsatz, die noch bis in die 50er Jahre der Standardpanzer vieler Länder des Warschauer Paktes war

Titelbild: Spanische Infanteriestellungen an der Ostfront (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 12. März 2013, erscheint der *LANDSER* 2868 unter dem Titel

Unternehmen „Nordpol“

Niederlande 1942/43 – Die deutsche Abwehr täuscht London – Immer wieder gelingen ihr harte Schläge gegen holländische Widerstandsgruppen. Autor: **M. Sauer.**

In derselben Woche erhalten Sie den *LANDSER*-Großband 1368 – wie immer mit Original-Fotos, Farbseite und historischem Magazin. Titel:

General und Kamerad

Rußland 1942/43 – General der Gebirgstruppen Kreysing im Osten – In Millerowo offenbart sich das ganze Können des Offiziers – Nach authentischen Unterlagen. Autor: **H. Bley.**

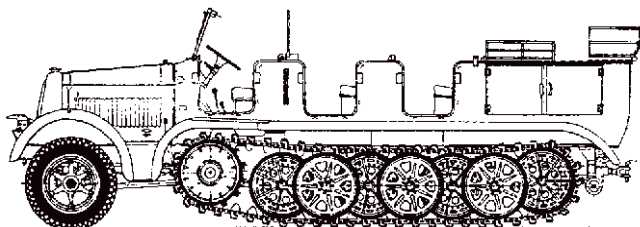
DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-Einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany, März 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Mittlerer Zugkraftwagen 8 t

(Sd.Kfz. 7/1 und 7/2)



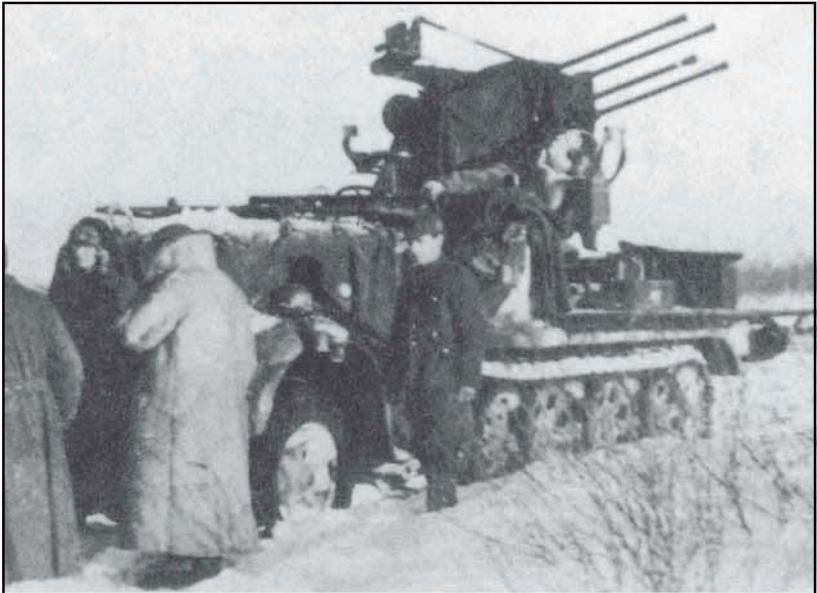
Der Zugkraftwagen 8 t war an den Fronten des Zweiten Weltkrieges ein oft gesehenes und bei der Truppe geschätztes Fahrzeug, robust, leistungsstark und besonders auf verschneiten oder verschlammten Fahrbahnen unersetzlich. Während dieses Sonderkraftfahrzeug (Sd. Kfz.) 7 hauptsächlich schwere Waffen transportierte, vor allem die legendäre 8,8-cm-Flak, gab es davon noch drei weitere Versionen als Selbstfahrlafetten: das Sd.Kfz. 7/1 als Träger eines 2-cm-Flak-Vierlings, das Sd.Kfz. 7/2 mit einer 3,7-cm-Flak und ein Sd.Kfz. 7/6 als Flak-Meßtruppwagen. Ihrer Bestimmung gemäß offenbarten die Flak-Träger ihre Bedeutung besonders bei Tieffliegerangriffen, aber auch bei der Unterstützung von Angriffsaktionen. Insgesamt wurden vom Sd.Kfz. 7 über 12.000 Stück gebaut, vom Sd.Kfz. 7/2 bis Februar 1945 123 und vom Sd.Kfz. 7/1 bis Oktober 1944 319. Bei beiden Selbstfahrlafetten gab es anfangs der fehlenden Panzerung wegen viele Ausfälle, worauf dann 1943 bis Kriegsende Kühler und Fahrerkabine mit einem 8 mm starken Panzerschutz versehen wurden. Die Fotos auf der Rückseite zeigen ein Sd.Kfz. 7/1 (oben) und ein Sd.Kfz. 7/2.

Technische Daten

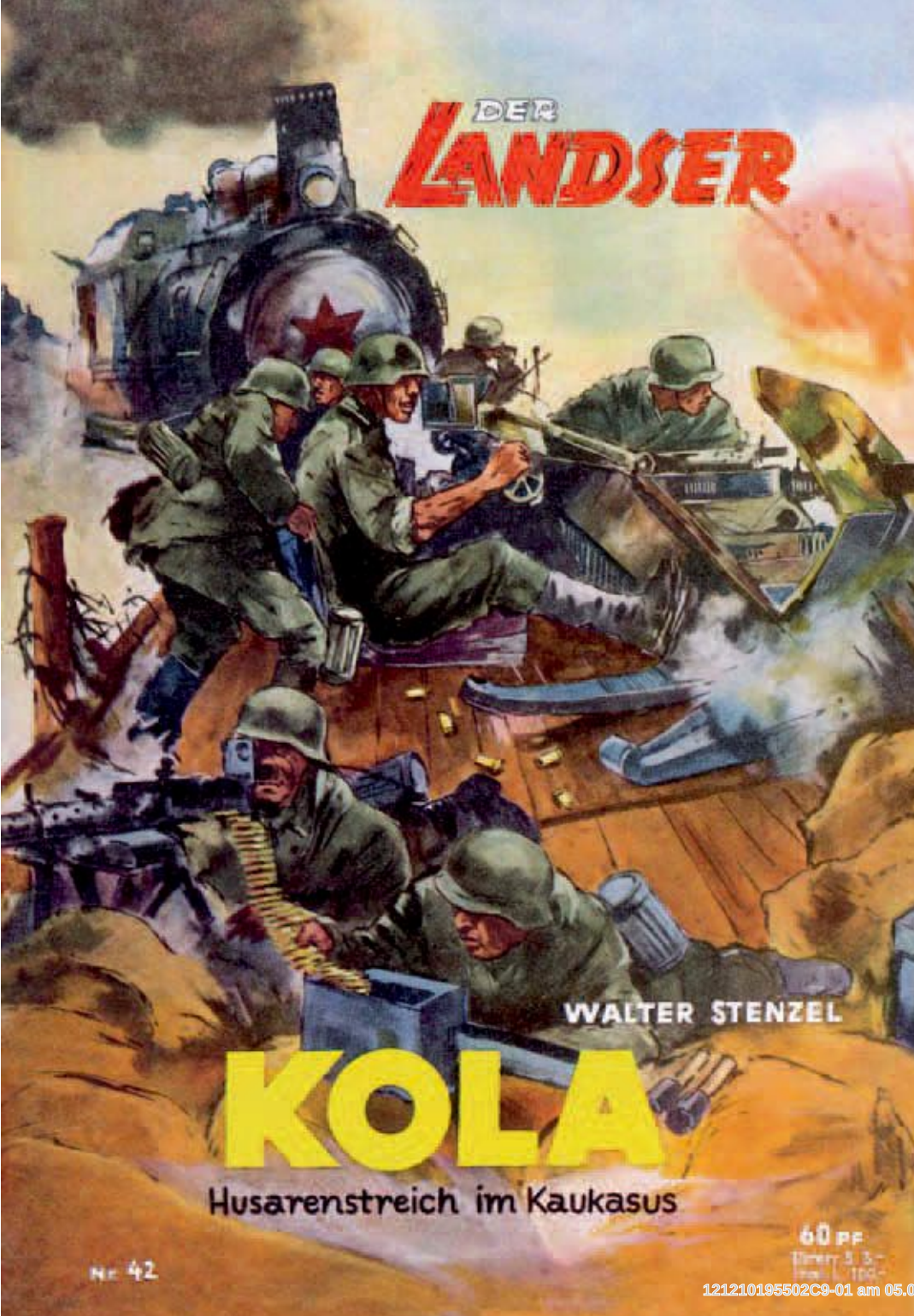
(Sd. Kfz. 7)

Länge:	6,58 m
Breite:	2,40 m
Höhe:	2,62 m
Gesamtgewicht:	11.550 kg
Anhängelast:	8,0 t
Motor:	Maybach, 140 PS
Zugkraft der Seilwinde:	3,5 t
Kraftstoffverbrauch/Gelände:	bis 200 l auf 100 km

Deutsche Spezialfahrzeuge



**Mittlerer Zugkraftwagen 8 t
(Sd.Kfz. 7/1 und 7/2)**



DER
LANDSER

WALTER STENZEL

KOLA

Husarenstreich im Kaukasus

60 pf

Druck 5. 3.-
Lith. 1. 1.-



Infanterie-Kolonne auf dem Marsch an die Front



Ein sowjetischer Scharfschütze in Aktion

Kola

Husarenstreich im Kaukasus



Rußland, im Jahr 1942. Die Wehrmacht stürmt nach den Rückzügen des vorherigen Winters wieder vorwärts. Eines der Ziele ist nun der Kaukasus mit seinen angrenzenden Ölfeldern. Schnell stürmen die Deutschen nach vorne, doch die Rote Armee hat mittlerweile dazugelernt und weicht den Angriffsspitzen aus, verlegt Truppen und Material nach hinten, um dort neue Auffangstellungen zu bilden. Gleichzeitig mit dem geordneten Rückzug verschleppten die Rotarmisten auch Minderheiten, deren Vorfahren einst aus deutschen Landen in die russischen Weiten kamen, in das Hinterland. Für die Sowjets gelten diese Menschen als Spione, die den Landsern Unterstützung leisten könnten. Der folgende Bericht schildert eine verwegene Befreiungsaktion, bei der ein kleiner Junge über sich selbst hinauswächst.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Kurz hinter Krasnodar stieß er zu unserem Zug. Wir marschierten hinter den Sturmgeschützen her und schluckten den Staub der russischen Landstraße, seit Tagen schon, kilometerlange Staubfahnen aufwirbelnd. Der Kuban lag hinter uns. Ihn hatten wir über eine von unseren Pionieren erstellte Pontonbrücke bewältigt. Zur Zeit war von den Russen nichts zu sehen. Sie zogen sich vor unseren Spitzen zum Kaukasus zurück, dessen Felsen wir in der Ferne erkennen konnten.

Gerhard Winkler¹⁾ lief neben mir, das MG umgehängt. Er machte mich auf den Jungen aufmerksam. Dieser stand an einen Baum gelehnt und beobachtete uns. Er mochte 14 Jahre alt sein, trug einen blauen Russenkittel, der in der Hüfte mit einem Stück Bindfaden zusammengehalten wurde. Um die Füße hatte er sich ein paar alte Lappen gewickelt.

Wir waren es gewohnt, angestarrt zu werden.

Doch bei diesem Jungen war es etwas anderes. Unter der Pelzmütze quoll blondes lockiges Haar hervor. Er war nicht der russische Typ, den wir bisher kennengelernt hatten.

Als ich näher trat, versuchte er ein Lächeln.

„Herr Soldat, Hunger. Gib Brot!“

Ich war überrascht, als er mich deutsch ansprach. Hein trat zu mir. „Was ist mit dem Jungen?“ erkundigte er sich. „Laß ihn doch. Die betteln nur. Sind Vagabunden.“

Der Junge hatte alles verstanden. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Er tat mir leid. Ich holte ein Stück Brot aus meinem Beutel und hielt es ihm hin. Zögernd griff er zu, doch als er meinen aufmunternden Blick bemerkte, schob er das Brot zwischen die Zähne. Er mußte ausgehungert sein, so schnell kaute er das Brot.

„Danke!“ stammelte er. „Deutsche Soldatt gut!“

Die Kompanie latschte weiter. Hein Breuer, Gerhard Winkler und ich, wir waren bei dem Russenjungen stehengeblieben, der sich die letzten Krümel des trockenen Brotes zwischen den Zähnen herausangelte. Es war nichts Überraschendes für uns, einen kleinen Russenjungen deutsch sprechen zu hören. Sie hatten schnell von uns gelernt.

„Ich sein Kola“, sagte der Junge plötzlich und streckte mir die Hand entgegen. „Ich deitsch.“

Wollte er uns betrügen? Hein drehte sich eine Zigarette. „Das kenne ich. Deutscher. Bist uns wohl aus Taganrog nachgelaufen, he?“

Der Junge blickte mich nur an. Daß die anderen ihm keinen Glauben schenkten, schien ihm kaum etwas auszumachen. „Ich heißen Kola Bauer“, sagte er mit fester Stimme. „Mein Großvater sein deitsch. Ich nix Rußki.“

Hein ließ seine Zigarette von einem Mundwinkel in den anderen rollen. „Weiter“, knurrte er, „da hinten sehe ich den Major.“

Unsere Kompanie war in einer Staubwolke verschwunden. Der Troß kam heran. Schwere Wagen mit kräftigen Holsteinern davor, die frisch aus der Heimat gekommen waren. Gerhard kramte in seinen Taschen und brachte eine halbe Rolle Drops zum Vorschein, die er Kola in die Hand drückte. Dessen Miene veränderte sich plötzlich, als er bemerkte, daß wir gehen wollten.

„Ich mit dir“, sagte er und richtete flehend die Augen auf mich. „Ich, Kola Bauer, sein deitsch.“

Hein versetzte mir einen Stoß in den Rücken. „Quatsch mit Soße. Was sollen wir mit dem Bengel? Vielleicht ha-

ben ihn die Russen herübergeschickt, damit er bei uns herumspioniert.“

Tödlich beleidigt wandte sich Kola ab. Er hatte Tränen in den Augen.

Er tat mir leid. „Ach was“, sagte ich, „vielleicht kennt er das Land und kann uns helfen. Komm, Kola, komm mit.“

Doch er drehte mir den Rücken zu und preßte die Fäuste auf die Augen. „Kola sein Deutscher“, beharrte er. „Kola sein allein. Russen holen alle Deutsche ab. Bringen weit fort. Machen viele kaputt.“ Das stieß er zwischen den Zähnen hervor. Ich warf Hein einen bittenden Blick zu. „Ist schon gut, Kola. Ich glaube dir“, sagte ich und legte meine Hand auf seine Schulter. „Es wird sich für dich schon etwas finden.“

Zu mir hatte er Vertrauen. Mit gesenktem Kopf lief er neben mir her. Verstohlen versuchte er meine Hand zu ergreifen. Wir überholten die ersten vollgepackten Wagen des Trosses. Hein winkte einem Bekannten, der neben den kräftigen Holsteinern herlief und ihnen gut zuredete.

„Gute Pferd“, hörte ich Kola neben mir sagen. „Aber nichts für Kaukasus.“

Er sollte recht behalten, wie wir später erlebten.

Über vier Kilometer lang war unser Zug. Vorweg die Sicherungspanzer, die jeden Widerstand brachen. Dahinter unsere Kompanie, die weit auseinandergezogen dahinmarschierte. Dicht hinter uns die ersten Wagen des Trosses, ihnen folgten die leichten Feldhaubitzen. Am Schluß fuhr die Sankas²⁾ und drei Panzer IV³⁾, die uns nach hinten absicherten.

Wir waren eine fliegende Einheit und operierten selbständig, seitlich von uns gingen die übrigen Kompanien unseres Bataillons vor. Unser Stoß

galt Armawir, wo sich der zurückweichende Russe noch einmal festgesetzt haben sollte. Unsere Luftaufklärer meldeten starke motorisierte Einheiten, Panzer und Geschützstellungen. Zwanzig Kilometer von uns entfernt rollten unsere motorisierten Einheiten, um Armawir in die Zange zu nehmen.

Wir erreichten unsere Kompanie und schlossen uns an.

Kola betrachtete mich als seinen Beschützer und hielt sich dicht neben mir. Er bewunderte unsere Uniformen, die Waffen und hielt uns für kleine Götter. Oberleutnant Elvert befand sich bei den Panzern. In der Ferne tauchte ein Dorf auf.

Die Panzer, die mit etwas Abstand vorausfuhr, schwenkten darauf zu.

Da kam von vorn Fliegeralarm durch. Blitzschnell verschwanden wir von der Straße und nahmen in den Maisstrohhaufen volle Deckung. Doch unsere Kameraden vom Troß mußten bei den Pferden bleiben. Drei „Schlächter“⁴⁾ griffen an.

Walter Paulsen knallte dem Schützen II⁵⁾ das MG auf den Rücken und spannte den Verschuß.

Die russischen Schlachtfieger packten uns in der Flanke. Die Wagen des Trosses waren ihnen ausgeliefert. Beim ersten Anflug kam Paulsen nicht zum Schuß. Die Russen legten sich in die Kurve und formierten sich zum erneuten Anflug.

„Jetzt werfen sie die Bomben“, meinte Hein neben mir und schob den Stahlhelm etwas mehr ins Gesicht. Kola lag dicht neben mir und zitterte am ganzen Körper. Er preßte das Gesicht in das Stroh und wollte nichts sehen und hören.

Diesmal machte Walter Paulsen ernst. Er nahm den genau auf uns zukommenden Schlachtfieger aufs

Korn. Die Leuchtspurmunition lag ausgezeichnet. Der Pilot versuchte auszubrechen. Zu spät! Eine schwarze Rauchfahne schlug aus der Maschine. Sie kam ins Trudeln und rutschte über die linke Tragfläche ab.

Es gab eine heftige Detonation, als sie aufschlug.

Wir hatten Walter Paulsens Kampf beobachtet und nicht auf das geachtet, was auf der Straße geschah. Die beiden anderen Maschinen feuerten in unseren Troß hinein, glücklicherweise lagen die Splitterbomben neben der Straße.

Eines unserer Gespanne hatte Feuer gefangen.

Der Fahrer lag, von mehreren Kugeln getroffen, unter den Pferden. Da sprang Kola neben mir auf und raste, obwohl die Schlachtfieger zum dritten Mal angriffen, auf die Straße. Ich wollte ihn noch zurückrufen. Aber mein Schrei ging im Rattern der MG unter.

Walter Paulsen feuerte auf die herabtauchenden Schlachtfieger, die mit den MG in den dichten Pulk unserer Troßfahrzeuge hineinhielten. „Tref-fer!“ schrie Winkler neben mir.

Der zweite Schlachtfieger kam ins Trudeln. Doch die Bordwaffen hatten zwei weitere Wagen des Trosses zur Sau gemacht. Hundert Meter von uns entfernt brannte ein Wagen. Die Pferde gingen durch, rissen den Fahrer mit, der sich vergeblich in die Zügel hängte. Eines der Pferde lahmte, es konnte jeden Augenblick zusammenbrechen. Da sah ich Kola. Halt! wollte ich ihm zuschreien. Ohne an sich selbst zu denken, sprang er neben die durchgehenden Pferde. Nun ist er verloren! sagte ich mir und schloß die Augen.

Bis Hein Breuer neben mir ein „Donnerwetter!“ brüllte.

Zwanzig Schritt vor uns war der

brennende Wagen zum Stehen gekommen. Ich sah die Pferde in wilder Flucht davonpreschen. Der Fahrer lag im Gelände. Von Kola sah ich nichts. Erst Winkler mußte mich auf ihn aufmerksam machen.

Kola lag unter dem Wagen. Angst packte mich.

Der dritte Schlachtfieger hatte wenig Lust, das Schicksal seiner Kameraden zu teilen, und drehte ab. Doch auch seine Stunde hatte geschlagen. Aus dem wolkenlosen Himmel stürzte sich eine Me 109⁶⁾. Sie klemmte sich in den Nacken des Russen und pumpte ihm den Rumpf voll. Eine lange Rauchfahne hinter sich herziehend, stürzte der Schlachtfieger keine vier Kilometer von uns ab.

Ich stürzte zu Kola, dem kleinen Russenjungen. Gott sei Dank! er atmete noch. Ich zog ihn unter dem brennenden Wagen hervor und trug ihn zu dem Strohhaufen. Hein Breuer schraubte seine Feldflasche auf und hielt sie dem Jungen an die Lippen. Kola lag mit geschlossenen Augen vor uns. Nur seine Lippen bewegten sich.

„Schnaps“, hauchte er. „Schnaps sein gut.“

Hein grinste. „Kann ich mir denken. Dreisterniger Hennessy, die letzte Flasche aus Frankreich.“

Ich blickte meinen Kameraden erstaunt an. Was mochte ihn bewogen haben, seinen letzten Cognac mit dem kleinen Russenjungen zu teilen, den er doch angeblich nicht leiden konnte?

„Tja“, meinte er, „Kola hat dem Fahrer das Leben gerettet. Wäre er nicht zugesprungen, hätten ihn die Pferde zu Tode geschleift. War schon 'ne tolle Sache, wie er auf dem schaukelnden Wagen stand und die Seile durchsäbelte.“

Auch Winkler nickte. Er besaß eine halbe Dose Leberwurst, die er neben

Kola hinstellte. Unser Zug blieb noch liegen und sicherte gegen das Dorf, während der Rest der Kompanie half, die brennenden Wagen zu löschen. Oberleutnant Elvert kam vorbeigelaufen. Er rief nach einem Sani⁷⁾. Eine Garbe war in den Kompanietrupp gefahren und hatte zwei Kameraden verwundet. Das Dorf vor uns schien von den Russen geräumt worden zu sein. Unsere Panzerspitze hielt 1200 Meter davor und sicherte. Links von dem Dorf zog sich ein dichter Wald entlang.

Paulsen lag mit dem MG im Strohschober und übernahm die Flankensicherung.

Endlich schlug Kola die Augen wieder auf. Er lächelte schwach und versuchte sich aufzurichten. Dabei entdeckte er die Würstdose. Seine Augen begannen zu leuchten. Mit den Fingern holte er die Leberwurst heraus und schmatzte.

„Da, Kola, Chleppa“, meinte Hein. Der Junge war von so viel Freundlichkeit gerührt und lächelte uns dankbar an. Glücklicherweise mußten wir weitere Befehle abwarten und blieben vorerst liegen. Ungläubig starrten wir Kola an, der die Leberwurst, ein halbes Kommißbrot und hinterher ein Kochgeschirr voll Kaffee in sich hineinwürgte. Er mußte völlig ausgehungert sein. Da wir vor dem Troß marschierten, litten wir keine Not.

Paul holte Brot und Marmelade heraus. „Ich glaube nicht, daß er das noch schafft“, sagte er.

Kolas Augen hüpfen vor Freude. Er wartete, bis Paul ihm das Brot gegeben hatte, dann biß er hinein. Wir saßen um ihn herum und sahen ihm zu. Paul verlor seine Wette, denn Kola ließ nicht einen Krümel übrig. Die Marmelade schleckte er mit den Fingern aus dem Topf.

Da kam Leutnant Feldmann vom Troß zu unserem Strohschober. Ich erhob mich und nahm Haltung an. „Dritter Zug auf Posten. Keine besonderen Vorkommnisse.“

Leutnant Feldmann winkte ab. „Danke, Feldwebel! Man hat mir berichtet, daß einer von Ihnen den brennenden Wagen aufgehalten hat. Der Fahrer hat eine Gehirnerschütterung davongetragen. Wer war der Mutige?“ Ich deutete auf Kola, der sich vor dem Leutnant tiefer in das Stroh verkrochen hatte. Nur der blonde Haarschopf schaute heraus.

„Komm heraus“, sagte ich. „Es geschieht dir doch nichts.“

Kola traute der Sache nicht. Er wollte nicht weggejagt werden. Erst als ich ihm versicherte, daß er bei uns bleiben dürfte, kroch er aus dem Maisstroh. Er versteckte sich hinter meinem breiten Rücken und klammerte sich an mir fest.

„Der?“ sagte Leutnant Feldmann erstaunt. „Ein Russenjunge?“

Das konnte sich Kola nicht bieten lassen. „Ich Deitscher!“ schrie er. „Ich nix Rußki. Bolschewik machen Vater kaputt. Weil sein Deitscher. Dann bringen alle anderen weit weg. Kola sein gegangen in Wald.“

In seinen Augen flammte der Zorn. Er wollte kein Russe sein. Leutnant Feldmann blickte mich fragend an. „Seit wann ist er bei Ihnen, Feldwebel?“ Ich nahm Haltung an. „Seit einer Stunde. Er stand neben der Straße und sprach uns an. Er tat uns leid, Herr Leutnant.“

Feldmann holte eine Packung Zigaretten aus seiner Tasche und ließ sie herumgehen. Ich hielt sie Kola hin, und er langte zu. Er nahm sich gleich drei, zwei ließ er unter seinem Kittel verschwinden, die dritte steckte er zwischen die Lippen.

Leutnant Feldmann schaute sich Kola gründlich an. Ich wußte, eigentlich durfte er nicht bei uns bleiben.

„Komm mit“, sagte der Leutnant zu dem Jungen. Doch der blieb hinter mir stehen. Wieder schossen ihm die Tränen in die Augen. Da mischte sich Hein ein. „Er möchte bei uns bleiben, Herr Leutnant. Anscheinend will er nicht zu seinen Landsleuten zurück.“

Feldmann lächelte. „Unsinn, ich denke nicht daran, ihn wegzuschicken. Ich habe da ein Paar Schuhe, die sollten ihm passen. Kann er bekommen. Ohne sein Eingreifen wäre der Fahrer zu Tode geschleift worden.“ Kola verstand jedes Wort, doch selbst die Aussicht auf ein Paar richtige Schuhe konnte ihn nicht verlocken, von uns wegzugehen.

„Kommen Sie mit, Feldweibel“, sagte der Leutnant zu mir. „Vielleicht hat er dann mehr Vertrauen.“

Ich übergab Hein Breuer das Kommando über den Zug und schob Kola vor mir her. Solange ich in seiner Nähe war, schien er ruhig. Wir gingen an den ersten Wagen vorüber. Fast alle hatten Treffer bekommen. Mehrere der edlen Hannoveraner waren gefallen. Die Fahrer brachten die Ersatzpferde heran und schirrten ein.

Kola schien ein Pferdenarr zu sein. Er schien an keinem vorübergehen zu können, ohne das Pferd zu streicheln. So langsam kam wieder Ordnung in die Kolonne. Drei Wagen waren ausgefallen, was gerettet werden konnte, wurde auf die übrigen Wagen umgeladen. Glücklicherweise blieb der Me-Jäger in der Nähe und hinderte so die russischen Schlachtfieger, erneut unsere Kolonne anzugreifen.

Leutnant Feldmann gab Kola einen Wink. Er sollte die Lappen von den Füßen nehmen. Aus einem Wagen holte er ein Paar Schuhe, dazu Socken

und eine Hose. Das alles legte er Kola vor die Füße. Plötzlich erwachte der Junge aus seiner Erstarrung. Er riß sich die Lappen von den Füßen und streifte sich die Socken über. Kola lachte vor sich hin, als er die Schuhe anzog. Sie waren ihm zu groß, doch das wollte er nicht eingestehen. Er befürchtete, die Schuhe wieder hergeben zu müssen. Leutnant Feldmann munterte den Jungen auf. „Sag es mir nur, wenn sie nicht passen, wir haben ja die Auswahl. Hier ist ein Hemd.“

Kola lachte wie ein Kind zu Weihnachten. Ohne Scham gestand er uns, daß dies sein erstes Paar Schuhe sei. „Großvater hat mir Galoschen gemacht, aus Stoff. Schuhe tragen nur die Funktionäre.“

Ich nahm einen völlig veränderten Kola mit zu meinem Zug. Hein Breuer hielt ein Stück Seife in der Hand. „Bei nächster Gelegenheit wirst du dich waschen“, erklärte er Kola, der sich allen vorstellen mußte in seinen neuen Klamotten. „Hast du kleine Partisanen?“

Kola schaute mich fragend an. Er konnte diesen Landserausdruck ja nicht kennen, denn wir waren die ersten deutschen Soldaten, die er zu Gesicht bekam. „Läuse meint er“, erklärte ich Kola. „Du hast doch keine?“

Der Junge blickte verschämt zur Seite und nickte. „Ich sein nicht Schwein“, sagte er leise. „In Haus keine ... kleine Partisan. Aber ich sechs Tage unterwegs. Schlafen bei Pferd.“

Wir hatten verstanden. Auf der Flucht hatte er sich Läuse geholt. Bisher waren wir verschont geblieben, da wir radikal gegen das Ungeziefer voringen. Während unsere Kameraden enorme „Abschufziffern“ meldeten, waren Läuse bei uns sehr selten.

„Dann halte dich mal etwas fern“, meinte Huberty, der sich nicht so sehr



vor den Russen, desto mehr jedoch vor den „kleinen Partisanen“ fürchtete. „Wir müssen dich erst entlausen.“

Kola nahm es uns nicht übel. Im Gegenteil, er hielt uns für wahre Götter.

Von der Spitze kam ein neuer Befehl. Es ging weiter. Die Panzer stießen seitlich an dem Dorf vorbei. Uns fiel die Aufgabe zu, in breiter Front gegen das Dorf vorzugehen. Kola machte sich sofort nützlich. Er lud sich drei Muni-Kästen auf und lief hinter Johannes her. Paulsen lief links hinter mir, das MG am Trageriemen.

Kola stolperte.

„Nicht gut“, schrie er mir zu und deutete auf den Wald. „Rußki da.“

Ich ließ ihn herankommen und fragte ihn aus. Erst in der letzten Nacht hatte Kola das Dorf passiert. Er war an den aufgefahrenen schweren Waffen vorübergekommen und konnte mir die Stellungen beschreiben. Keinen Augenblick zweifelte ich an seinen Angaben.

„Hein, nimm den Zug“, rief ich meinem Kameraden zu, drückte dem Zugtrupp die MG-Kästen in die Hand, die Kola getragen hatte, und lief zu Oberleutnant Elvert.

Er ließ mich ruhig ausreden, bevor er mit dem Glas den Waldsaum absuchte. „Nichts zu sehen“, meinte er. „Wo sollen die Panzer stehen?“

Kola verstand jedes Wort. Er deutete auf einen Waldeinschnitt. „Dort, drei Panzer. Ich haben gesehen. Du mitkommen. Ich dir alles zeigen.“

Der Oberleutnant sah mich an. „Stellen Sie einen Spähtrupp zusammen. Nehmen Sie den Jungen mit, er sagt ja selbst, daß er den Wald kennt. Lassen Sie sich aber nicht auf einen Kampf ein, mir scheint, der ‚Iwan‘⁽⁸⁾ will uns in das Dorf locken, um dann loszuschlagen.“

Kola sah zum Schreien aus. Da die

Hose, die ihm Leutnant Feldmann gegeben hatte, zu lang war, schlug er sie dreimal um und zog sie bis an die Brust. Für seine dünnen Beine waren die genagelten Schuhe zu schwer. Doch das alles schien ihn nicht zu stören.

Ich wartete, bis mein Zug herangekommen war. Hein Breuer mußte mich vertreten. Ich rief Walter Paulsen, Johannes Göschel, einen Vogtländer mit Berliner Schnauze, der genügend Erfahrungen in Rußland gesammelt hatte, Klaes, Heitmann, Schumacher und Wolf heran. „Packt Eier ein“, sagte ich. „Wir gehen in den Wald.“

Unsere Panzer waren an dem Dorf vorbeigestoßen und fuhren zwischen den Häusern und dem Wald umher. Unsere Spitze stand knapp hundert Schritte von dem ersten Haus entfernt. Kola blieb stehen. „Dort Rußki“, sagte er mit Verachtung in der Stimme. „Rußki nicht gut. Kaukasier gut. Machen Rußki kaputt.“

Nicht zum ersten Mal hörte ich davon, daß die Kaukasier sich mit den Altrussen nicht vertrugen. Das stolze Volk der Kaukasier wollte frei sein und so leben wie seit vielen hundert Jahren. Sie setzten allen Bestrebungen aus Moskau heftigen Widerstand entgegen und erreichten, daß sie einige Freiheiten behielten, die anderenorts längst abgeschafft worden waren.

Ein weiteres Moment bildeten die zahlreichen deutschen Siedlungen, meist um 1880 gegründet. Hier wurde ein badischer Dialekt gesprochen, gab es noch Schulen, in denen neben Russisch auch Deutsch gesprochen wurde. Selbst Moskau hatte nicht vermocht, den Menschen im Kaukasusraum diese Freiheiten zu nehmen. Um dennoch die Menschen zu überwachen, wurden ganze Dörfer für Russen errichtet.

Musterdörfer, die den störrischen Kaukasiern zeigen sollten, was Moskau alles tun konnte.

In dieses schöne Land stießen wir hinein. In der Ferne sahen wir die Berge, den Elbrus mit den beiden selbst im Sommer schneebedeckten Spitzen.

Vorbei an dem ausgestorbenen Dorf gelangten wir zum Wald.

Kola war im Wald zu Hause. Er fand einen Weg, der von den Beeren-suchern begangen worden war. Ich lief dicht hinter ihm und hielt die „08“⁽⁹⁾ schußbereit in der Hand. Ohne Kompaß fand sich Kola zurecht. Nach einigen hundert Metern erreichten wir einen Windbruch und legten eine kurze Pause ein. Walter Paulsen kroch neben mich und brachte das MG in Stellung. Vor uns lag eine Schneise, zwanzig Meter breit. Sie zog sich schnurgerade nach Osten.

Ich beobachtete die Schneise. Wenn, so sagte ich mir, der „Iwan“ sich in dem Wald versteckt hat, dann an der Schneise, die ein schnelles seitliches Ausbrechen ermöglicht. Kola bestätigte meinen Verdacht. „Keine zehn Minuten, dann du wirst sehen Lager von Rußki Soldatt.“

Hinter dem Windbruch waren wir sicher. Wenn sich vor uns russische Einheiten befanden, so hatten sie allen Grund, sich ruhig zu verhalten, in Deckung zu bleiben und die Dunkelheit abzuwarten.

Ich entschloß mich, den Windbruch zu überqueren. Walter Paulsen gab mir Feuerschutz. Aufmerksam beobachtete er den gegenüberliegenden Waldrand. Vorerst blieb dort alles noch still. Ich schob mich hinter dicken Stämmen weiter, als es in der Luft zu dröhnen begann. Russische Schlachtfieger. Eine Staffel. Sie grif-

fen das Dorf vor dem Wald an, in dem sich unsere Kompanie und der Troß befanden. Ich drehte mich auf den Rücken, doch außer den hochziehenden Schlachtfflugzeugen konnte ich nichts weiter erkennen.

Erst Sekunden später vernahm ich das Detonieren der Bomben. Maschinengewehrfeuer flackerte auf.

Meine Kameraden lauschten ebenfalls.

Da war noch ein anderes Geräusch in der Luft. Schwere Ari¹⁰⁾-Koffer. Die erste Lage fiel an den Waldrand. Unwillkürlich duckten wir uns. Der „Iwan“ besaß sehr schlechte Ari-Beobachter. Wenn sich dieser nur um 200 Meter verrechnete, bekamen wir mitten im Wald den Segen auf die „Hurratüte“. Walter Paulsen gab mir einen Wink. Die Schneise war ein aus der Luft leicht zu erkennendes Ziel. In knapp 1000 Meter Höhe kreiste ein Beobachtungsflugzeug, welches das Feuer der Ari leitete. Als die erste Lage über uns hinwegheulte, kroch ich weiter. Dichtes Unterholz nahm mich auf. Ich sicherte, bevor ich mich aufrichtete und die Kameraden heranzinkte. Die russische Ari hatte sich eingeschossen. Sie stand mindestens 6 km entfernt, wie ich aus der Flugzeit und dem Abschuß errechnen konnte. Als letzter kam Paulsen mit dem MG herüber.

In dem dichten Unterholz waren wir sicher. Ich rief Kola heran, der die Führung übernehmen mußte. Wir liefen noch 100 Schritt geduckt, dann mußten wir uns hinlegen. Kola hatte Stimmen vernommen. Walter Paulsen suchte einen günstigen Platz für das MG. Ich nahm Johannes mit. Wir stopften uns Handgranaten in die Taschen und nahmen die „08“ in die Hand. Die langen Karabiner hätten uns in dem dichten Unterholz nur be-

hindert. Es kam uns auch nicht darauf an, einen Überfall zu wagen.

Trotzdem dachte ich daran, einen Gefangenen zu machen.

Noch immer rauschten die „schweren Koffer“⁽¹¹⁾ über uns hinweg in das Dorf. Wir hörten das Heulen und preßten uns dichter an die Erde. Meterweise schoben wir uns vor, bis wir das Lager zum Greifen nahe vor uns sahen. Johannes kroch neben mich. „Sieht so aus, als ob Kola uns vor einem tollen Schlamassel bewahrt hat. Das ist mindestens ein Bataillon.“

Die Russen hatten sich das Lager im Wald gerichtet. Für die T 34⁽¹²⁾ waren Schneisen geschlagen worden. Posten standen nur an der ostwärts verlaufenden Schneise, die wir überquert hatten. Ich begann auf einem Blatt Papier eine Meldung zu entwerfen. Wenn es den Russen einfiel, aus dem Wald auszubrechen, dann saß unsere Kompanie in der Tinte. Die Meldung mußte sofort zum Bataillon. Mindestens 20 Panzer standen dicht vor uns.

Ich drückte Johannes die Meldung in die Hand. „Hau ab und laß dich unterwegs nicht haschen“, flüsterte ich ihm zu. „Ich beobachte noch eine Weile. Sag Walter Bescheid, er soll sich bis zu dem Windbruch zurückziehen und das MG auf die Schneise richten.“

Geräuschlos wie eine Schlange glitt Johannes zurück. Noch hatten mich die „Iwans“ nicht bemerkt. Ich konnte die Offiziere ausmachen, die sich abgesondert hatten und keine hundert Schritt von mir entfernt saßen. Zwischen ihnen war eine Karte ausgebreitet.

Die „Iwans“ hielten sich in dem Wald für sicher. Wahrscheinlich hofften sie darauf, daß wir uns in dem Dorf am Waldrand nicht lange aufhalten würden und nach Armawir weiter vorstoßen wollten. Dann konnten sie

uns in der Nacht in den Rücken fallen. Ich wußte, was das für uns bedeutet hätte. Die T 34 wären in unseren Troß hineingefahren und hätten alles zur Sau gemacht.

Hinter mir blieb es ruhig. Göschel mußte längst die anderen erreicht und benachrichtigt haben.

Nach einigen Minuten hatte ich genug gesehen und zog mich langsam zurück. Ich wußte jetzt, daß wir ohne Kola bestimmt in eine böse Lage gekommen wären. Erst als ich sicher sein konnte, von den Posten nicht mehr gesehen zu werden, richtete ich mich auf. Noch immer heulten die „Koffer“ über den Wald hinweg. Doch das Beobachtungsflugzeug war verschwunden.

„Hallo, Walter“, rief ich, als ich den Windbruch erreichte. Doch von meinen Kameraden war nichts mehr zu sehen. Ich schob mich hinter einen Stamm und sah mich um. Waren sie abgerückt? Verdammt, sie mußten doch Johannes gesehen haben. Langsam kroch ich weiter. Mir war die Sache nicht ganz geheuer. Die „08“ in der Hand, suchte ich hinter den von einem schweren Sturm umgeworfenen Stämmen nach meinen Kameraden. Ich kannte sie seit langer Zeit. Walter Paulsen würde nie einen Befehl ignorieren. Je länger ich suchte, desto sicherer wurde ich meiner Sache. Es mußte etwas geschehen sein.

Auf der Schneise blieb es weiterhin ruhig. Keiner der Russen ließ sich blicken. Und doch, wußte ich, beobachteten viele Augen den gegenüberliegenden Waldrand.

Ich konnte in dem Windbruch die Schneise überqueren und erreichte den schmalen Weg. Nirgends ein Zeichen meiner Kameraden. Vorsichtig glitt ich weiter. Das Dröhnen der Einschläge wurde immer lauter.

Noch immer hielt die Ari in das Dorf und versuchte unsere Einheit fernzuhalten. Als ich den Waldrand erreichte, sah ich den Troß noch auf der Straße stehen, die Pferde waren angespannt worden. Unsere Kompanie befand sich in dem unter Beschuß liegenden Dorf. Nun sah ich, daß alle Einschläge zu kurz lagen. Sie wühlten die Erde zwischen dem Dorf und dem Wald um.

Nach einer Salve sprang ich auf. Dreihundert Meter mußte ich zurücklegen, bevor die nächsten Granaten heranheulten. Ich fiel in einen Granatrichter. Ein furchtbarer Schmerz in meiner linken Hüfte ließ mich aufschreien. Ich mußte verletzt sein. Mit den Händen versuchte ich mich am Trichterrand hochzuziehen. Jede Bewegung des linken Beines verursachte unausstehlliche Schmerzen.

Die nächste Lage heulte heran.

Ich preßte mich in die lockere Erde und biß die Zähne fest aufeinander. Mir fiel ein, daß kaum eine Granate in einen einmal gerissenen Trichter schlagen sollte. Doch konnte ich fest damit rechnen? Fünf Meter neben mir schlug die erste Granate ein. Unter mir bebte die Erde. Vergessen waren meine Schmerzen. Ich hielt den Atem an und wartete auf den nächsten Einschlag.

Da hörte ich eine Stimme.

Ungeachtet des Feuers hob ich den Arm. „Hierher“, schrie ich.

Am Trichterrand tauchte ein dreckverschmiertes Gesicht auf: Kola.

Er ließ sich neben mich fallen und lachte mich an. „Kamerad mich wollen waschen. Ich aber sehen dich und laufen weg.“

Kola sah nicht aus wie nach einer Säuberungsprozedur. „Ich bin verletzt“, sagte ich zu ihm, „lauf und hole einen Sanitäter mit einer Bahre.“ Er

blickte an mir hinunter und suchte nach Blut. Doch er konnte nichts entdecken. Kola machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ich gehen und sagen Kame-rad.“

Obwohl die nächste Lage herankam, stürzte er aus dem Granatrichter.

Ich verlor ihn aus den Augen und versuchte mein Bein so zu legen, daß es nicht mehr so schmerzte. Eine äußere Verletzung konnte ich nicht feststellen. Ausgerenkt, dachte ich. Bei dem Sturz in den Trichter mußte es passiert sein.

Bald kamen die Sanis mit der Bahre. Kola folgte ihnen auf dem Fuß.

„Vorsicht! Das linke Bein“, brummte ich, als mich die Sanis auf die Bahre legten. Ich klammerte mich an den Holmen fest. Während einer Feuerpause liefen die Sanis los.

Wir erreichten die ersten Häuser, als hinter uns die nächste Salve einschlug. Ich atmete erleichtert auf. Nun konnte mir eigentlich nichts mehr geschehen.

In der Schule war eine provisorische Verbandsstelle eingerichtet worden.

Kola wich nicht von meiner Seite. Mit besorgtem Blick musterte er mich. „Hast du Schmerzen?“ erkundigte er sich. „Du bleiben bei mir?“

Er dachte nur daran, daß ein anderer ihn vielleicht nicht bei der Einheit lassen würde.

„Ich bleibe“, sagte ich. „Kannst du mir Walter holen? Ich muß mit ihm reden.“

Kola schaute mich verlegen an. Die Namen meiner Kameraden kannte er bereits. „Sein nicht gekommen mit dir?“ sagte er. „Ich sein mit Hannes gegangen.“

Das konnte doch nicht möglich sein. Als ich ihn sah, glaubte ich, die Kameraden wären aus mir noch unbekann-

ten Gründen gegen meinen Befehl zurückgekehrt in das Dorf. „Halt“, sagte ich. „Du bist nur mit Johannes zurückgekehrt?“

Kola nickte. „Kameraden bleiben dort im Wald. Du nicht mehr gesehen?“

Dann gab es nur eines: Der „Iwan“ hatte Walter Paulsen und die übrigen kassiert. Ich kam nicht mehr dazu, Kola zu einem Kameraden zu schicken, der Stabsarzt ließ mich in den Verbandsraum tragen.

„Wo fehlt's?“ erkundigte er sich. „Verletzt?“

Ich schilderte ihm die Schmerzen.

„Hm, scheint das Gelenk zu sein“, murmelte der Stabsarzt und tastete die linke Hüfte ab. Es gab einen furchtbaren Ruck, als er das Gelenk bewegte. „Halb so schlimm“, sagte der Stabsarzt. Ich biß die Zähne fest aufeinander. Der Stabsarzt zog eine Spritze auf und stach die Nadel in die Lende. „Sie haben Glück gehabt, Feldwebel“, meinte er. „Am Gelenk ist nichts. In einigen Stunden können Sie wieder gehen.“

Ich mußte an Paulsen und die anderen Kameraden denken. Was war mit ihnen geschehen? Ich hatte keine Schüsse vernommen und wollte nicht glauben, daß sich Walter Paulsen ohne Gegenwehr kassieren lassen würde.

Die Spritze wirkte bereits. Ich spürte nichts mehr. Zwei Sanis mußten mein linkes Bein langziehen, während der Stabsarzt das Gelenk abtastete. Mir kam es wie eine Ewigkeit vor, doch hinterher sagte mir der Sani, daß die ganze Sache nur knapp drei Minuten gedauert hatte.

An sofortiges Aufstehen war nicht zu denken. „Mindestens zwei Stunden müssen Sie liegen“, sagte der Stabsarzt, „wir bringen Sie zu einem Sanika.“

Vor der Tür wartete Kola. Er schaute mich fragend an. „Ist schon alles gut!“ sagte ich ihm. „Du sollst Hannes besorgen.“

Der Junge hatte es nicht vergessen. Göschel stand schon bereit. „Hannes, was ist mit den anderen? Sind sie nicht zurückgekommen?“ Johannes rieb sich das Kinn. „Verstehe. Paulsen ist hinter dem Ritterkreuz¹³⁾ her. Vielleicht versucht er die Russen allein zu fangen. Soll ich mal nachsehen?“

„Unsinn. Geh zum Alten und sag ihm Bescheid. Hier hast du die Skizze. Da helfen nur ein paar Stukas¹⁴⁾. Noch etwas: Nehmt euch Kolas an.“

Göschel grinste. „Denkste. Ich wollte ihn waschen. Aber da hättest du ihn mal sehen sollen. In die Seife wollte er beißen. So etwas kennt er nicht. Wirst sehen, wir werden aus ihm noch einen Musterknaben machen.“

Draußen war es ruhiger geworden. Nur vereinzelt heulten Granaten heran, die vor dem Dorf einschlugen. Die Sanis schoben mich in den Wagen, der sofort losbrauste. Zurück auf die Straße, auf der unsere Troßwagen standen. Im Gelände standen die MG zur Fliegerabwehr. In einem Wäldchen wurde ich ausgeladen. Die Verwundeten dieses Tages waren in Zelten untergebracht.

„Laßt mich draußen“, sagte ich den Sanis, die mich herausschoben. „Ich brauche frische Luft.“

Einige Kameraden unserer Kompanie warteten auf den Abtransport nach hinten. Sie waren bei dem Angriff der Schlachtfieger verwundet worden. Seit Tagen die ersten Verwundeten.

Ich lag zehn Minuten unter den Bäumen, als Kola auftauchte.

Er suchte nach mir und präsentierte sich gewaschen und gekämmt. Mir war klar, Kola erwartete ein Lob von

mir. „Ich erkenne dich ja nicht wieder, Kola“, sagte ich. „Du bist ein Hexenmeister, wie hast du dir so schnell nur das Gesicht gewaschen?“

Das Lob bereitete ihm sichtlich Freude. „Kamerad mich nehmen auf Wagen“, berichtete er stolz. „Alle sein gut mit mir.“ Er hockte sich neben mir nieder. Als ich meine Zigaretten aus der Tasche fischte, wurden seine Augen immer größer. Wir hatten es längst bemerkt, Kola rauchte gern. Fast alle Jungen seines Alters rauchten. Ich gab ihm eine Zigarette, obwohl ich wußte, daß er noch eine Zigarette von Leutnant Feldmann besitzen mußte.

„Kola, du hast mir erzählt, daß die Russen deinen Vater erschlagen haben?“ wandte ich mich an ihn.

Er blickte auf seine neuen Schuhe. „Es seien wahr. Vor acht Tagen sein gekommen viele Soldatt und haben geholt alle Deutsche. Auch ganz alte Leute und Kinder. Mußten gehen in fünf Minuten. Meine Vater machen kaputt.“ Es fiel ihm schwer, davon zu sprechen.

„Und du, Kola?“

Der Junge nahm die Zigarette aus dem Mundwinkel. „Sehen kommen Soldatt und gehen in Feld. Sie alle mich rufen. Ich denken, Rußki schlagen uns tot.“

Kola konnte von Glück reden, daß die Russen es mit der Evakuierung so eilig hatten, sonst wären sie nicht ohne ihn abgezogen.

„Was hast du dann gemacht?“ erkundigte ich mich.

Kola blickte mich ernst an. „Ich sein gegangen, um zu holen meine Mutter und Schwester Mira. Sehen in Effentucki in Waggon. Können nicht fort. Alles kaputt von Bomber.“ Er machte eine dementsprechende Handbewegung. Effentucki? Die Stadt hatte ich

auf der Karte bereits gesehen. Sie lag noch 150 Kilometer entfernt.

„Wie bist du zu uns gekommen?“ fragte ich ihn.

Kola zuckte die Schultern. „Mit Wagen. Ich mir denken, geh zu den Deutschen, vielleicht die holen alle Deutsche in Effentucki heraus.“

Der Gedanke ließ mich nicht los. Kola wußte viel von den evakuierten Deutschen zu berichten. Seiner Meinung nach lebten mehr als 3000 Deutsche in den Waggonen, die nicht mehr den Bahnhof Effentucki verlassen konnten, da von unseren Stukas die Bahnstrecke mehrfach unterbrochen worden war. „Sein nur Deutsche“, beschwor mich Kola, „du sie holen.“

Er stellte sich das so einfach vor. Ich war nur ein kleiner Feldwebel und konnte nicht einen solchen Ausflug auf eigene Faust unternehmen. Aber das Schicksal der armen Menschen, die vor den anrückenden deutschen Truppen fortgebracht wurden, ging mir ans Herz.

„Ich mit dir gehen“, sagte Kola. „Ich kennen Weg, du nicht sehen Rußki Soldatt.“

Er machte mir die Sache sehr schmackhaft, und ich beschäftigte mich tatsächlich mit der Angelegenheit. Konnten wir es auf uns nehmen, einige tausend Menschen deutscher Abstammung den Russen zu überlassen? Vielleicht gab es eine Möglichkeit, in die Stadt in der Nähe des Elbrus zu gelangen. Nicht zum ersten Mal bedauerte ich Menschen, die durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

Für Kola stand es fest, daß wir seine Mutter und die Schwester befreien würden. Er war doch unser Freund geworden, und unter Freunden war es üblich, sich beizustehen.

Es fiel mir schwer, ihm klarzuma-

chen, daß ich da nichts entscheiden konnte. Er hielt mich für eine Art Halbgott. „Du nehmen Kamerad, ich dir zeigen Weg. Du können Deitsche helfen.“

Sein Vertrauen in mich erlitt einen furchtbaren Stoß, als ich ihm erklärte, daß ich da leider nichts machen konnte. „Kola, ich bin kein Offizier und habe die Befehle auszuführen, die ich bekomme. Es ist nicht so einfach für mich. Selbstverständlich möchte ich deiner Mutter helfen. Aber wenn ich so einfach davongehes, wird man mich wegen Fahnenflucht erschießen. Außerdem könnte ich allein doch nichts ausrichten.“

Kolas Gesicht wurde immer länger. Er hatte so sehr auf unsere Hilfe gehofft.

Ich rief ihn zu mir heran. „Jetzt sei erst einmal ruhig. Wenn ich wieder gehen kann, spreche ich mit unserem Oberleutnant. Überlassen wir es ihm, die Sache zu entscheiden. Wenn er mit dem General spricht, ist dir doch schon geholfen. Mehr kann ich dir leider nicht versprechen.“

Die Wirkung der Spritze ließ nach, und ich stellte zu meiner Überraschung fest, daß ich das Bein ohne große Schmerzen bewegen konnte. Der Stabsarzt hatte nicht zuviel versprochen. Es konnte nur eine leichte Verrenkung gewesen sein. Ein Sani tastete noch einmal das Gelenk ab. Er grinste. „Sie haben Schwein gehabt“, meinte er. „Ich würde Ihnen aber raten, in der ersten Zeit einen Stock zu nehmen.“

Kola sah eine Gelegenheit, mir gefällig zu sein, und rannte los, um mir einen Stock zu besorgen. Ein leichtes taubes Gefühl war noch übriggeblieben, aber ich konnte aufstehen und gehen.

Noch immer schoß der „Iwan“ mit der Ari vor das Dorf.

Einen sauberen Krückstock brachte mir Kola. Er freute sich, als ich ihn sofort ausprobierte und ihn lobte. Mit einem Sanka fuhren wir zum Dorf. Dort herrschte reger Betrieb. Die Panzer waren vor dem Dorf aufgefahren und sicherten unsere Stellungen dem Wald zu.

Als ich mich bei Oberleutnant Elvert zurückmeldete, stand Kola als lebende Mahnung neben mir. Ich erfuhr, daß Paulsen mit drei Gefangenen zurückgekehrt war, die zu einer versprengten Einheit gehörten und zu den im Wald liegenden Einheiten stoßen wollten.

Der Oberleutnant hörte meinen Bericht von den in Effentucki zurückgehaltenen Deutschrussen an. An seiner Miene erkannte ich, daß er die Sache für aussichtslos hielt. „Kola, du kannst in die Küche gehen und dir etwas zu essen geben lassen“, sagte Elvert. „Wir rufen dich, wenn wir dich brauchen.“

Kola sah mich flehend an. „Na, geh schon“, sagte ich ihm, „ich vergesse dich bestimmt nicht. Wir werden sicher einen Weg finden.“

Es fiel ihm schwer zu gehen. Sicher glaubte er, wir würden ihn auslachen, weil er einen so großen Wunsch an uns richtete.

„Einen Wodka?“ erkundigte sich der Oberleutnant. „Ich habe einen Schreck bekommen, als mir Göschel meldete, daß Sie verletzt sind.“

Mir waren einige Steine vom Herzen gefallen, daß Walter Paulsen mit den anderen heil zurückgekommen war. Wir tranken die Becher leer.

„Sie müssen dem Jungen die Sache ausreden“, meinte der Oberleutnant. „Wir können nicht einen Vorstoß über ein paar hundert Kilometer machen und die Kompanie aufs Spiel setzen.“

Ich dachte an Kolas verzweifelter Gesicht. Er hoffte auf unsere Hilfe.

„Mit dreißig Männern ließ es sich schon machen, Herr Oberleutnant. Wir könnten die Leute ja verstecken, bis unsere Truppen Effentucki erreicht haben. Das kann doch höchstens noch ein paar Tage dauern.“

Elvert dachte darüber nach. Schlecht war der Gedanke nicht. Wir wußten doch von den Gegensätzen zwischen den Russen und den Kaukasiern. Wenn es uns gelang, einen ganzen Transport abzufangen, würde das unser Ansehen bei den Kaukasiern gewaltig heben.

„Bevor Sie Effentucki erreichen, werden unsere Stukas den Bahnhof fertiggemacht haben“, sagte der Oberleutnant. „Oder die Russen bringen die paar tausend Menschen auf dem Landweg fort.“

Das alles mußte in Kauf genommen werden. Doch Kola hatte mir von den Zerstörungen der Bahnlinie nach Baku berichtet. Wenn die Luftwaffe den Bahnhof verschonte, konnten wir bei einem überraschenden Angriff vielleicht etwas erreichen.

Wir wägen das Für und Wider ab, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

„Überlassen wir die Sache Major Finkenwirth“, sagte Elvert. Ich stellte fest, daß ich an das Unternehmen bereits fest glaubte. Kola hatte bei mir sein Ziel erreicht.

Noch vor Einbruch der Dämmerung schickte uns der „Iwan“ den Abendsegen über den Wald. Stählerne Grüße, die mitten im Dorf einschlugen und einen Lastwagen zerstörten. Zum Glück wurde niemand bei dem plötzlichen Feuerüberfall verletzt. Ich befand mich bei meinem Zug, der sich am östlichen Dorfrand eingegraben hatte. Mit Walter Paulsen mußte ich ein Hühnchen rupfen, denn er hatte

den Posten verlassen, den ich ihm zugewiesen hatte.

Doch er hatte triftige Gründe vorzubringen. „Drei ‚Iwans‘ kamen plötzlich auf uns zu. Was sollte ich machen? Wären wir stur liegegeblieben, hätten sie Alarm geschlagen. Da ich nicht wußte, wie viele sich noch im Gelände herumdrückten, habe ich es vorgezogen, die drei zu kassieren und mich aus dem Staub zu machen.“

Schwamm darüber. Ich war ja froh, daß sie unverseht zurückgekehrt waren.

Kola wich mir aus. Er hockte im Schatten eines Hauses und hielt die Augen geschlossen.

Für uns nicht überraschend kam der Angriff der im Wald steckenden Russen. Wir waren darauf vorbereitet. Es dunkelte, als die Panzer den Waldrand durchbrachen. Unsere braven P IV standen zum Empfang bereit. Bevor die erste Granate das Rohr eines T 34 verließ, flogen zwei der Panzer bereits in die Luft. Sie waren auf Minen geraten.

Die Infanterie kam in drei Wellen.

„Herankommen lassen“, rief ich meinen Kameraden zu. „Mit denen werden wir schnell fertig.“

Auf 100 Meter eröffneten unsere MG das Feuer. Der schwungvoll vorgetragene Angriff der Russen geriet ins Schwanken.

Unsere P IV hatten eingegriffen. Die Lage der Russen wurde von Minute zu Minute schlechter. Der erste Zug unserer Kompanie ging am Waldrand vor und schnitt den Russen den Weg ab. Die T 34 gerieten in das Feuer unserer Pak¹⁵⁾. Drei brennende Stahlkolosse am Waldrand erhellten die Nacht.

„Links Einbruch!“

Ein Melder der Kompanie warf sich neben mir nieder. „Auftrag vom Chef.

Die eingesickerten Russen zurückdrängen.“

Bevor ich weitere Fragen stellen konnte, sprang er auf und rannte weiter.

„Klaes zu mir.“

Der Ruf pflanzte sich durch unsere Reihen bis zum rechten Flügel fort. Klaes und seine Gruppe konnten nicht eingreifen. Als er neben mich kroch, vernahm ich lebhaftes MPI-Feuer in unserem Rücken. „Klaes, du gehst mit deiner Gruppe zurück. Irgendwo ist der „Iwan“ eingedrungen. Wo, das müßt ihr selbst herausbringen. Nehmt Handgranaten mit. Wenn der Russe zu stark ist, schickt mir einen Melder. Wir werden hier schon klarkommen.“

Sie zogen ab. Ich schickte drei Männer der 2. Gruppe an den Flügel. Als ich mein altes Loch einnehmen wollte, fand ich es besetzt. Kola lag darin und rückte nicht von der Stelle. „He, mach Platz“, knurrte ich. „Oder soll der „Iwan“ mir ein Loch in den Kopf schießen?“ Kola machte mir gerade so viel Platz, daß ich neben ihn liegen konnte. Er schaute mich fragend an.

„Kola, geh nach hinten“, sagte ich in ruhigem Ton. „Die Russen werden angreifen.“

Er war um eine Antwort nicht verlegen. „Hinten sind die Russen auch“, gab er mir zu verstehen. „Hier ist es sicher.“

Der „Iwan“ griff wieder an. Er versuchte uns zurückzudrängen. Sechs seiner Panzer brannten aus, zwei weitere blieben mit zeretzter Kette liegen. Die beiden Pak nahmen im heftigen Feuer einen Stellungswechsel vor.

Da rauschten die „schweren Koffer“ heran. Granaten schlugen in das Dorf ein. Unsere Verbandsstelle bekam einen Volltreffer. Glücklicherweise befand sich niemand in der Schule, die Sanis waren unterwegs,

um die Verwundeten zu bergen, und der Stabsarzt besprach sich mit dem Major.

Die in das Dorf eingesickerten Russen stellten sich zum Angriff. Klaes kam mit seiner Gruppe gerade noch rechtzeitig, um zu verhindern, daß der „Iwan“ die Straße nach Krasnodar erreichte, wo unser Troß stand.

Paulsens MG mußte einen Stellungswechsel vornehmen, da er von einem der Panzer erkannt und unter direkten Beschuß genommen worden war. Inzwischen war es dem II. Zug gelungen, die Einbruchsstelle im Dorf abzuriegeln.

Als am Waldrand MG-Feuer aufflackerte, wußten wir, daß der Russe in der Falle saß. Er erkannte dies und versuchte, den Wald zu erreichen, wo er sicher war. Vergeblich. Die Kameraden des I. Zuges hatten die MG in Stellung gebracht und fügten ihm schwere Verluste zu.

Wir verhinderten einen seitlichen Ausbruch.

Die Kameraden des I. Zuges knackten drei T 34 mit geballten Ladungen¹⁶⁾. Nun konnten die Russen nicht mehr auf die Unterstützung der Panzer rechnen. Nur ein paar blieben bewegungsfähig. Sie durchbrachen die Reihen des I. Zuges und verkrochen sich im Wald.

Von den Infanteristen entkam uns kaum ein Dutzend. Wer nicht gefallen war, geriet in Gefangenschaft.

Über sechzig Sowjets holten wir aus den Granattrichtern. Sie starrten uns an, grüßten, und dann trotteten sie nach hinten. Als ich mich nach meinen Kameraden umsah, mußte ich feststellen, daß drei nie mehr antworten würden. Sie waren gefallen. Wir ließen eine Gruppe in den Löchern und suchten ein Haus, welches noch heil war. Es gab nicht mehr viel Häuser in dem

Dorf Towerawska, die aus dem halbstündigen Artilleriefeuer heil hervorgegangen waren.

Kola zählte sich als zu unserem Zug gehörig. Er empfing die Ration wie jeder von uns, und ich nahm ihn offiziell in die Zugliste auf.

Wir bekamen Sonderzulage. Aprikosen. Frisch gepflückt. Es gab ganze Körbe voll, die von der Bevölkerung zurückgelassen worden waren.

Kola wollte einen neuen Weltrekord aufstellen. Er aß als einziger sein halbes Kommißbrot, 50 Gramm Margarine und ein Stück Gummiwurst in einem Zug auf. Als wir alle glaubten, er bringe keinen Bissen mehr hinunter, griff er nach den Aprikosen.

Mit mir war Kola böse.

Ich wußte, wie viele Hoffnungen er sich gemacht hatte. Er rechnete fest damit, daß wir unsere Landsleute befreien würden, bevor sie, vielleicht für immer, verschwanden.

„Kola, du wirst dir den Magen verderben“, brummte Klaes, „du mußt ja einen Kamelmagen haben. Wo steckst du das alles nur hin?“

Kola lachte und klopfte sich den Bauch. „Gut essen heute. Vielleicht morgen alles kaputt.“ Ich beobachtete Kola. Er hatte etwas vor. Noch ahnte ich nicht, was hinter seiner Stirn vorging. Ich teilte die nächsten Wachen ein und schickte einen Melder zum Kompaniegefechtsstand. Mein Bein machte mir Schwierigkeiten. Ich hatte es überanstrengt. Nachdem ich mich vergewissert hatte, daß auch ohne mich alles weiterlief, streckte ich mich auf dem Ofen aus.

Die russische Ari sparte Munition. Von einer Front war nichts zu spüren. Noch versuchte der „Iwan“, unseren Angriff ins Leere laufen zu lassen und in sicherer Entfernung eine neue Linie zu erstellen.

Ich beobachtete Kola. Obwohl er erst einen Tag bei uns weilte, war er der Liebling des Zuges geworden. Kola sammelte ein. Da einen Kanten Brot, dort eine halbe Büchse Fleisch. Trotz seines gewaltigen Appetits mußte er damit ein paar Tage auskommen. Ich hatte ein sonderbares Gefühl.

Mich hielt es nicht länger in dem Haus. Obwohl mein linkes Bein schmerzte, erhob ich mich. „Will noch einmal die Posten inspizieren“, sagte ich, ergriff den Stock und ging hinaus. Vor dem Haus stand eine Bank. Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte noch einmal über die Menschen in Effentucki nach, die in Eisenbahnwagen zusammengepfercht waren und nicht wußten, was mit ihnen geschehen sollte.

Mir war plötzlich, als hätte ich versagt. Es mußte einfach möglich sein, den Deutschrussen zu helfen. Oberleutnant Elvert hatte mir versprochen, mit dem Major zu reden. Er war gegen das Unternehmen, weil seine Kompanie dann nur noch drei Züge besaß. Das konnte für den weiteren Vorstoß gegen Armawir von entscheidender Bedeutung sein.

Plötzlich sah ich jemand aus dem Haus treten. Er konnte mich nicht sehen. Ich löschte meine Zigarette und beobachtete. Es war Kola. Er trug ein Bündel in der Hand und machte sich an der Hauswand zu schaffen.

Als er die Straße hinuntergehen wollte, rief ich ihn an.

„He, Kola!“

Er blieb wie ein ertappter Dieb stehen und sah sich unsicher um. „Komm mal her“, sagte ich. „Ich habe mit dir zu reden.“ Nur zögernd leistete er meiner Aufforderung Folge. Zwei Schritte vor mir blieb er stehen. „Nanu, willst du einen kleinen Privatkrieg führen?“ erkundigte ich mich und

wollte ihm die russische Maschinenpistole abnehmen, die er in der Hand hielt. Wieselflink machte er einen Schritt auf die Seite und richtete die Waffe auf meine Brust.

„Laß mich!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Du mich gehen lassen.“

Bei mir fiel der Groschen. Kola wollte allein nach Effentucki, nachdem wir ihm seine Bitte nicht erfüllen konnten. „Setz dich zu mir“, sagte ich mit belegter Stimme. „Kola, das kannst du doch nicht machen. Hast du vergessen, daß im Wald noch die Russen stecken? Glaubst du, sie lassen einen Jungen mit einer MPi passieren?“

Kola nahm am Ende der Bank Platz und schaute mich nicht an.

„Laß uns doch noch einmal in aller Ruhe darüber sprechen. Bist du sicher, daß es einen Weg gibt, ungesehen hinter die russischen Linien zu gelangen?“

Er nickte ernsthaft. „Ich ihn kennen. Du keine Rußki Soldatt sehen. Gehen mit mir. Wollen befreien viele Deutsche.“

Kolas Fluchtversuch beseitigte meine letzten Zweifel. Ich fühlte mich für ihn verantwortlich.

„Komm“, sagte ich zu ihm. Ängstlich preßte er die heimlich beiseite gebrachte russische Maschinenpistole an sich. Doch ich dachte nicht daran, sie ihm wegzunehmen. „Du geh’n zu Offizier?“ fragte er lauernd. Von unserem Alten hielt er nicht viel.

„Das müssen wir. Dienstweg, verstehst du? Erst wenn der Offizier ja sagt, ist alles klar.“

Kola überlegte einen Augenblick, bevor er mir antwortete. „Was sagen Kommissar¹⁷⁾?“

Einen solchen hielt er für die entscheidende Instanz. Vergeblich versuchte ich ihm klarzumachen, daß es

in der deutschen Wehrmacht keine Kommissare gab. Das wollte er mir nicht glauben. Er hatte gelernt, daß die deutschen Kommissare besonders streng seien, sonst würden die Soldaten das russische Volk nicht angreifen. „Mir egal“, meinte er. „Du nix Kommissar.“

Oberleutnant Elvert besprach mit Leutnant Schneider die Lage, als ich mit Kola eintrat. Ich kannte Schneider, er war als Fahnenjunker zu unserer Kompanie gekommen und ein feiner Kamerad. Mir war es recht, daß gerade er zugegen war.

„Bitte Herrn Oberleutnant fragen zu dürfen, wie der Herr Major entschieden hat.“

Elvert blickte Kola an, der die Beute-MPi nicht aus der Hand legte. „Der wird mich achtkantig hinauswerfen, wenn ich ihm jetzt mit einer solchen Sache komme“, gab mir der Oberleutnant zur Antwort. „Der ganze Vormarschplan ist heute durcheinandergeraten.“

„Durch uns nicht!“ sagte ich.

„Was ist denn los?“ erkundigte sich Schneider. „Ist das einer vom letzten Aufgebot der Russen?“

Ich gab dem Leutnant die notwendigen Erklärungen. Schneider hörte mir sehr interessiert zu. „Mehrere tausend Rußlanddeutsche?“ meinte er. „Da müßten wir doch etwas unternehmen. Ein Glück, daß wir davon erfahren. Die Stukas sollen den Bahnhof verschonen, sonst fallen den Bomben nur unsere Landsleute zum Opfer.“

In Schneider fand ich einen Bundesgenossen und konnte nun auftrumpfen. Oberleutnant Elvert versuchte auf die Gefahren hinzuweisen, doch ich hielt die besseren Argumente in der Hand.

„Wenn wir nichts unternehmen, sind wir Feiglinge. Wir haben schon



ganz andere Dinge gemacht, bei denen es um weniger ging. Wir wollen doch das Volk in den Bergen auf unsere Seite ziehen. Wenn wir unsere Landsleute herauspauken, haben wir große Chancen.“

Schneider unterstützte mich. „Er hat vollkommen recht. Wir können nicht tatenlos zusehen, wie ein paar tausend Landsleute von Maschinengewehren niedergemäht werden. Wenn Freiwillige gesucht werden, ich bin dabei.“

Kola neben mir verstand jedes Wort und schöpfte neue Hoffnung. Daß Schneider ein Offizier war, sah er. Kola packte die MPi fester. Seine Entschlossenheit beeindruckte sogar den Oberleutnant. „Gut, sprechen wir mit dem Major.“

Schneider blinzelte mir zu. Er rechnete damit, daß wir uns mit Major Finkenwirth einigen könnten.

Der Bataillonsgefechtsstand befand sich kaum 300 Schritt vom Kp.-Gefechtsstand entfernt. Zwei Melder hockten davor und ließen uns erst passieren, nachdem wir die Parole gegeben hatten. Der Bataillonsadjutant, Oberleutnant Werrishofer, begrüßte uns. „Den ‚Iwan‘ haben wir geschlagen, es war toll. Wenn ich mir vorstelle, es hätte uns unvorbereitet getroffen!“

Kola stand neben mir und machte ein trotziges Gesicht. „Er sein Kommissar?“ fragte er mich, als er die Uniformjacke des Majors über einem Stuhl hängen sah. Es war sinnlos, ihm das ausreden zu wollen. Für Kola bedeutete die Tatsache, daß wir keine Kommissare bei den Truppen besäßen, ein Manko.

Oberleutnant Elvert überlegte sich die Angelegenheit noch einmal. Der

Major hatte sich für eine Stunde hingelegt. Auch ihn hatte der Tag hart mitgenommen. Doch als ich Kolas Gesicht sah, straffte ich mich.

Elvert sah eine Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Da kam mir Schneider zu Hilfe.

„Wir haben die Möglichkeit, einige tausend Landsleute herausholen zu können. Der ‚Iwan‘ hat sie evakuiert. Der Transport steht in Effentucki und kann nicht heraus, da die Strecke von unseren Stukas mehrfach unterbrochen wurde.“

Oberleutnant Werrishofer zeigte sich an den Einzelheiten sehr interessiert. An der Landkarte betrachtete er die südlich von uns unmittelbar vor dem Elbrus liegende Stadt.

„Kola behauptet, Wege zu kennen, auf denen wir ungesehen ins Hinterland gelangen können“, erklärte ich. „Ich glaube es ihm. Er ist in dieser Gegend zu Hause und war in Effentucki.“

Werrishofer blickte den Jungen fragend an. „Dann hat er vor vier oder fünf Tagen zuletzt den Transport gesehen. Inzwischen kann die Strecke doch längst instand gesetzt worden sein. Zumindest müßten wir vorher erst einmal die Lage klären. Das überlassen wir am besten dem Major.“

Der Oberleutnant verschwand hinter einer Tür, und wir hörten ihn mit dem Major reden. Kola neben mir war voller Hoffnung. Die erbeutete MPi in der Hand, stand er neben mir. Es kam nun auf den Bataillonler an. Lehnte er das Unternehmen ab, konnte ich nichts unternehmen.

Werrishofer rief uns herein. Major Finkenwirth hatte alles gehört und wollte sich noch einmal vergewissern.

Meine Hoffnungen schienen sich zu erfüllen. Unser Plan gefiel dem Major, doch auch er meldete Bedenken an.

„Wir wissen nicht, was sich in den letzten Tagen ereignet hat“, meinte er. „Ich frage beim Regiment an. Vielleicht können die uns die neuesten Luftbildaufnahmen des Bahnhofes besorgen. Es wäre Unsinn, hundertfünfzig Kilometer weit vorzustoßen ohne Verbindung nach hinten, nur auf eine Vermutung hin.“

Er ließ sich mit dem Regiment verbinden und sprach mit dem Ia¹⁸⁾.

Da unser Bataillon eine fliegende Einheit war, konnten wir selbständig operieren. Wir kannten keine festen Ziele, sondern handelten der allgemeinen Lage entsprechend.

„Ein Melder wird die gestern gemachten Luftaufnahmen bringen. Dann können wir uns weiter unterhalten. Ich möchte mich noch nicht festlegen. Besteht jedoch Aussicht, die Deutschrussen zu befreien, werden wir etwas unternehmen.“

Kola neben mir strahlte. Er zweifelte nicht daran, daß ich mit meinem Zug nach Effentucki aufbrechen würde.

Oberleutnant Werrishofer bot uns einen Platz am Ofen an. Auf erbeuteten Karten sollte uns Kola den Weg zeigen, den er von Effentucki aus genommen hatte. Doch verlegen blickte er mich an. Er hatte noch nie eine derartige Karte gesehen. Dagegen berichtete er dem Adjutant von den Zuständen in dem Transportzug. Bis zu hundert Personen mußten in einem Wagen Platz finden. Zu essen gab es kaum etwas. Zur Bewachung war eine Einheit eingesetzt, die sich durch ihr brutales Verhalten alle Sympathien der Kaukasier verschert hatte.

Die Deutschrussen konnten nur einmal am Tag den engen Waggon verlassen. Zeigte sich sonst ein Gesicht an der Tür, schossen die Bewacher.

Schneider ballte die Hände. „Diese

Schufte!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Hoffentlich kommen wir nicht zu spät!“

Der Kradmelder kam erst im Morgenrauen.

In Towerowska blieb es ruhig. Die wenigen Russen, die bei dem Angriff entkommen konnten, versteckten sich im Wald und wagten sich nicht mehr heraus. Mit den ersten grauen Streifen tauchten unsere Stukas auf, um die Geschützstellungen der Russen hinter dem Wald auszuschalten. Wir betrachteten die Aufnahmen des Aufklärers.

Genau an der gleichen Stelle noch, wie Kola es uns beschrieben hatte, erkannten wir den Transportzug. Ich atmete auf. Er hatte also den Bahnhof noch nicht verlassen können.

Der Major sah mich durchdringend an. „Trauen Sie es sich zu, nach Effentucki zu stoßen und die Leute zu befreien? Sie müßten damit rechnen, daß es noch zwei Wochen dauert, bis unsere Truppen die Stadt erreicht haben.“

Diese Bedenken zerstreute Kola. „Ich kennen Weg. Gut Lager für alle. Rußki Soldatt nix gut.“

Der Major legte ihm die Hand auf die Schulter. „Dann ist es gut. Also abgemacht, Feldwebel, suchen Sie Freiwillige. Ich würde dreißig Männer mitnehmen.“

Oberleutnant Elvert legte die Hand an die Mütze. Wir waren verabschiedet.

Kola ging auf den Major zu und streckte ihm die Hand entgegen.

Finkenwirth nahm sie. Er wußte, wer uns auf den Gedanken gebracht hatte, ins feindliche Hinterland vorzustoßen.

Da es in Towerowska ruhig blieb, konnten die Posten eingezogen wer-

den. Ich ließ den Zug hinter unserem Quartier sammeln. Die meisten Kameraden kannte ich seit vielen Monaten. Mit ihnen verband mich echte Kameradschaft.

Als ich meinen Leuten den Auftrag erklärte, sah ich Kola am Haus stehen. Die erbeutete MPi legte er nicht mehr aus der Hand. „Es ist kein Spaziergang“, sagte ich. Ich kann nur Freiwillige mitnehmen.“

Nicht einer schloß sich aus. Ich hatte auch nichts anderes erwartet. Nicht das Abenteuer reizte sie. Sie hielten es für unsere Pflicht, den Menschen zu helfen, die in Effentucki in den Waggonen hockten.

Ich ließ den Zug einen Halbkreis einnehmen. „Also gut. Ich danke euch für das Vertrauen. Werde mit den Gruppenführern die Einzelheiten besprechen. Die anderen gehen in die Unterkunft und schlafen.“

Leutnant Schneider war zu Kola getreten und erklärte ihm die russische MPi.

Ich führte die beiden Unteroffiziere und Klaes abseits, um mit ihnen unser Vorhaben durchzusprechen. Nachdem die Zigaretten brannten, gab ich noch einmal einen Umriß der allgemeinen Lage. Unser Bataillon bildete zur Zeit noch die Spitze. In Krasnodar sammelten sich unsere Truppen, um rechts von uns auf Noworossijsk durchzustossen. In dem Raum vor uns standen noch starke feindliche Verbände. Durch sie mußten wir möglichst unbemerkt hindurch.

Gerhard Winkler schnaubte durch die Nase. „Dann bleibt uns nur die Nacht. Ist mir auch lieber.“

Ja, nur die Nacht kam für uns in Frage. „Wir können bei der Zivilbevölkerung auf Verständnis und Hilfe rechnen“, fuhr ich fort. „Sind wir erst einmal durch die russischen Truppen

hindurch, können wir es schaffen. Das Land ist unübersichtlich, und wir haben eine ganz nette Feuerkraft.“

Nur Klaes machte ein bedenkliches Gesicht. „In Uniform?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht. Besser wäre es, wenn wir nicht sofort als Deutsche zu erkennen wären.“

Seine Gedanken waren nicht schlecht. Wir wollten in ein uns fremdes Land vorstoßen. Teilweise flüchtete vor uns die Zivilbevölkerung. Das konnte unsere große Chance sein. „Einverstanden. Bilden wir einen Sauhaufen. Wenn wir aber angehalten werden?“

Leutnant Schneider hatte uns belauscht. „Dann dürfen nur die Dolmetscher antworten, die Russisch können“, sagte er. „Außerdem ist Kola ja auch noch mit von der Partie. Ihr mimt zurückgehende Zivilisten. So könnt ihr auf jeden Fall durchkommen.“

„Und unsere Waffen?“

„Natürlich müßt ihr russische Waffen mitnehmen. Ich bin nicht einmal sicher, ob man euch bemerkt. Kola hat mir von einem Weg berichtet, der einige Vorteile verspricht.“

Hein Breuer grinste. „Ein paar russische Flüche kennen wir ja alle. Warum sollen wir uns nicht für zurückgehende Russen ausgeben? Es kommt doch darauf an, unbemerkt ins Hinterland zu gelangen.“

Auch die anderen hielten diesen Gedanken für gut. Bekleidung konnten wir in Towerowska genügend finden. Dann brauchten wir uns nur wie Russen auf der Flucht zu benehmen.

„Ich habe nur einen Dolmetscher in meinem Zug“, sagte ich. „Das ist zu wenig.“

Leutnant Schneider meinte: „Dann müssen wir eben noch zwei Leute finden, die Russisch sprechen. Kawulka zum Beispiel.“

Der Ostpreuße gehörte zum I. Zug, den der Leutnant befehligte.

„Wenn der mitmacht“, gab ich zu bedenken. „Es handelt sich um ein Himmelfahrtskommando.“

„Kawulka ist mit von der Partie. Ich habe bereits mit ihm gesprochen. Am liebsten möchte ich mich auch daran beteiligen, aber der Alte läßt mich nicht gehen. Er ist schon wütend, weil er euch gehen lassen soll. Brauchen wir noch einen Dolmetscher?“

Ich dachte an Unteroffizier Hammerstein. Er sprach Russisch so perfekt, daß er für einen Russen gehalten wurde. Nur wollte ich nicht daran glauben, daß Oberleutnant Elvert seinen besten Dolmetscher mit uns gehen lassen würde.

„Ganz einfach, sprechen wir mit dem Major. Wenn er uns Hammerstein zuteilt, kann der Alte auch nichts machen.“

Hein Breuer machte diesen Vorschlag. Ich wollte das Unternehmen so gründlich vorbereiten, daß nichts schiefgehen konnte. Wir mußten damit rechnen, unterwegs angehalten zu werden. Dann mußten sich einige Leute bei uns befinden, die als Russen gelten konnten.

Für die Kompanie kam gegen zehn Uhr der Befehl zum Abmarsch. Nur mein Zug blieb zurück. Angeblich als Bewachung von Towerowska. Das konnte einem Beobachter nicht auffallen. Es dauerte eine Stunde, bis sich die Panzer an die Spitze setzten. Oberleutnant Elvert schien sich damit abgefunden zu haben, daß mir eine Extrawurst gebraten wurde. „Fette Beute“, wünschte er uns. „Kommt heil zurück!“

Major Finkenwirth stellte eine Sonderration zur Verfügung. Hammerstein und Kawulka befanden sich bereits bei unserem Zug und fühlten sich

ganz wohl. Es gab keinen, der an ein Mißlingen glaubte. Mit Kola und mir waren es dreißig Männer, die sich aufmachen wollten, um viele Landsleute zu befreien.

Kola fühlte sich als Soldat und ließ seine Maschinenpistole nicht aus den Augen: Noch hatte er keinen Schuß daraus abgefeuert.

Die letzten Wagen des Trosses rumpelten durch Towerowska. Drei Panzer standen bereit, um den langen Treck zu sichern. Im Wald hielten sich noch Russen auf. Die russische Ari war von den Stukas zum Schweigen gebracht worden. Es schien für uns ein ruhiger Tag zu werden. Vom Krieg war nichts zu spüren. Wären nicht die zahlreichen Granattrichter gewesen, es hätte ausgesehen wie in einer Sommerfrische. In den Plantagen hingen saftige Aprikosen an den Zweigen, ich warnte die meisten vergeblich. Sie sollten es noch am gleichen Abend bereuen, zuviel von den überreifen Früchten gegessen zu haben. Denn sie bekamen einen furchtbaren Durchfall, der sie zwang, die Hose in die Hand zu nehmen.

Tagsüber stellte ich nur drei Posten aus. Es blieb alles ruhig. Wir sahen nur einmal einen russischen Panzer die Straße nach Krasnodar überqueren. Er hielt es für geraten, uns nicht zu nahe zu kommen, und verschwand in einer Mulde.

Die Männer schliefen auf Vorrat. Niemand konnte sagen, ob wir in den nächsten Tagen Zeit dafür haben würden. Glatte 150 Kilometer unbekanntes Land lag vor uns. Immer wieder nahm ich mir die Karten vor, die der Major uns belassen hatte. Sie waren primitiv, und wir hatten mehrfach die Erfahrung gemacht, daß der „Iwan“ uns absichtlich gefälschte Karten in die Hand fallen ließ. Wir hatten jedoch

einen Anhaltspunkt stets vor Augen. Die zwei charakteristischen Kuppen des Elbrus. Dort befand sich Effentukki, unser Ziel.

Am späten Nachmittag tauchten vier Ratas¹⁹⁾ über dem Dorf auf. Doch sie ließen die Bordwaffen nicht spucken. Sie kreisten über dem Wald und suchten die Gegend nach lohnenden Zielen ab.

Da sich keine Bewegung im Dorf bemerkbar machte, glaubten die Russen, wir hätten Towerowska bereits wieder geräumt. Wir bereiteten indes alles für den Aufbruch vor. Unser Gepäck rollte auf Armawir zu. Außer der Verpflegung und den Waffen hatten wir nichts zu tragen.

Kola befand sich auf Entdeckungstour. Er durchstöberte die Häuser von Towerowska. Einige von uns standen am Herd. Es gab Hühner, die Kola geschickt einfing. Vor Mitternacht wollten wir aufbrechen. Ich rief die Gruppenführer noch einmal zusammen.

„Sollte mir etwas passieren, übernimmt Hein den Zug und führt den Auftrag durch. In zehn Minuten marschieren wir ab.“

Auch ich trug einen Russenkittel über der Uniform. In der Dunkelheit waren wir nicht zu erkennen. Als ich das Haus verließ, tauchte Kola auf. Seine Augen leuchteten. Er stellte sich als letzter in die erste Reihe. Das Sammeln ging geräuschlos vor sich.

„Alles herhören. Anschluß halten, nicht reden, bis wir den Wald hinter uns gebracht haben. Die Dolmetscher an ihre Plätze. Auf keinen Fall den Anschluß verlieren. Das Rauchen ist verboten.“

Ich sah sie mir noch einmal an, die Männer, die es wagen wollten, 150 Kilometer weit hinter die feindlichen Linien vorzustoßen.

Als ich die Spitze übernahm, kam

Kola nach vorn. Er hatte die MPi unter den Arm geklemmt und blickte mich ernst an. Nun waren wir auf uns allein gestellt.

Wir ließen Towerowska hinter uns zurück und schlugen einen großen Bogen.

Als wir uns dem Wald näherten, schickte ich Paulsen mit zwei Leuten vor. Sie kämmten den Waldrand ab, ohne auf Russen zu stoßen.

„Das Ganze – marsch!“

Wir verschwanden zwischen den Bäumen und schlossen dicht auf. Der Karte nach war der Wald an dieser Stelle mindestens zehn Kilometer breit. Immer wieder ließ ich halten und lauschte. Vor uns blieb es ruhig. Nach zwei Stunden erreichten wir einen Waldweg, der von vielen Wagen befahren worden war. Vorsichtig beobachteten wir den Weg. In der Ferne blitzte es mehrfach auf. In kleinen Gruppen überwandten wir den Weg. Ich wollte weiter durch den Wald gehen.

Kola dagegen drängte nach rechts. Er behauptete, die Gegend zu kennen. Obwohl mir die Sache nicht ganz geheuer vorkam, gab ich nach. Erst gegen vier Uhr morgens erreichten wir das freie Land. Kola zeigte mir eine Straße, auf der wir lebhaften Wagenverkehr feststellen konnten. Knapp 550 Meter vom Wald entfernt führte die Straße vorüber. Mitten unter den Lastwagen fuhren Pferdewagen: fliehende Zivilisten.

Es war noch dunkel. Wir mußten die Straße überqueren, um weiter nach Süden vorzustoßen.

In drei Gruppen arbeiteten wir uns vor. Bis dicht an die Straße. Ich sah die vollbeladenen Lastwagen und die vielen Soldaten. Sie fuhren nach Norden.

Glücklicherweise erwischten wir einen günstigen Absprung und konnten

geschlossen die Straße überwinden. Wir verschwanden in einen Graben und beobachteten das Gelände vor uns. Irgendwo mußte sich die russische Ari-Stellung befinden. Kola gab an, das Dorf zu kennen. Ich schaute ihn scharf an. Er führte uns zu weit nach rechts, wir marschierten in die verkehrte Richtung. Doch da ich keinen Grund sah, ihm zu mißtrauen, ließ ich ihn vorangehen.

Als der erste Tag unseres Unternehmens anbrach, befanden wir uns mitten zwischen mannshohen Maisfeldern, die noch nicht abgeerntet worden waren. Wir gingen in drei Gruppen vor. Einmal mußten wir einer Gruppe junger Mädchen ausweichen, die auf einem Feld arbeiteten.

Erst gegen Mittag legten wir in einer Plantage eine kurze Rast ein. Ich rief die Gruppenführer zu mir und beratenschlugte mit ihnen. Im blauen Dunst in der Ferne sahen wir den Elbrus.

Kola drückte sich in meiner Nähe herum und ließ sich kein Wort entgehen.

„Wir müssen uns ranhalten“, sagte ich. „Jede Stunde kann kostbar sein. Wir werden nicht erfahren, was sich in Effentucki abspielte.“

Hein nickte. „Aber hundertfünfzig Kilometer sind 'ne lange Latte. Mit dem Wagen könnten wir es in knapp drei Stunden schaffen.“

Woher aber einen Wagen nehmen?

Ich beobachtete unsere Posten, die in den Bäumen hingen und die Gegend beobachteten. Drei Kilometer vor uns lag ein größeres Dorf. Dort herrschte lebhafter Fahrzeugverkehr. Es war zu gefährlich, in die Nähe des Dorfes zu geraten.

„Kola“, rief ich, „welchen Weg gehen wir?“

Er kam langsam zu uns heran. „Dort“, meinte er und deutete nach

Nordwesten. Da ich dies für einen Umweg hielt, blickte ich zum Elbrus hinüber.

„Nicht gut“, grinste Kola. „Viel Rußki Soldatt. Kola kennen Weg gut.“

Ich fügte mich, denn er allein kannte die Gegend. Nach einer knappen Stunde brachen wir auf.

Wir marschierten dann bis zum Anbruch der Dämmerung und legten 20 Kilometer zurück. Als die Sonne im Westen versank, rauschten vier Stukas über uns hinweg. In einer Mulde rasteten wir. Noch war unsere Stimmung ausgezeichnet. Das Unternehmen hatte besser begonnen, als wir erwartet hatten. Über eines waren wir uns klar: Ganz ungesehen waren wir nicht durchgekommen. Da wir uns aber als Russen verkleidet hatten, waren wir nicht erkannt worden. Mir war es eigentlich recht, daß wir die Richtung laufend wechselten. Somit machten wir den Russen die Verfolgung sehr schwer, falls welche hinter uns her waren.

In dem Dorf vor uns flammten Lichter auf.

„Panzer!“ meldeten die Posten aus den Bäumen.

„Mindestens eine ganze Abteilung“, fügte Hein Breuer hinzu. „Hoffentlich sind sie uns nicht auf der Spur. Dann könnten wir das Laufen lernen.“

Die Panzer drehten nach Nordwesten ab, und ihr Lärm erstarb.

Kola wollte in die gleiche Richtung laufen. „Kola, sollen wir nicht doch links von dem Dorf vorbeigehen?“ fragte ich ihn. „Die Panzer könnten uns den Weg versperren.“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Du mit mir gehen. Keine Rußki Soldatt.“

Wir brachen wieder auf. Ungesehen gelangten wir in dem hügeligen Gelände bis an die nach Nordwesten führende Straße und konnten sie über-

queren. Durch Felder und Plantagen ging es weiter. Kola lief drei Schritt vor mir. Er kannte keine Müdigkeit. Geschickt umging er ein Waldlager der Russen und führte uns weiter.

Der Boden wurde steiler. Wir standen am Beginn des Kaukasus.

Noch einmal rasteten wir. Mindestens dreißig Kilometer hatten wir bereits zurückgelegt. Noch 120 Kilometer lagen vor uns. Ich rechnete mit vier Tagen. Hein Breuer klagte über Blasen. Auch einige andere hielten sich nur mit Mühe auf den Beinen.

„Bis zum Morgen wollen wir noch mindestens ein Dutzend Kilometer zurücklegen“, entschied ich. „Dann können wir eine längere Rast einlegen.“

Die ausgestellten Posten meldeten Fahrzeuglärm vor uns. Ich begab mich nach vorn und startete durch das Glas. Auf einer uns bisher verborgenen Straße rollte ein Konvoi Lastwagen. Sie fuhren mit abgeblendeten Lichtern, und wir konnten in größeren Abständen rote Lampen erkennen.

Da standen die Posten.

Hein Breuer unternahm mit einer Handvoll Männern einen Vorstoß gegen die Straße.

Wir ruhten uns aus. Einige bekamen die Stiefel nicht mehr von den Füßen. Unser Sani hatte Mühe, einige von uns davon abzuhalten, die Blasen aufzuschneiden. Ich spürte mein Gelenk und biß die Zähne fest aufeinander. Vor den anderen durfte ich mir keine Blöße geben.

Hein kam mit beruhigenden Nachrichten zurück. Die Posten standen so weit auseinander, daß wir leicht den Feldweg überqueren konnten. Ich gab den Befehl zum Aufbruch. Kola nahm die MPi auf und trat zu Hein Breuer.

Völlig geräuschlos vollzog sich der Abmarsch. Ich ließ den Zug an mir

vorübergehen und trat an den Schluß. Um mein linkes Bein zu entlasten, stützte ich mich auf den Stock, den Kola mir besorgt hatte. Seitdem er zu uns gekommen war, hatte sich sehr vieles geändert. Rückschauend mußte ich zugeben, daß ich mit einem solchen Himmelfahrtskommando nicht gerechnet hatte.

In einem Waldstück liefen wir auf.

Hein Breuer war mit einigen Männern vorangegangen, da er Licht gesehen hatte. Ich wartete auf seine Rückkehr. Kola schüttelte den Kopf, als ich ihn fragte, ob vielleicht ein Dorf im Wald lag. „Nix Dorf, ich denken, Rußki gehen in Wald. Haben Angst.“

Nach einer Viertelstunde kehrte der Spähtrupp zurück. „Scheint ein Versteck von Zivilisten zu sein. Näher konnten wir wegen der Hunde nicht heran. Ich bin dafür, daß wir das Lager in einem großen Bogen umgehen. Die verraten uns glatt, wenn sie uns sehen.“

Es wurde höchste Zeit, wenn wir nicht in einen Hinterhalt geraten wollten.

In einem großen Bogen umgingen wir das Lager. Plötzlich stellte ich fest, daß Kola verschwunden war. Einer der Männer meldete sich. „Er hat mir die MPi gegeben. Ich soll sie für ihn mal tragen. Wohin er gegangen ist, kann ich nicht sagen, Herr Feldwebel.“

Verdammt, das hatte uns gerade noch gefehlt! War denn der Teufel in Kola gefahren?

Ich übergab Hein Breuer den Zug und ging mit Häußler zurück. Weit konnte der Junge ja noch nicht gekommen sein. „Herr Feldwebel, wenn der nicht in das Lager gegangen ist, freiß ich einen Besen“, meinte Häußler. „Er ist doch ein Russe!“

Das hätte Kola nicht hören dürfen.

Er war stolz darauf, ein „Deutscher“ zu sein, und haßte die Russen, die seinen Vater erschlagen hatten. Wir warteten an dem Weg auf Kola. Ich war entschlossen, nach Effentucki zu gehen, auch wenn Kola sich nicht wieder blicken ließ. In der Ferne sahen wir die Feuer im Lager. In dem dichten Wald hielten sich die Russen für sicher.

Näher an das Waldlager wagte ich mich nicht heran wegen der herumstreunenden Hunde.

Erst nach einer halben Stunde hörten wir vor uns ein leichtes Knacken. Es war Kola. Er fuhr zusammen, als ich ihn ansprach. „Weißt du auch, was das für einen Soldaten bedeutet, der sich heimlich von der Truppe entfernt? Ich denke, du willst uns nach Effentucki führen, Kola?“

Sichtlich verlegen stand Kola vor mir.

„Ich nur sehen, ob sein ... Freunde“, sagte er heiser.

Häußler gab mir einen Wink. „Abhauen, Herr Feldwebel. Da kommen Leute.“

Ich zog Kola mit mir. Glücklicherweise dämpfte der Waldboden unsere Schritte. Mein Gelenk brannte wie Feuer. Bei dem raschen Tempo konnte ich den Stock nicht benutzen und stützte mich auf den Jungen. Ich war doch froh, ihn wieder heil bei mir zu haben.

Nach einer halben Stunde holten wir die letzten unseres Zuges ein. Hein Breuer wartete auf uns und erstattete mir kurz Bericht.

Es schien alles in Ordnung zu sein.

Ich nahm mir Kola noch einmal vor. „Du hast uns eine ganze Stunde lang aufgehalten“, sagte ich vorwurfsvoll. „Wenn man dich entdeckt hätte, wären wir im Eimer.“

Mit großen Augen schaute mich Ko-

la an. „Aber ... Warum? Ich haben gesehen. Nix Freunde. Dann ich wieder fort.“ Er hielt dies für eine völlig harmlose Angelegenheit. Ich konnte ihm auch nicht mehr grollen. Vielleicht war alles gut abgegangen.

„Weiter!“ befahl ich. Der Zug setzte sich in Bewegung. Kola hatte ein schlechtes Gewissen. Er verzichtete auf seine MPi und trottete mit gesenktem Kopf hinter mir. Lange konnte ich ihm nicht böse sein. Als wir an eine Gabelung kamen, wandte ich mich zu ihm um.

Kola deutete nach rechts. „Neu Tempelhof“, sagte er leise.

Ich war nicht überrascht. Bei Krasnodar hatten wir bereits Dörfer mit deutschen Namen gefunden.

Kola schloß neben mir auf, als ich den Weg nach rechts einschlug, und ich überließ ihm die Führung.

Kurz vor der Dämmerung erreichten wir ein langgestrecktes Tal. Auf einem schmalen Pfad am Hang gingen wir weiter. Kolas Schritte wurden immer schneller. Plötzlich blieb er stehen und winkte mich heran.

„Neu Tempelhof!“ sagte er mit leuchtenden Augen. „Mein Haus.“

Nun verstand ich, warum er uns nach Nordwesten gelockt hatte. Er wollte seiner Heimat einen Besuch abstatten, um nachzusehen, ob es außer ihm noch einem anderen gelungen war, den Russen zu entkommen.

Vor uns lag das Dorf Neu Tempelhof. Saubere Häuser und Straßen. Blumenstrotzende Vorgärten, gepflegte Wege. Das Dorf hätte auch irgendwo im Schwarzwald stehen können. Weinberge zogen sich an dem Hang entlang. Kerzengerade standen die Pfähle.

„Mensch, träume ich?“ meinte hin-

ter mir Hein Breuer. „Wir sind doch nicht heimgekehrt ins Reich.“

Es erging allen so. Der Anblick des schmucken Dörfchens erinnerte uns an Deutschland. Am liebsten wäre Kola den Weg hinuntergerannt, mitten in das Dorf hinein. Doch ich hielt ihn zurück, denn die Russen konnten Posten zurückgelassen haben.

Ich rief Hammerstein und Kawulka nach vorn. „Wir werden in das Dorf gehen. Die anderen beziehen hier oben Stellung. Hein, du paßt auf, daß sich keiner verkrümelt.“

Kola wollte mit uns gehen. Doch gerade das war unmöglich. Wenn die Russen einen Posten zurückgelassen hatten, würde der ganz besonders nach Kola Ausschau halten, der ja in ihrer Sammlung fehlte. „Du wirst bei den anderen bleiben, Kola“, erklärte ich ihm. „Wir machen das lieber allein. Später kommst du dann nach.“

Er sah hinter uns her, und wieder standen ihm fast die Tränen in den Augen.

Wir nahmen die russische MPi unter den Arm und schlichen den Weg hinunter, der dicht vor einem Haus endete. Vorsichtig duckten wir uns hinter eine Hecke und beobachteten die Häuser. Fast alle Scheiben waren zer schlagen. Kein Lebewesen schien sich in Neu Tempelhof aufzuhalten. Kawulka machte mich auf ein Haus aufmerksam.

„Rauch!“

Tatsächlich, eine dünne Rauchfahne kräuselte zum blauen Himmel, kaum sichtbar. Wo Rauch ist, muß ein Feuer sein, und dort sind Menschen, sagte ich mir. Wir gingen von drei Seiten gegen das Haus vor, die MPi schußbereit in der Hand.

Doch nichts bewegte sich. Hammerstein erreichte als erster den Balkon und warf einen Blick in das Innere des

Hauses. Er winkte mich heran. Die Scherben waren weggefeigt, auf dem Tisch lag ein Buch, arg zerlesen.

Ich öffnete die Tür. Noch immer glaubte ich daran, einen Russen zu treffen, der Neu Tempelhof bewachte. Wir sahen, daß hier jemand Ordnung geschaffen hatte. Der Ofen war kalt. Woher aber kam der Rauch? fragte ich mich.

Wir standen in einem typisch deutschen Bauernhaus. Nichts fehlte. Der alte geschnitzte Bauernschrank mit dem guten Geschirr und der Jahreszahl. Das Überhandtuch mit dem Spruch: Eigener Herd ist Goldes wert. Für einige Minuten standen wir verlegen, und unsere Gedanken wanderten viele tausend Kilometer nach Westen, in die Heimat.

Kawulka nahm das Buch vom Tisch auf. „Lederstrumpf, erster Band“, sagte er mit heiserer Stimme. „Den habe ich als Junge auch einmal gelesen.“

Mir ging der feine Rauch nicht aus dem Kopf, der gekachelte Herd war kalt. Und doch mußte im Haus ein Feuer brennen. Ich ließ Kawulka im Haus zurück und machte mich mit Hammerstein auf, das Haus von außen zu untersuchen. Noch immer kräuselte ein dünner Rauchfaden aus dem Schornstein. „Vielleicht ist der Posten gerade unterwegs“, sagte Hammerstein.

Da hörte ich hinter mir einen leisen Aufschrei. „Deutsche! Seid's ihr Deutsche!“

Wir sahen vor uns einen Mann stehen, dessen langer Russenkittel zerfetzt war.

„Ja, wir sind deutsche Soldaten“, gab ich ihm zur Antwort und hob den langen blauen Kittel an, so daß er die Uniform darunter sehen konnte. „Wie kommen Sie hierher?“



Mit Tränen in den Augen umarmte mich der Bärtige und schluchzte. „Deutsche Soldaten. Ich hab’ auf eich gewartet. Kommt mit in mein Haus. Und ich habe gedacht, die Russen kommen zurück!“

Ich rief Kawulka aus dem Haus und schickte ihn zurück. „Hein soll Posten ausstellen, die anderen hierher“, trug ich ihm auf. Der Deutschrusse konnte sich nicht mehr länger auf den Beinen halten. Seit acht Tagen versteckte er sich in einem den Russen nicht bekannten Keller neben seinem Haus. Plötzlich fiel ihm noch etwas ein, er bat um Entschuldigung und ließ Hammerstein und mich zurück.

„Ob er ... die anderen benachrichtigt?“ fragte Hammerstein.

Ich schüttelte den Kopf. „Er weiß ja nicht, wie stark wir sind. Außerdem hat er sich vor den Russen versteckt.“ Jetzt kam er mit einer Flasche zurück, nahm drei Gläser aus dem Schrank, füllte sie mit Andacht und blickte uns lächelnd an. „Prost!“

Unsere Kameraden hatten das Dorf erreicht. Stephan, der „Deitsch“-Russe, sah sich erschrocken um, als er die verwegenen Gestalten sah.

Ich beruhigte ihn. „Das sind unsere Kameraden. Wir haben auch eine Überraschung für Sie.“

Da kam Kola auch schon über die Veranda. „Onkel Stephan!“ Er sprang dem Bärtigen an den Hals und küßte seine Wangen nach russischer Sitte. Ich gab den anderen einen Wink.

Wir wollten nicht weiter stören und begaben uns nach draußen. Einige schlugen vor, in dem Dorf zu bleiben. „Hierher kommt ja doch niemand mehr.“ Auch Hein Breuer war dieser Meinung. Ich dachte an die mehr als 100 Kilometer, die noch vor uns lagen.

„Gut, aber Posten ausstellen“, entschied ich mich.

Kola und Stephan hatten sich eine ganze Menge zu erzählen. Ich ließ sie allein und sah mir das Dorf Neu Tempelhof an. Die Stille erinnerte an einen Fleck im Schwarzwald während der Mittagsstunde. Nur das fröhliche Gackern der Hühner, das Schnattern der Gänse, das Bellen der Hunde vermißte ich. Leer lagen die Höfe vor mir. Die Russen hatten nach der Evakuierung der Rußlanddeutschen dem Dorf einen weiteren Besuch abgestattet und nach versteckten Wertsachen und Geld gesucht.

Es gab nur wenige Fensterscheiben in dem schönen Dorf, die nicht zererschlagen worden waren. Ich trat in verschiedene Häuser und sah sie mir an.

Federbetten waren aufgeschlitzt, der Inhalt in den Kammern verteilt.

Die Evakuierung hatte die Bewohner von Neu Tempelhof überrascht. Auf den Öfen standen noch die Töpfe mit dem angebrannten Essen. Mir wurde das Herz schwer. Der Krieg hatte auch hier hart eingegriffen in das Leben der Menschen, die sich ihr Deutschtum hatten bewahren können.

Kola suchte mich überall. Nun stand er nicht mehr allein.

„Stephan will mit dir sprechen“, sagte er und ergriff meine Hand. „Du wirst ihn mit mir gehen lassen. Seine Frau ...“

Ich hatte verstanden. Stephan war wie durch ein Wunder den Russen entgangen. Dafür aber waren seine Frau und die Kinder weggeführt worden. „Selbstverständlich“, gab ich Kola zur Antwort. „Wenn er sich uns anschließen will, kann er mit uns gehen.“

Wir begaben uns zurück in das Haus, welches wir zuerst betreten hatten. Hein Breuer hatte sich mit Stephan angefreundet. Er spekulierte auf den wunderbaren Schnaps. Echtes Kirschwasser.

„Stell dir vor, unter diesem Haus befindet sich die Schwarzbrennerei“, berichtete mir Breuer. „Die Russen haben keine Ahnung davon. Wir könnten ein ganzes Faß herausholen.“

Herr Stephan schaute mich fragend an. Kola trat neben ihn. „Er ist einverstanden“, flüsterte er ihm zu. „Du kannst mit uns gehen.“

Stephans Gesicht begann zu leuchten. Er wollte sich bedanken, doch ich wehrte ab.

Wir durften uns nicht länger aufhalten, obwohl wir selten so gute Quartiere in Rußland angetroffen hatten wie diese. Ich ließ mir noch eine volle Stunde abringen, das war mein letztes Zugeständnis.

Stephan packte einige Habseligkeiten in ein Bündel, welches er mitzunehmen gedachte. Eine alte Bibel mit den Namen aller Stephane, die in Neu Tempelhof gelebt hatten, ein großes Stück Speck und ein Glas Honig. Alles andere ließ er zurück.

Ich legte mein linkes Bein hoch und massierte das Gelenk. Etwas zu früh hatte ich mir solche Strapazen zugezogen.

Da kam ein Melder hereingestürzt.

„Motorengeräusche auf der Straße.“

Ich sprang auf und griff nach der MPI. Noch konnten wir verschwinden, der Wagen war einige Kilometer entfernt. Aber einige von uns schliefen fest. Als wir uns vor der Kirche trafen, stellte ich zu meinem Schrecken fest, daß neun von uns fehlten. Und der Motorenlärm war näher gekommen. Nun gab es nur noch eines.

Wir mußten den Wagen in Empfang nehmen.

„Los, in Deckung. Mal sehen, was sich da anspinnt. Vielleicht fahren die einen ganz anderen Weg.“

Wir verschwanden von der Bildfläche und suchten volle Deckung.

Hein Breuer kam mit den Posten. Er hatte den Wagen bereits gesehen. Auf einer kurvenreichen Strecke vor dem Dorf.

„Nur ein Laster“, sagte er gering-schätzig, „können auch nicht mehr darauf sein als wir sind. Mit denen machen wir kurzen Prozeß.“

Mir fielen die schlafenden Kameraden ein. Wenn es nur keinem in den Sinn kam, ausgerechnet dann die Nerven zu verlieren, wenn der Wagen in Neu Tempelhof einfuhr. Nun tauchte der Lastwagen bereits zwischen den ersten Häusern auf. Am Führerhaus erkannten wir das aufmontierte sMG⁽²⁰⁾.

Kola und Stephan duckten sich in meiner Nähe hinter die Büsche. Wir hatten unverschämtes Glück. Der Lastwagen stoppte vor der Kirche, und ein Dutzend Russen sprangen ab. Sie waren mit MPI bewaffnet, die ihnen vor der Brust baumelten.

Hein rieb sich die Hände. „Die haben keine Ahnung von unserer Anwesenheit.“

Die Russen standen um einen Leutnant, der ihnen Befehle erteilte. Hammerstein übersetzte. Die Russen sollten alles aus dem Dorf wegbringen und dafür sorgen, daß wir nichts mehr voranden. Als besondere Grausamkeit empfand ich es, daß sie alle Häuser verminen wollten.

Keiner der Russen stand am aufmontierten sMG, so daß wir große Chancen hatten. Hinter den Büschen hockten die Männer unseres Zuges in abenteuerlichen Verkleidungen. Ich gab ihnen ein Zeichen, und als ich aufsprang, fuhren die Russen zu spät herum.

„Ruki werch!⁽²¹⁾“

Die überraschten „Iwans“ starrten in unsere Beutewaffen. Winkler entwarfnete sie, während Hammerstein ihnen

auf Russisch die Leviten las. Nicht ein Schuß war gefallen. Hammerstein band den Russen das Märchen auf, ein ganzes Regiment sei in dem Tal und unterwegs, um die Ölfelder von Baku unversehrt in unsere Hand zu bringen.

Der Leutnant hielt uns für übergeschnappte Russen und brüllte uns an.

Da baute sich Kawulka vor ihm auf. „Brüderchen, wir haben gehört, wie feierlich du unsere Kameraden zu empfangen pflegst. Minen unter die Türschwellen und so. Finde ich gar nicht nett von dir. Müßten es eigentlich an dir ausprobieren, wie die Sache funktioniert.“

Der Russe schnappte hörbar nach Luft. Er war überzeugt, daß seine letzte Stunde geschlagen hatte.

Wir brachten die Gefangenen in ein Haus, dessen Keller zu verschließen war, weckten die neun, die alles verschlafen hatten.

Sie staunten nicht schlecht, als sie den russischen Armeelastwagen auf dem freien Platz stehen sahen. „Herrlich, dann fahren wir also nach Effen-tucki“, sagte einer.

Der Gedanke war nicht übel. Es konnten ja nur noch knapp hundert Kilometer sein.

Winkler sah sich den Lastwagen an. „Den haben sie vom Schrottplatz geholt“, behauptete er. „Schau sich das einer an. Ein Nagel als Zündschlüssel. Und mit so etwas führen die Krieg!“

Der Wagen war wirklich nichts mehr wert. Doch es gab ein Landerspruchwort: Besser schlecht gefahren als gut gelaufen.

Hier bot sich uns eine Möglichkeit, Effen-tucki in einer Nacht zu erreichen.

Wenn ..., ja, wenn der Wagen das aushielt und der Sprit ausreichte. Davon war ich leider nicht überzeugt. Mir kam es wie ein Wunder vor, daß

der Wagen bis nach Neu Tempelhof gekommen war.

Aber eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Soldaten war sein Optimismus. Er hätte versucht, einen Ochsen zu melken, sagte man sich. Ich dachte an mein Bein und betrachtete noch einmal den Wagen. In unserem Aufzug konnten wir ihn nicht benutzen, da es sich um einen Armeelastwagen handelte.

„Menschenskind, wir haben doch Uniformen“, grinste Hein. „Wir werden die Russen im Keller auffordern, die Uniformen abzulegen. Für die Entlassung. Dafür bekommen sie ein paar alte Pferdedecken. Die anderen dürfen sich eben nicht sehen lassen.“

Breuer hatte recht. Es ging. Ich rechnete vier Stunden für die knapp 100 Kilometer. Wir kannten die Gegend nicht und mußten auf weniger belebten Straßen fahren. So lange mußten die Russen im Keller mindestens hocken bleiben.

„Gruppenführer zu mir.“

Es gab nicht mehr viel zu bereden. Wir wollten die Dunkelheit der Nacht benutzen, um zur Straße nach Effen-tucki zu gelangen. „Wir fahren so lange, wie der Sprit reicht, dann geht es per Fuß weiter. Winkler fährt uns. Er bekommt eine Uniform, auch die Dolmetscher. Außerdem der Mann, der das MG bedient. Laßt aber euere Uniformen darunter an. Wenn die Sache kitschig wird, runter mit den russischen Klamotten und als deutsche Soldaten gekämpft.“

Die Fußkranken atmeten erleichtert auf.

Wir konnten bis zum Abend in Neu Tempelhof bleiben.

Die Posten wurden wieder aufgestellt, denn es konnte immerhin sein, daß noch mehr Russen kamen, um das Dorf zu plündern. Uns waren die Pa-

piere des Kommandos in die Finger gefallen, aus denen hervorging, daß sie Möbel für einen Stab requirieren sollten.

„Klar, packen wir ein paar Schränke und Tische auf“, sagte Klaes. „Dahinter können sich die anderen dann gut verstecken.“

Die Russen hielten uns für die Vorausabteilung einer größeren deutschen Einheit, die im Rücken der russischen Front operierte und auf Baku, das Ölzentrum am Kaspischen Meer, zustoßen wollte. Wir ließen sie in diesem Glauben, denn es war unsere Absicht, sie in dem Keller zurückzulassen. Hammerstein wurde inoffiziell zum Leutnant der Roten Armee befördert und fühlte sich in der fremden Uniform nicht gerade wohl.

Winkler meldete mir, daß der Wagen die 100 Kilometer auf jeden Fall noch aushalten würde. Nur mit dem Sprit war es schlecht bestellt.

An die Möglichkeit, unterwegs aufzutanken, wollte ich nicht glauben.

Langsam sank die Dämmerung über das langegezogene Tal herein. Wir verstärkten die Posten und luden einen alten Schrank und mehrere Tische auf den russischen Armeelastwagen. Hinzu kamen die Waffen, die wir den Russen abgenommen hatten, und verschiedene von uns organisierte Lebensmittel. Kola führte mich zu dem Haus seiner Eltern.

Er nahm meine Hand, als er die Tür aufstieß.

Im Garten hinter dem Haus lag das Grab seines Vaters. Stephan hatte ihn während der Nacht unter die Erde gebracht. Kola wischte sich eine verstohlene Träne aus dem Auge. Er wußte, im Krieg starben viele Menschen. Meist die besten. Wir blieben ein paar Minuten vor dem Hügel mit den Rosen stehen. Der kleine, in Rußland gebore-

ne Kola und ich, ein Feldwebel aus dem fernen Rheinland.

Dann wandte sich Kola um und ging.

Die Kerze im Haus stand als einziges noch am alten Fleck. Kola zeigte mir sein Zimmer. Besonders stolz war er auf seine Bücher – alte, ausgelesene Schwarten. Doch sie waren deutsch gedruckt, und das bedeutete für ihn einen großen Schatz.

Ich dachte an mein Zimmer in der kleinen Stadt am Rhein. Mir standen alle Bücher zur Verfügung, nach denen ich Verlangen zeigte. Kola dagegen hielt seine zwanzig deutschen Bücher für das Wertvollste, was er besaß.

Kola nahm etwas aus einem Buch. Eine Fotografie. „Von ganze Familie“, sagte er. Es war eine typisch russische Fotografie. Bunt koloriert in grellen Farben.

Der Junge stand neben seinem Vater und vor der Schwester, die er anscheinend abgöttisch liebte. Sie war schön, wie ich auf den ersten Blick feststellte. Blonde Locken und ein paar Grübchen im Gesicht. „Gefällt sie dir?“ fragte Kola. Ich gab ihm die Fotografie zurück, ohne auf seine Frage zu antworten.

Mira Bauer war unerreichbar weit.

Kola verschwand.

Ich begab mich zu dem Armeelastwagen. Es war alles für die Abfahrt vorbereitet. Die gefangenen Russen im Keller hatten nichts von unseren Vorbereitungen bemerkt.

Hein meldete mir den Zug. Bis auf die an der Straße stehenden Posten waren alle zur Stelle.

„Aufsitzen. Wir hauen ab!“

Winkler ließ den Motor an. Als der Wagen ruckte, wurden wir durcheinandergewirbelt. Alle in den Russen-

kitteln mußten sich flach hinter die Tische legen, die in Russenuniformen hielten sich an den Aufbauten fest und beobachteten.

Stephan kauerte hinter dem Fahrer und wies ihm den Weg.

Hammerstein war der Führer der Gruppe. Er konnte sich mit seinem Russisch sehen und hören lassen. Den Rest mußten die Papiere besorgen, die wir dem russischen Leutnant abgenommen hatten. Wir brauchten nur noch ein klein wenig Glück.

Die ersten paar Kilometer fuhren wir durch die enge Schlucht. Die Straße war ausgezeichnet, besser als die, die wir vorher vorgefunden hatten. Winkler pffte vergnügt vor sich hin.

„Auf den Feldweg einbiegen“, rief Stephan nach vorn. „Wir erreichen die Bergstraße dann weiter oben zwischen den Bergen.“

Die erste Strecke ließ sich ausgezeichnet an. Obwohl ich mit dem Glas die Gegend absuchte, konnte ich nichts Verdächtiges entdecken. Gerade das machte mich unsicher. Wir befanden uns dicht hinter der Front, und ich hatte mit erheblichen Truppenkonzentrationen gerechnet. Nichts, nur in weiter Ferne blitzten die Geschützfeuer.

Die meisten von uns versuchten zu schlafen. Doch bei dem Schaukeln war dies nicht möglich.

Winkler vertraute auf seine Fahr-tüchtigkeit. Der Wagen war in einem furchtbaren Zustand, und doch rollte er. Wir rasten einen Hang hinauf. „Vorsicht, gleich haben wir die Straße erreicht“, brüllte Stephan, „links halten.“

Ich kroch nach vorn und sah nach dem Mann hinter dem sMG.

Er fluchte vor sich hin. „Morgen wird es keine Stelle mehr an meinem

Körper geben, die nicht blau ist“, behauptete er. „Das soll mir erst einmal einer vormachen, in der Stellung zu schießen.“

Er konnte vielleicht bald in diese Verlegenheit kommen.

Wir sahen die Straße plötzlich vor uns auftauchen ... die Fahrzeuge, die Pferdefuhrwerke.

Winkler mußte abstoppen. Da tauchte ein Russe neben dem Armee-lastwagen auf. Er kam aus dem Dunkel. Plötzlich stand er da. Mit dem Stahlhelm, der MPi vor der Brust. Hammerstein bekam einen Tritt gegen das Schienbein und erfaßte prompt die Sachlage.

Er brüllte den Posten an. Der sah die Offiziersepauletten und nahm Haltung an.

Die Sache ging noch einmal gut. Der Posten kam nicht mehr dazu, unsere Papiere zu prüfen, denn Winkler entdeckte eine Lücke in der Fahrzeugschlange und gab Gas. Kawulka rief dem Posten noch ein Scherzwort zu, dann fuhren wir auf der Straße nach Osten. Inmitten von zahlreichen vollbeladenen Lastwagen. Der „Iwan“ verlegte ganze Regimenter nach hinten. Das verblüffte mich. Ich wußte nicht, was an der Front geschehen war. Aber diese Rückwärtsbewegung war Unsinn. Der Russe brauchte doch an der Front jeden Mann.

Hein Breuer neben mir hatte die gleichen Gedanken.

„Da braut sich etwas zusammen“, knurrte er. „Warum zieht der ‚Iwan‘ seine Truppen von der Front ab? Da vorn rollen Panzer. Die könnten uns doch zu schaffen machen. Aber nein, der ‚Iwan‘ überläßt uns die Gegend. Warum? Ich will es dir sagen. Er kennt das Land. Er weiß, daß wir Schwierigkeiten mit dem Nachschub haben werden. Und weil er das weiß, läßt er

uns so weit laufen. Bis er uns packen kann.“

Vor uns rollte ein Lastwagen mit Frauen in Uniform. Sie waren betrunken und schwenkten die Flaschen zu uns herüber. Kawulka grölte zurück. Es hätte nicht viel gefehlt, und wir hätten Besuch bekommen. Winkler bog nach links aus und überholte den Wagen mit den Frauen.

Sie ahnten nicht, daß deutsche Landser an ihnen vorbeirollten.

Mit dem Wagen war etwas nicht in Ordnung. Winkler schaltete mehrmals.

„Verdammte Karre“, knurrte er. „Wir hätten das Angebot der Flintenweiber annehmen sollen. Die hatten einen guten Wagen.“

Wir hatten fast die Hälfte des Weges zurückgelegt.

„Hoffentlich macht die Karre weiter mit, bis wir den Elbrus hinter uns haben“, meldete sich Klaes, der es aufgegeben hatte, an der Runge zu schlafen. Er kam zu mir gekrochen und bat um eine Zigarette.

Eine Kontrolle kam in Sicht. Hammerstein gab uns einen Wink. Nur die Männer in russischen Uniformen blieben sichtbar. Wir anderen legten uns flach auf den Wagen, die MPI schußbereit in den Händen.

Die Wagen vor uns gehörten zu einem Konvoi. Ich hoffte, man würde uns mit durchlaufen lassen. Vergeblich. Der Posten winkte uns an den Straßenrand. Hammerstein trumpfte mit seinem angeblich so wichtigen Auftrag auf. Umsonst. Wir mußten auf den freien Platz fahren, auf dem schon mehrere Wagen standen. Die Sache wurde kitschig. Wir konnten den Wagen nicht verlassen, da ringsum Russen standen. Winkler sah eine Möglichkeit. Wir mußten es darauf ankommen lassen.

Blitzschnell bog er erneut auf die Straße ein.

Hatten die russischen Posten unser Manöver beobachtet? Das Rücklicht des letzten Wagens des Konvois verschwand in der Ferne. Winkler holte alles aus dem Armeelastwagen heraus. Wir starrten nach hinten. Ein Wagen hatte sich an die Verfolgung gemacht. Stephan klammerte sich an meinen Arm.

„Es zweigt ein Weg hier ab. Wenn wir ohne Licht fahren, können wir es schaffen!“

Von Winkler kam die nächste Hiobsbotschaft. „Sprit gleich zu Ende.“

Wir hatten höchstens noch 30 Kilometer bis nach Effentucki. Wenn der Wagen streikte, mußten wir eben zu Fuß weitermarschieren. Es hieß schnell handeln, denn der Wagen in unserem Rücken holte auf.

Winkler fand die Abzweigung und riß das Steuer herum. Nach knapp zweihundert Metern verschwanden wir hinter einer Biegung. Winkler fuhr wie ein Wahnsinniger. Ohne Licht und auf einer Straße, die diesen Namen nicht verdiente.

Stephan gab ihm die Richtung an. Der Weg führte zu einem kleinen Dorf in den Bergen, welches Stephan kannte. Kola fand langsam wieder zu sich selbst zurück. Die Sache mit den gefangenen Russen hatte ihn doch innerlich hart mitgenommen.

„Sprit gleich zu Ende“, brüllte Winkler wieder.

Aus. Wir hatten über 70 Kilometer zurückgelegt, wenn wir dem Tachometer glauben konnten.

Nach Stephans Angaben konnte das Dorf nur wenige Kilometer von uns entfernt sein. Vielleicht konnten wir in der Dunkelheit der Nacht daran vorüberkommen. Wir fuhren buchstäblich bis zum letzten Tropfen Sprit.

Als die Karre zu stottern begann, fluchten alle.

Winkler knallte die Tür wütend hinter sich zu. „Konnte die Mühle nicht noch ein paar Kilometer rollen?“ meinte er. „Wo ist die nächste Tankstelle?“

Doch niemand lachte über den Witz. Der Lastwagen versperrte die Straße. Wir standen einen Augenblick unschlüssig. Kola preßte sein Bündel an sich. Seine Augen leuchteten. Wir sahen selbst in der Nacht den Elbrus dicht vor uns, und neben dem Wahrzeichen des Kaukasus lag Effentucki.

„Los, den Wagen von der Straße!“ befahl ich. „Alles herausnehmen.“

Winkler trat gegen die Vorderreifen. Er war wütend. Denn er hätte uns sicher bis vor die Stadt gebracht, der wir einen Besuch abstatten wollten.

Alle packten mit an. Winkler löste die Bremse. Der Wagen rollte dem Abhang zu, dessen Tiefe wir nicht erkennen konnten. Für eine Sekunde schwebten die Vorderräder über dem Abgrund, dann kippte der Wagen ab, der uns bis dicht vor unser Ziel gebracht hatte.

Wir hatten nur zwei volle Tage benötigt, um glatte 120 Kilometer zurückzulegen.

Dumpf polternd rollte der Wagen in die Tiefe.

Wir starrten hinterher. Da lag nun unser fahrbarer Untersatz, zerschmettert, nur noch Schrott.

Zweiunddreißig Männer standen auf einer einsamen Straße im Kaukasus, weit hinter der Front. Sie hatten einen Auftrag übernommen, der ihnen das Leben kosten konnte.

„Los, weiter!“ befahl ich und stützte mich auf den Stock. Nur langsam setzten wir uns in Bewegung. Hinter mir murrten einige. Es paßte ihnen nicht, nach der schönen langen Fahrt die Füße bewegen zu müssen.

Eigentlich hatten wir nur Kola zu verdanken, daß wir so schnell vorangekommen waren. Hätte er uns nicht nach Neu Tempelhof geführt, wäre uns nicht der Armeelastwagen in die Hände gefallen. Kola lief hinter mir und unterhielt sich mit Stephan.

„Links einbiegen“, rief mir Stephan zu. In der Finsternis konnte ich den schmalen Weg kaum erkennen. Er führte an dem Dorf im Tal vorbei. Wir hörten die Hunde kläffen und laute Stimmen zu uns herüberschallen. „Da sind Truppen“, behauptete Hannes, der in seiner russischen Uniform seitlich von uns lief und uns gegen Überraschungen sicherte.

Der Weg führte am Felshang hinauf und bereitete einige Mühe. Stephan versicherte uns, daß es bald besser werden würde. „Kein Soldat hier“, behauptete er, „kein Haus.“

Hinter uns versank das Dorf, von fern vernahmen wir den Lärm der Straße durch den Kaukasus.

„Ob die uns noch immer suchen?“ erkundigte sich Hein Breuer. „Morgen früh werden die den Wagen im Abgrund entdecken.“

Das konnte uns eigentlich nicht mehr gefährlich werden, denn der „Iwan“ nahm wohl an, Landsleute wären mit dem Armeelastwagen unterwegs gewesen.

Wir erreichten das Hochplateau und sahen uns hier erst einmal um. Zum Greifen nah reckte sich der Fünftausender vor uns auf. Seine Brüder sahen wie Zwerge vor einem Riesen aus. Weit und breit war kein Lichtschein zu sehen. Die Spitze des Elbrus lag in dichtem Nebel. Jetzt war es Mitternacht. Wenn wir uns ranhielten, konnten wir im Morgengrauen die Stadt bereits erkennen.

Der Pfad auf dem Hochplateau

schlängelte sich zwischen den großen Felsblöcken hindurch.

Mir bereitete mein linkes Bein Schmerzen, doch ich biß die Zähne fest aufeinander. Die anderen sollten es nicht merken. Deutlich sah ich das Ziel vor meinen Augen. Da durfte ich nicht schlappmachen.

Stephan kam zu mir an die Spitze. „In knapp drei Stunden können wir die Stadt erreicht haben“, sagte er. „Hier oben können wir ungehindert gehen. Das ist ein alter Hirtenpfad.“

Trotzdem durften wir die Vorsicht nicht außer acht lassen. Die Russen konnten zwar nicht mit unserer Anwesenheit rechnen, doch sie sorgten dafür, daß sich von der Zivilbevölkerung niemand von seinem Platz entfernte, bevor der Befehl dazu kam.

Hein Breuer löste mich an der Spitze ab. Ich ließ die ersten Kameraden herankommen und ging mit ihnen weiter.

Burgsmüller reichte mir seine Pfeife. „Wie lange müssen wir noch tipeln?“ fragte er. „Vielleicht kommen wir schon zu spät. Der ‚Iwan‘ bringt ja fast alle seine Kräfte zurück. Dann werden die Unseren schnell vorstoßen.“ Darüber machten wir uns alle Gedanken. Warum nahm der Russe seine Truppen von der Front zurück? Wollte er uns wirklich in den Kaukasus hineinlocken, in ein Gebiet, welches wir mit unseren schwachen Kräften nicht halten konnten?

Plötzlich stieß ich gegen einen Mann, der vor mir auftauchte. Es war Hein Breuer.

„Russen!“ flüsterte er mir zu. Keine 200 Meter vor uns befanden sich Russen. Wir gingen in die Hocke und lauschten. Auch das noch! Es konnten Zivilisten sein, die sich in die Felsen zurückgezogen hatten. Doch daran wollte ich nicht recht glauben.

Hammerstein ging mit Hein vor. Sie sollten die Lage peilen.

Wir brachten uns in Deckung und warteten. Stephan sah mich unsicher an. Er konnte nichts dafür, denn die Russen mußten erst in den letzten Tagen die Hochebene aufgesucht haben. Bei uns knisterte die Spannung. Sollten wir dicht vor dem Ziel aufgehalten werden? Keiner von uns sprach ein Wort.

Als Hein mit Hammerstein zurückkehrte, richtete ich mich auf.

„Pech. Eine Flakstellung. Ich habe drei Geschütze gesehen. Wir kommen da nicht vorbei, sie haben Posten aufgestellt.“

Ich rief die Gruppenführer zu mir heran, um mit ihnen die neue Lage zu besprechen. Guter Rat war teuer. Wir hätten es vielleicht wagen können, die Flakstellung zu überraschen. Aber waren wir sicher, daß sich nicht noch eine größere Einheit der Russen in der Nähe befand?

Klaes hielt es für geraten, umzukehren und einen anderen Weg zu suchen.

Ich dachte an die Leute. Sie sollten nicht total erschöpft Effentucki erreichen. Darum lehnte ich diesen Vorschlag ab.

Stephan, den ich mit herangerufen hatte, erklärte, daß es sonst nur noch die Straßen nach Effentucki gab.

„Dann rein und die Russen im Schlaf überwältigt. Wir werden uns von denen doch nicht stören lassen.“ Hein war in Fahrt geraten. „Die Posten müssen wir eben geräuschlos nehmen.“

Doch Hein fand nicht meine Zustimmung. Wir konnten es uns nicht leisten, so dicht an der Stadt einen Stoßtrupp zu unternehmen. Wenn nur einer der Russen entkam, waren wir erkannt.

Wir waren zu keinem Ergebnis ge-

kommen, als ein Umstand eintrat, mit dem wir nicht gerechnet hatten.

Bei den Russen gab es Alarm.

Waren wir entdeckt? Durch das Glas beobachtete ich die Stellung. Die Russen kurbelten an den Spritzen. Nun hörten auch wir das tiefe Brummen. Deutsche Bomber flogen über den Kaukasus hinweg ihr Ziel an, um im ersten Morgengrauen ihre Bomben abzuwerfen.

Als die ersten Granaten die Rohre der russischen Flakgeschütze verließen, sah ich unsere Chance.

„Los, angreifen! In dem Feuerlärm werden die Feuerstöße der MPi kaum gehört werden.“

Der Zug erhob sich geräuschlos. Im Mündungsfeuer konnten wir das Zeltlager der Russen erkennen. Wir kamen rasch näher. Vor einem Zelt stand ein Offizier und leitete das Feuer. Unsere Bomber flogen in 6000 Meter Höhe und waren durch die Wolkendecke nicht auszumachen.

Die Russen rechneten nicht mit einem Angriff. Sie befanden sich weit hinter der Front und fühlten sich in Sicherheit. Nur ein Posten stand noch am E-Messer.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel brachen wir in die russische Flakstellung ein. Ich nahm mir den Offizier vor. In unserem Feuer brachen die Russen an den Geschützen zusammen. Der Offizier griff zur Pistole. Da drückte ich ab. Er fiel langsam auf die Seite.

Da sah ich den Mann vor dem Feldfernsprecher im Zelt sitzen. Er wollte an der Kurbel drehen. Ein Feuerstoß ließ ihn zusammenbrechen. Er hatte keinen Alarm mehr geben können.

Nicht einer der Russen war uns entkommen. Ich riß die Strippen aus dem Feldfernsprecher.

Meine Kameraden hatten ganze Ar-

beit geleistet. Hein, der ein wenig von Flakgeschützen verstand, öffnete die Verschlüsse und machte sie unbrauchbar. Diese Geschütze würden nicht mehr auf unsere Kameraden von der Luftwaffe schießen.

Die Sache war glattgegangen. Wir packten die Russen und legten sie in die Zelte. Einige waren nur verwundet, sie hatten noch nicht begriffen, was vorgefallen war. Unsere Dolmetscher quatschten Russisch, und die anderen ließen sich vor den Verwundeten nicht blicken.

Durch das Glas beobachtete ich die Umgebung. Nichts Verdächtiges war zu sehen.

„Weiter!“ befahl ich. Einige der Landser organisierten im Lager der Russen. Johannes Göschel entdeckte eine Kiste mit Wodka. Drei Flaschen versteckte er in seinen Taschen. War das plötzliche Verstummen der Flakgeschütze aufgefallen? Stephan führte uns weiter. Er meinte, in zwei Stunden würden wir am Ziel sein. Ich rechnete mit mehr Zeit, denn wir mußten uns nach dem Langsamsten im Zug richten.

Glücklicherweise hatten wir unsere Munitionsvorräte in der Flakstellung auffüllen können.

Hein Breuer bot mir eine Flasche an. „Ausgezeichneter Wodka. Die ‚Iwans‘ brauchen den nun nicht mehr. Hannes hat noch ein paar Flaschen.“

Absichtlich zwang ich den anderen ein scharfes Tempo auf. Ich wollte so schnell wie möglich aus der Nähe der zerstörten Flakstellung kommen. Wahrscheinlich herrschte bei der übergeordneten Dienststelle allerhand Verwirrung, das Ausbleiben des Feuers und die zerstörte Telefonverbindung mußten doch auffallen. Ich ließ Gerhard Winkler nach hinten sichern. In dem von vielen Felsbrocken

übersäten Gelände waren wir nur schwer zu erkennen.

Erst nach einer Stunde beruhigte ich mich. Wir waren weit genug von der Flakstellung entfernt. Im Osten zeigte sich der erste helle Streif des neuen Tages. Nun konnten wir die ganze erhabene Schönheit des Elbrus vor uns sehen. Auf beiden Gipfeln leuchtete das ewige Eis. Durch das Glas konnte ich den dunklen Punkt unterhalb des höheren Gipfels erkennen: die Wetterstation. Sie war bereits mehrmals von unseren Bombern angegriffen worden. Über ihr wehte die rote Fahne.

Wir kamen überein, noch eine Stunde zu marschieren. Auf dem Hochplateau waren wir sicher. In der Ferne sahen wir die Stadt: Effentucki!

Stephan kannte den Weg, der von der Hochebene hinunterführte. Doch ich wagte nicht, am Tag mit meinen Leuten mitten durch die Gegend zu spazieren.

Da es mir hier oben zu unsicher war, suchte ich nach einem Versteck in einem der vielen Täler.

Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, kam Kola Bauer zu mir.

„Ich gehen“, sagte er und gab mir seine Maschinenpistole. Dabei versuchte er zu lächeln. „Unsinn“, sagte ich ihm, „du kannst nicht ohne uns gehen. Wenn dir etwas passiert, dann wird ...“

„Laß ihn gehen“, brummte Hein. „Er kann sich umsehen. Vielleicht stehen die Wagen schon gar nicht mehr auf dem Abstellgleis. Einen Jungen werden sie doch passieren lassen. Außerdem kann er nach einem Weg suchen, auf dem wir in die Stadt gelangen können.“

Nur ungern gab ich meine Einwilligung. Wir hatten die Russen beunruhigt. Sie würden die Kontrollen ver-

stärken und jeden anhalten. Doch auch Stephan legte für Kola ein Wort bei mir ein. „Er wird nichts auf eigene Faust unternehmen.“

Ich schaute Kola an. Er hatte uns einmal enttäuscht. „Du mich lassen gehen“, bettelte er. „Ich schauen nach Mama und Mira.“ Für mich stand fest, Kola würde gehen, mit meiner Erlaubnis oder ohne sie. Es war auch für uns wichtig zu erfahren, was sich in der Stadt abspielte. „Meinetwegen verschwinde“, sagte ich. „Aber komm wieder, Kola“, setzte ich leiser hinzu.

Der Junge steckte sich ein Stück Speck in die Tasche. Wie ein Reh sprang er davon. Ich ging die Posten ab, die sich hinter Steinen ein Schußfeld geschaffen hatten. Alles schien ruhig.

Vor Einbruch der Dunkelheit konnten wir unser Versteck unmittelbar vor Effentucki nicht verlassen. Ich hatte einen Platz gefunden, von dem aus ich die drei Straßen beobachten konnte. Der Verkehr von Norden wurde um die Stadt geleitet. Überall standen Posten und hielten die Fahrzeuge an. War dies unser Erfolg? Der „Iwan“ zog viele Truppen zurück. Panzer, Sturmgeschütze, Mörser rollten nach Osten.

Dazwischen vollbesetzte Armee-lastwagen, auf denen wie Trauben die Russen hingen.

Panjewagen, mit Säcken hochbeladen, zuckelten nach Effentucki hinein. Sie brachten Nachschub für die Proviantlager. Von Kola sah ich nichts mehr! Hoffentlich kommt er durch! dachte ich.

Bei Effentucki lag ein Feldflugplatz. Ich konnte die Schlachtflugzeuge aufsteigen sehen. Nur ein Teil von ihnen

kehrte zurück. Unsere Luftwaffe holte sie herunter. Kurz vor Mittag kamen aus der Wolkendecke Stukas. Im Glas konnte ich sie deutlich erkennen. Sie suchten den russischen Flugplatz heim. Heulend fuhren die dicken Brocken ins Ziel. Vergeblich versuchte die russische Flak, Sperrfeuer zu schießen. Unsere Kameraden kamen beim ersten Anflug heil durch, zogen hoch und verschwanden in der Wolkendecke.

Hein Breuer wollte mich in dem luftigen Beobachtungsstand ablösen und wurde so ebenfalls Zeuge des Angriffs unserer Stukas. Ein lahmgeschossener „Schlächter“ strich über uns hinweg. Er zog eine Rauchfahne hinter sich her.

Der „Schlächter“ verlor an Höhe. „Der schlägt auf“, meinte Hein. „Für den ist der Krieg aus. Warum springt er nicht rechtzeitig ab?“

Keine zwei Kilometer entfernt bohrte sich das Schlachtflugzeug in den Fels. Eine heftige Detonation ließ die Erde beben. Hundert Meter hoch stand die schwarze Rauchwolke über dem Absturzplatz.

Unsere Stukas stießen zum zweiten Bombenabwurf durch die Wolkendecke. Die russische Flak versuchte sie herunterzuholen; aber vergebens. Zu schnell waren unsere Vögel. Die Bomben wühlten den Feldflugplatz um und vernichteten alle Hallen. Noch lange standen dunkle Wolken über den Bergen und verdeckten uns die Sicht auf den Elbrus.

Ich begab mich zu den anderen und überließ Hein Breuer das Glas. Kawulka und zwei andere spielten Skat. Wie im tiefsten Frieden. Der Ostpreuße war ein ausgezeichnete Skatspieler, und er hätte seine Mitspieler bis auf das Hemd ausgezogen, wenn er genügend Zeit gehabt hätte. Stephan saß

für sich allein und hielt die Augen geschlossen.

Die Posten wurden stündlich abgelöst, damit jeder einmal an die Reihe kam.

Gerhard Winkler kam zu mir herangeschlendert und nahm an dem Felsen Platz. „Hast du die Gräben gesehen?“ erkundigte er sich. „Für was die gut sein sollen, möchte ich auch einmal wissen. Da lassen die Russen Frauen und Kinder mit Hacke und Schaufel wühlen, und so ein Graben hält uns nicht einmal zehn Minuten auf.“

Mehr als hundert Frauen, Kinder und alte Männer waren damit beschäftigt, einen vier Meter breiten Graben auszuheben. In kleinen Körben wurde die aufgebrochene Erde in einer Kette weitergereicht. Russische Soldaten mit umgehängten MPi standen hinter den Arbeitenden und trieben sie an.

„Dawai²²⁾! Dawai!“

Bis dicht an die erste Straße heran führte der Panzergraben.

Winkler deutete auf eine Gruppe von Offizieren, die Fähnlein ins Gelände steckten. „Die teilen wohl die Pakgeschütze ein“, meinte er. „Junge, wenn ich mir vorstelle, daß die hier eine neue HKL²³⁾ aufmachen, dann kommt mir die Galle hoch.“

Ich winkte ab. Auf der Straße waren Löcher aufgerissen worden. Für die Minen.

In diesen Minuten bereute ich, ohne Verbindung mit unseren Leuten zu sein. Doch wir hatten darauf verzichtet, da wir wußten, wie ausgezeichnet die Funkabwehr der Russen war. Wir wollten so geräuschlos wie nur möglich das Hinterland durchqueren.

Wir blieben den ganzen Tag über ungeschoren und konnten die Straßen vor Effentucki beobachten. Am späten

Nachmittag rief mich Hein heran. Er reichte mir das Glas und ließ mich einen Blick auf das Straßendreieck werfen. Dort fuhren mehrere Panzer in Stellung. Sie wurden mit Tarnnetzen bedeckt. „Sieht so aus, als wenn der ‚Iwan‘ ausgerechnet hier eine Aufgangstellung vorbereiten würde. Dann werden wir es sehr schwer haben.“ Der „Iwan“ fuhr nur Panzer älterer Bauart in die ausgehobenen Gruben. Die Rohre strichen gerade noch aus dem Loch. Aus der Luft waren diese Stellungen kaum zu sehen.

Die Schatten wurden immer länger. Auf dem Feldflugplatz wurde fieberhaft gearbeitet. Viele hundert Hände trugen Erde und kleine Steine herbei, um die tiefen Bombentrichter einzuebnen und eine Startbahn zu schaffen. Nur eine Maschine hatte den Stukaangriff heil überstanden. Neun lagen zerstört am Boden.

Von Kola war noch nichts zu sehen. Ich machte mir Sorgen um ihn. Kola wollte spätestens während der Dämmerung zurück sein.

In unserem Lager war es ruhig geworden. Alle wußten, daß uns für diese Nacht wohl das Schwerste bevorstand. Doch Angst kannte keiner. Wir standen ja nicht das erste Mal im Kampf.

„Er kommt!“

Hein hatte ihn entdeckt. Kola kletterte in den Felsen hoch. Er war völlig erschöpft. Stephan nahm ihn an der Schulter und ließ ihn sich setzen.

„Hast du sie gesehen?“

Kola Bauer nickte. „Sie sind noch alle da“, sagte er. „Nur Männer ... fort.“

Ich nahm eine Zigarette, brannte sie an und schob sie Kola zwischen die Lippen. „Nun ruh dich aus“, sagte ich. „Wir gehen erst in einer Stunde.“ Bis auf die Posten saßen wir alle um den

Jungen. Was hatte er in der Stadt beobachten können?

Kola rauchte dicke Wolken. Er war heilfroh, uns wieder erreicht zu haben. So einfach war es nicht für ihn gewesen, man wollte ihn zum Grabenbau zwingen. Stockend berichtete Kola uns, was er alles gesehen hatte. In der Stadt selbst gab es nur wenig Militär. Einige Stäbe und ein paar Lazarette, die jedoch geräumt wurden. Die Truppen standen vor der Stadt meist in Bunkern untergebracht. Alle Fahrzeuge wurden zum Transport von Lebensmitteln eingesetzt. Aus den umliegenden Dörfern wurden alle Vorräte in die Stadt gebracht.

Der Junge hatte ausgezeichnet beobachtet. Auf die Deutschrussen kam er zuletzt zu sprechen.

„Alle Männer sind an den Gräben“, berichtete er. „Sie kommen abends in die Waggons zurück. Die Frauen müssen in den Wagen bleiben. Ich habe Mira gesehen.“

Ich wußte, was das für ihn bedeutete. Kola hatte sich so nah an die Wagen herangewagt, daß er seine Schwester erkennen konnte.

„Viele Rußki Soldatt, nix gut“, stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Das Mira mir sagen. Ich ihr Antwort geben, sein bald alles gut.“ Kola rauchte, bis die Glut seine Lippen erreichte. Erst dann drückte er die Zigarette aus.

„Kola, hast du einen Weg gefunden, den wir gehen können?“

Er schaute mich an und lächelte. „Da können gehen. Rußki Soldatt sein dumm. Stehen an Straße. Du gehen mit mir.“

Noch war er zu erschöpft. Ich beschloß, noch eine Stunde zu warten. Die Stadt konnten wir in knapp sechzig Minuten erreichen. Der Fahrzeugverkehr war etwas langsamer geworden, da die Wagen ohne Licht fahren

mußten. Deutsche Bomber befanden sich über den Wolken. Irgendwo in der Ferne fielen Bomben. Mindestens zehn Kilometer von uns entfernt.

Plötzlich fiel Kola noch etwas ein. „Ich sehen deutsche Soldatt. Nicht viel, fünf.“ Er hob seine Hand, um mir anzuzeigen, wieviel er gesehen hatte. „Nix Uniform wie du, blau.“ Also Flieger. Das war bitter, denn die Russen gingen mit den Kameraden der Luftwaffe nicht gerade sanft um.

Kola wußte, wo die Russen unsere Kameraden untergebracht hatten.

„Da sollten wir mal Schicksal spielen“, sagte Hein Breuer. „Die holen wir heraus!“

Er war angriffslustig und übersah, daß wir nur eines tun konnten: entweder die Flieger oder die Deutschrussen befreien. Meine Entscheidung fiel mir sehr schwer. Kola wußte uns Einzelheiten über die Flieger zu berichten. Man hatte sie mitten durch die Stadt geführt. Doch die Zivilisten reagierten nicht so, wie die Russen erwartet haben. Keine Steine wurden auf die deutschen Flieger geworfen, niemand spuckte sie an, es fielen keine gehässigen Worte.

Die Kaukasier taten den Russen nicht den Gefallen, die gefangenen Deutschen anzufallen.

Darum hatte man sie in ein ehemaliges Hotel gesperrt.

Meine Kameraden wußten nun, was uns bevorstand, wenn wir in die Hand der Russen fielen.

Noch hätten wir umkehren können. Es gab viele Argumente für ein solches Verhalten. Ein ganzes Regiment lag vor Effentucki; mit schweren Waffen, uns weit überlegen. Doch keiner dachte daran aufzugeben.

Ich ließ Kola in Ruhe. Er war den ganzen Tag auf den Beinen gewesen.

Der Junge war zäh, doch seine Kräfte waren begrenzt.

Stephan wußte nun, daß seine Familie noch beisammen war.

Hannes Gröschel opferte eine der in der Flakstellung erbeuteten Flaschen Wodka. Wir konnten ihn gut gebrauchen. Denn nun hieß es, sich mitten durch eine zusammengeballte Truppe zu pirschen.

Gegen 22 Uhr gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Hammerstein blieb neben mir an der Spitze unseres Zuges. Der Weg in die Tiefe war nicht so einfach. Wir gingen dicht aufgeschlossen und hielten die MPi schußbereit. Stephan lief hinter mir. Wir erreichten einen schmalen Weg, der auf das Straßendreieck zuführte. Wir warteten, bis alle herangekommen waren. Die in russischen Uniformen nahmen uns in die Mitte. Hammerstein blieb an der Spitze. Er mußte reden, wenn wir angehalten werden sollten.

Ich nahm Kola an der Hand. Er sollte uns nicht verlorengehen. Wir bogen nach links aus, wo wir die Pferdefuhrwagen knarren hörten. Alle hundert Meter stand ein Posten. Immer wieder blitzten für Sekunden Taschenlampen auf.

„Junge, da liegen Spaten!“ hörte ich Hannes Gröschel sagen. Blitzschnell kam mir eine Idee. Vor einer halben Stunde waren über diese Straße die letzten Arbeitskommandos nach Effentucki eingerückt.

„Spaten aufnehmen“, sagte ich. „Hammerstein, wir sind eine einrückende Kolonne vom Grabenbau. Klar? Ihnen wird schon etwas einfallen.“ Unsere Waffen waren unter den Kitteln versteckt. Vielleicht konnten wir es schaffen. Zwischen zwei Posten betraten wir die Straße und marschierten ganz außen. Vor uns rumpelte ein Wagen mit vollen Getreidesäcken.

Kola neben mir hielt die Schaufel in der Hand. Er lachte mich an.

„Müden Eindruck machen!“

Sofort beugten alle den Rücken. Der erste Posten kam in Sicht. Er erkannte den Offizier und nahm Haltung an. Hammerstein wechselte ein paar Worte mit ihm und ließ uns vorbeiziehen. Dem Posten fiel nichts an uns auf. Hammerstein holte uns wieder ein und lief neben mir weiter.

„Der Mann fühlt sich auch nicht wohl auf Posten. Wir schaffen es.“

Noch drei Posten passierten wir, frech auf der Straße marschierend. Es ging etwas zu glatt, und ich wartete immer noch auf eine Panne. Keiner von uns sprach. Wir gaben uns die allergrößte Mühe, einen „Sauhaufen“ darzustellen und nicht durch die preußische Disziplin aufzufallen. Endlich tauchten die ersten Häuser von Effentucki vor uns auf. Hier wurden noch einmal alle Wagen überprüft.

„Runter von der Straße!“

Wir verschwanden rechts von der Straße und arbeiteten uns vor bis zu einem Garten.

Hinter dem morschen Holzzaun sammelten wir uns. Keiner war zurückgeblieben. Kola, der die Stadt kannte, beschrieb mir den Weg zum Rangierbahnhof. Hein sicherte nach allen Seiten. In dem kleinen Haus, an dem wir lagen, brüllte ein Betrunkenner. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Ein breiter Lichtschein fiel in den Garten. In hohem Bogen flog ein betrunkenener Soldat auf uns zu. Im gleichen Augenblick begann ein Mann in der Nähe zu brüllen „Licht aus“, übersetzte Hammerstein. Drei Schüsse peitschten auf die helle Tür. „Weg!“ zischte ich den Kameraden zu. Gleich würde allerhand los sein an diesem Haus. Blitzschnell tauchten wir in der dunklen Gasse unter.

„Stoi!“

Zu spät! Einer verlor die Nerven und schoß. Der russische Posten brach mit einem Stöhnen zusammen.

„Mir nach!“ Ich sprang über eine Mauer und duckte mich.

Hinter uns wurde es lebendig. Ich konnte nicht sehen, ob alle von uns zusammenblieben. Göschel, Klaes und Hein verfluchten den Landser, der seine Nerven verloren hatte. Von allen Seiten her kamen die Russen, die sich nach der Ursache der Schießerei erkundigen wollten. Mit Deutschen rechneten sie nicht, aber mit einem betrunkenen Soldaten. Das war noch unser Glück!

Nur zwanzig waren mir gefolgt. Kola fehlte, mit ihm zehn andere. Ich konnte nicht auf sie warten, denn die Russen suchten den Schützen, der den Posten umgelegt hatte. Ungefähr wußte ich, wo der Rangierbahnhof lag. Stephan trat zu mir. Er wollte auf Kola warten. Doch ich widersprach ihm. „Du bleibst bei uns. Kola wird sich mit den anderen zum Rangierbahnhof durchschlagen. Ich bin sicher, daß sie es schaffen.“

Wir krochen hinter den Häusern herum und gingen den zahlreichen Russen aus dem Weg.

Hammerstein entdeckte eine dunkle Gasse. Wir liefen einzeln über die Straße. Jeden Augenblick konnte eine Streife auftauchen. Doch das Glück war auf unserer Seite. Wir blieben zusammen und konnten ungeschoren die Schienen erreichen. Stephan deutete nach links. Dort irgendwo mußte das Rangiergleis sich befinden.

Vorsichtig gingen wir weiter vor. Einmal kam uns ein Lastwagen mit abgeblendeten Lichtern entgegen.

Wir warfen uns hinter den Damm und hielten den Atem an. Die Gefahr, entdeckt zu werden, ging noch ein-

mal an uns vorüber. Niemand hatte uns gesehen.

Aus der Nacht tauchte vor uns der Lokomotivschuppen auf. Er war von mehreren Bomben getroffen worden und stand leer. „Hierbleiben“, flüsterte ich Hein zu und kroch über die Schienen. „Ich komme mit“, hörte ich eine Stimme neben mir. Es war Kawulka, der mich nicht allein gehen lassen wollte.

Zweihundert Meter vor dem Lokschuppen entfernt waren Arbeiter dabei, die schweren Bombenschäden zu beseitigen. Sie verlegten neue Schienen. Wir konnten das Klirren des Stahls hören und bewegten uns wie Schlangen zwischen den Schienen vorwärts.

Einmal sah ich in letzter Sekunde ein Pärchen an der Schuppenwand auftauchen. Kawulka hielt mich an den Beinen fest. „Pscht!“ Das Pärchen störte unser Vorhaben. Der Soldat schien angetrunken zu sein. Hoffentlich steht der nicht hier auf Posten! sagte ich mir. Zehn Minuten mußten wir auf dem harten Schotter liegenbleiben. Erst dann entfernte sich das Paar. Wir warteten noch ein paar Minuten, ehe wir weiterkrochen.

Die Bomben unserer Stukas hatten gewaltige Löcher gerissen.

Mehrere Lokomotiven, die im Schuppen bei dem Bombenangriff standen, waren wie von einer Riesenfaust umgestoßen worden. Kawulka blieb neben den Trümmern des Eingangs liegen und sicherte mich. Der Lokschuppen kam mir wie gerufen. Ich wußte, daß wir dort viele Verstecke finden konnten. Es hielt sich niemand hier auf. Ich durchsuchte die Winkel und fand einen halbverschütteten Kellereingang. Der Schutt ließ sich leicht beiseite räumen. Vor mir lag eine Treppe. Kawulka stand hinter

einer halbzerstörten Mauer und beobachtete die Gegend.

Der Keller war für unsere Absicht wie geschaffen. Wir hatten selten so viel Glück in einer Strähne gehabt wie bislang.

Von hier aus konnten wir die Befreiung der Deutschrussen vorbereiten. Einige Kellerlöcher ließen sich leicht freilegen, wie ich feststellte.

Ich kroch zurück und schickte Kawulka zu den Kameraden. Sie kamen einzeln über die Schienen und brachten einen „Iwan“ mit, der ihnen betrunken in die Hände gelaufen war. Er gehörte einer Pioniereinheit an und hatte sich heimlich von seiner Einheit entfernt, um eine Matka aufzusuchen.

Hammerstein unterhielt sich mit ihm. Der „Iwan“ wußte noch nicht, wer ihn da angehalten hatte.

Wir begaben uns in den Keller, nachdem ich drei von uns auf Posten geschickt hatte.

Den Russen überließ ich Hammerstein, der ihn geschickt aushorchte. So erfuhren wir, daß die Einheit des Soldaten in der Nacht in Effentucki Quartier bezogen hatte. Sie sollte am nächsten Morgen weiterfahren.

Dem angeblichen Leutnant der Roten Armee verriet er eine ganze Menge. Wir hörten, daß Armawir in unsere Hand gefallen war, demnach waren unsere Kameraden auch ohne uns erfolgreich gewesen. Der „Iwan“ hatte vor den Deutschen einen Heidenrespekt. Das erste Mal lernte er sie bei Stalino kennen, wo sie ihm das Laufen beibrachten. Seither fühlte er sich wohler, wenn er weiter hinter der Front eingesetzt wurde. Er war so betrunken, daß er nicht einmal unseren abenteuerlichen Aufzug sah.

Die Posten wurden stündlich abgelöst, und wir machten uns mit der Örtlichkeit vertraut.

Im Falle einer Entdeckung konnten wir uns einigeln. Wir waren jetzt alle mit MPi bewaffnet und besaßen genügend Munition. Außerdem verfügten wir über eine größere Anzahl Handgranaten.

Mir machte das Ausbleiben der anderen große Sorge. Ich setzte meine Hoffnungen auf Kola, der sie in die Nähe des Bahnhofs führen konnte.

Die Posten meldeten lebhafte Bewegung auf den Schienen. Lastwagen fuhren an eine Holzrampe und wurden in Windeseile entladen. Ich überzeugte mich selbst. Es bereitete sich etwas vor. Undeutlich konnte ich die Güterwagen auf dem Gleis wahrnehmen.

Hein wollte auf „Erkundung“ gehen, doch ich hielt ihn davon ab. Die Russen durften nicht erfahren, daß sich weit in ihrem Hinterland deutsche Landser aufhielten.

Ich wies die Posten an, jede verdächtige Sache sofort zu melden, und begab mich in den Keller. Meine Kameraden hatten es sich bequem gemacht, sogar eine Skatrunde hatte sich zusammengefunden. Kawulka kibitzte, mit ihm wollte keiner spielen, seitdem er Busch glatte hundert Mark abgeknöpft hatte.

Obwohl wir auf einem Pulverfaß saßen und an die Kameraden dachten, kam keine Grabesstimmung auf. Pünktlich wurden die Posten abgelöst.

„Kola und die anderen sind im Gelände!“

Wie elektrisiert sprang ich auf. Sollten sie uns wirklich gefunden haben? Ich stürmte nach oben und warf mich neben dem Posten nieder, der Kola gesehen hatte. Sie wußten, wo wir lagen, aber sie konnten nicht über die Gleise, da die Russen die erste Lok einsetzten und die wieder hergerichteten Gleise langsam abfuhren.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Wä-

ren die Kameraden den Russen in die Finger gefallen, wäre unser Vorhaben beendet gewesen. Die Russen ließen die altertümliche Lok im Schritt vorüberrollen. Endlich bot sich eine Gelegenheit für die Kameraden, zu uns herüberzukommen. Auch sie waren heilfroh, uns gefunden zu haben. Denn allein fühlten sie sich hundeelend in der von Russen wimmelnden Stadt.

Ich begab mich mit ihnen in den Keller und ließ mir von ihnen berichten. Sie hatten sich an Kola gehalten, der die Stadt kannte.

„Wir hätten unterwegs eine Reihe von Offizieren hochnehmen können“, erzählten sie. „In Effentucki haben sich mehrere Stäbe eingenistet. Die hätten vielleicht Augen gemacht, wenn sie unter unsere Kaftane geschaut hätten. Kola hat uns auch das Haus gezeigt, in dem die Flieger untergebracht sind. Zwei Posten stehen davor. Mit denen sollten wir fertig werden.“

Schaper schien von mir eine Entscheidung zu erwarten. Doch ich konnte unsere schwache Truppe nicht in Gefahr bringen. Bevor ich die Möglichkeiten zur Befreiung der Deutschrussen nicht kannte, durfte ich keineswegs an die Fliegerkameraden denken.

Kola machte kein Aufheben um seine Leistungen. Wie selbstverständlich hatte er uns aufgespürt, obwohl es doch noch viele andere Verstecke in der Nähe des Rangierbahnhofes gab.

„Wir sprechen darüber, wenn wir uns klar sind, wie wir die Leute aus dem Zug holen“, sagte ich, und alle gaben mir recht.

Als der neue Tag heraufzog, verstärkte ich die Posten. Es konnte sein, daß einer der Russen auf Materialsu-

che in den Lokschuppen kommen würde. Ich suchte mir einen Platz zwischen den halb herunterhängenden Laufschiene des Kranes, von wo aus ich den Rangierbahnhof überblicken konnte. Hinter ein Blechschild geduckt, konnte ich mich mit der Örtlichkeit vertraut machen.

Hein Breuer stand hinter mir.

Keine 250 Meter von dem Lokschuppen entfernt standen die Güterwagen, die von russischen Soldaten bewacht wurden. Von den Deutschrussen sah ich vorerst nichts. Sie wurden in den Waggons gehalten. Vor ihnen liefen die Posten mit den MPi in den Händen umher. Sämtliche Türen waren geschlossen.

Die in der Nacht beladenen Wagen standen an der Holzrampe. Auch hier Soldaten.

Es sah auf den ersten Blick nicht gut aus. An die Wagen mit den Deutschrussen war nur schwer heranzukommen. Sie standen auf einem Gleis, welches von einem Drahtzaun umschlossen war.

Die einzige Lok, die ich sah, befand sich in Reparatur. Männer in schwarzen Kitteln arbeiteten verbissen.

Ich richtete mich hinter dem Blechschild ein und nahm das Glas vor die Augen.

Auf der Umgehungsstraße, die ich erkennen konnte, fuhr Wagen an Wagen. Es sah nicht nach einem überstürzten Rückzug aus. Ganz im Gegenteil. Der Rückzug war geordnet, lief wie ein Uhrwerk, und das war die große Überraschung für mich.

Im Glas konnte ich die schweren Waffen erkennen, die nach Osten rollten.

Hein Breuer hockte zwischen den Trümmern.

Ich beobachtete die Bewegungen im Rangierbahnhof. Nichts entging mir.

Unsere Aussichten, die Deutschrussen zu befreien, schätzte ich nunmehr geringer ein. Die Russen hatten sie abgefordert und bewachten sie scharf.

Für die Russen waren diese Menschen ihrer Abstammung wegen gefährlich. Obwohl fast alle in Rußland geboren waren, bewahrten sie sich ihre deutsche Eigenart. Das war mit ein Grund, weshalb sie aus der Gefahrenzone gebracht wurden. Unter unmenschlichen Bedingungen, wie ich selbst sehen konnte. Gruppenweise wurden die Frauen und Kinder aus den Wagen gelassen. Die Posten trieben die Frauen mit heftigen Stößen zu einem Gebäude, welches am Ende des Drahtzaunes stand.

Sie blieben zehn Minuten dort. Inzwischen wurden die Frauen und Kinder des zweiten Wagens herausgeholt. Ich sah die Mütter, die ängstlich ihre Kleinsten an sich preßten und den Fausthieben der Soldaten zu entgehen suchten. Nicht immer gelang es. Wagen um Wagen wurde in regelmäßigen Zeitabständen geleert. Die Soldaten unterließen es nicht, die leeren Wagen gründlich zu durchsuchen.

Gegen elf Uhr ließ ich mich von Klaes ablösen und begab mich mit Breuer in den Keller. Ich konnte ihm keine erfreulichen Mitteilungen machen. Mir war nicht klar, wie wir an die Deutschrussen herankommen sollten. In groben Zügen erklärte ich ihm alles. „Wir können doch nicht mit den Russen anbinden, sonst bekommen wir es mit der ganzen Armee zu tun.“

Kola hockte sich neben mir nieder. Er spürte, daß nicht alles nach Wunsch ging.

Da ich mich sehr elend fühlte, streckte ich mich aus. Aber einschlafen konnte ich nicht. Es war zuviel zu bedenken. Nach Effentucki waren wir nun gekommen, aber wie es weiterge-

hen sollte, das wußte ich nicht. Schaper druckste herum. „Nun pack schon aus“, sagte ich. „Du hast doch etwas auf dem Herzen.“

Er setzte sich neben mich.

„Stimmt“, gab er zu. „Die Flieger, die könnten wir herausholen. Weißt du, mein Bruder ist auch bei Hermann Görings²⁴⁾ Verein. Ihm kann ja das gleiche auch mal zustoßen.“

Schaper hatte sich Gedanken gemacht. „Ich verstehe dich“, sagte ich ihm. „Aber wir haben einen ganz bestimmten Auftrag angenommen. Den müssen wir durchführen. Wenn wir dann noch Gelegenheit haben, werden wir die Flieger herauspauken.“

Er schüttelte den Kopf. „Wir können sie früher herausholen. Der ‚Iwan‘ wird ja nicht wissen, daß wir uns in Effentucki aufhalten. Er wird auf Kaukasier tippen. Jetzt ist es noch möglich.“

Ich wollte nicht allein entscheiden und rief Hein Breuer hinzu. Wie ich befürchtet hatte, stimmte er Schaper zu. „Die Sache kannst du mir überlassen“, meinte er. „Ich bin sicher, wir können sie ohne Gefahr herausholen.“ Schaper grinste, denn nun hatte er Unterstützung gefunden.

„Gut, sprechen wir die Sache durch“, gab ich klein bei. Wir waren uns also einig. Bevor wir darangingen, die Deutschrussen zu befreien, wollten wir die fünf Kameraden der Luftwaffe herauspauken und mit uns nehmen.

Ich suchte sechs Leute aus, darunter Hammerstein.

Es meldeten sich mehr, als ich mitzunehmen gedachte. Hein Breuer mußte zurückbleiben und mich vertreten. Er knurrte, weil die Sache nach seinem Geschmack war.

Ich verwandelte mich in einen Sowjetsoldaten und gewöhnte mir an,

die blonden Haare unter dem Stahlhelm zu verbergen. Einige russische Flüche kannte ich auch.

In der Dämmerung meldeten die Posten, daß der in der letzten Nacht beladene Zug den Bahnhof verlassen wollte. Ich kroch nach oben, um alles aus der Nähe zu beobachten. Die altertümliche Lok stand unter Dampf.

„Wir hätten eine geballte Ladung in den Kessel werfen sollen“, brummte Winkler. „Jetzt hau’n die ab.“

Noch war es nicht soweit, die Lok fuhr noch einmal zur Kohlenhalde und blieb dort stehen. Als am Rand von Effentucki einige Geschütze zu feuern begannen, wußte ich, warum. Deutsche Flieger kreisten über der Stadt. „Mensch, wenn die uns jetzt ein paar Eier ins Nest legen“, brummte einer hinter mir. „Die können doch nicht wissen, daß wir hier unten sitzen. Kein angenehmes Gefühl im Magen.“

Die Bomben fielen auf die Straße und rissen tiefe Krater auf.

Immer wieder flogen die Bomber an. Eine Bombe fiel nur ein paar hundert Meter von uns entfernt in eine Fahrzeugschlange. Wir konnten die furchtbaren Verwüstungen deutlich erkennen. Nun war uns auch klar, weshalb der Zug den Bahnhof nicht verließ. Aus der Luft war das Feuer unter den Kesseln weithin zu beobachten. Wir ahnten nicht, daß dies für uns einmal Bedeutung haben sollte.

„Es wird Zeit“, sagte ich. „Solange die Bomber kreisen, haben wir freie Bahn.“

Sechs Mann erhoben sich. Wir glitten zwischen den Trümmern zum Ausgang.

An den Waggons mit den Deutschrussen herrschte Unruhe. Die eingespernten Menschen hörten das Krepieren der Bomben und wollten nicht in

den Wagen bleiben. Doch die Posten drohten mit Maschinenpistolen. „Verdammt Schufte“, klagte Klaes.

Wir überwandten geschlossen die Schienen und erreichten den schmalen Weg. Als ich mich nach meinen Begleitern umwandte, stellte ich fest, daß es einer mehr war.

„Kola, du bist wohl verrückt!“ schnaubte ich. „Du sollst doch zurückbleiben.“

Doch er lächelte nur. „Wer soll Weg zeigen? Mich werden sie nicht anhalten.“

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn mitzunehmen. Kola war nicht abzuschütteln.

Wir kannten die Eigenart der russischen Streifen. Hammerstein setzte sich an die Spitze. Hinter ihm lief ich. Am Schluß kam Kawulka. Sie sollten antworten, wenn wir unterwegs angesprochen würden. Kola wurde unser Schatten. Er lief neben uns her.

Die Maschinenpistolen vor der Brust, liefen wir los; wie eine russische Armeestreife mit einem Leutnant an der Spitze. Als einige Soldaten bei unserem Anblick von der Bildfläche verschwanden, grinnten wir innerlich. Unser Trick klappte. Wir begaben uns nicht unmittelbar zu dem Gebäude, in dem unsere Kameraden gefangengehalten wurden, sondern liefen um den Häuserblock herum, um festzustellen, ob sich eine für uns gefährliche Sachlage ergeben könnte.

Wir sahen einen russischen Personewagen. Der Fahrer saß hinter dem Steuer und wurde unruhig, als wir näher kamen. „Der hat bestimmt keine Papiere“, flüsterte mir Hammerstein zu. „Sollen wir uns nicht den Wagen holen?“

Ich mußte mich sofort entscheiden, denn wir befanden uns kurz vor dem Wagen. Der Fahrer duckte sich tief, so

als wollte er nicht gesehen werden. „Abgemacht!“ antwortete ich Hammerstein. „Wer übernimmt den Wagen?“

Klaes gab mir einen Wink.

Die Straße war menschenleer. Alle Fenster und Türen verdunkelt. Die Gelegenheit war günstig. Kawulka schob sich nach vorn, um Hammerstein zu unterstützen. Ich konnte nicht mit eingreifen, da ich mich durch die Sprache verraten hätte.

Hammerstein verlangte die Papiere des Fahrers. Als dieser nervös wurde und druckste, begann Kawulka ihn sich vorzunehmen. Die Antworten schienen Kawulka nicht zufriedenzustellen. Er öffnete die Wagentür und forderte den Soldaten auf, den Wagen zu verlassen.

„Es klappt, besser als wir erwarten konnten“, flüsterte mir Hammerstein zu. „Der fährt einen Major, der hier seine Freundin besucht. Vor zwei Stunden kommt der Major gewiß nicht heraus.“

Kawulka führte den Russen ab. Ich konnte dem Ostpreußen keine Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg geben, weil wir sonst erkannt worden wären. Klaes übernahm den Wagen und fuhr ihn bis an die nächste Straßenecke. Wir warteten auf Kawulka. Noch waren wir nicht aufgefallen.

Zwei Frauen stutzten, als sie uns sahen, dann überquerten sie eiligst die Straße und wichen uns aus. Sie mußten sehr schlechte Erfahrungen mit den Russen gemacht haben.

Der Ostpreuße kam zurück. „Habe ihn kaltgestellt. Vor einer Stunde wacht der nicht auf. Hier sind seine Klamotten.“ Er warf sie in den Wagen.

„Ran!“ sagte ich entschlossen.

Zwei Posten standen vor dem Gebäude, in dem unsere Kameraden untergebracht waren. Sie nahmen den

Dienst nicht so genau und lehnten neben dem Eingang. Erst als wir noch zehn Schritte von ihnen entfernt waren, nahmen sie die Zigaretten aus dem Mundwinkel.

Hammerstein blieb vor ihnen stehen und sprach sie an. Ich sah mich um. Nur der Wagen des Majors stand an der Ecke. Kola war zurückgeblieben. Die beiden Posten fielen aus allen Wolken, als wir ihnen die MPi auf die Brust setzten und sie entwaffneten.

Kawulka blieb vor dem Eingang stehen und spielte „Iwan‘ auf Posten“. Hammerstein flüsterte mir zu: „Im Keller. Es soll ein Posten bei ihnen sein.“

Wir drangen in das Haus ein, die Maschinenpistolen schußbereit in den Händen. Hammerstein bewachte die beiden Gefangenen und die Türen. Wir fanden den Kellereingang, und ich gab Rolf einen Wink. Der Posten, der die Gefangenen bewachen sollte, sah nur kurz auf. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank er nach dem Schlag mit dem Kolben der MPi zusammen. Bisher war alles gutgegangen. „Wo seid ihr?“ rief ich leise. Aus einem Keller kamen deutsche Laute. Glücklicherweise stak außen der Schlüssel. Ich drehte ihn herum und blieb, die MPi im Anschlag, stehen.

Unsere Fliegerkameraden erschrecken, als sie einen Russen mit schußbereiter Maschinenpistole vor sich stehen sahen. „Los, kommt mit, wir dürfen keine Zeit verlieren“, sagte ich. „Wir sind deutsche Landser.“ Die Kameraden trauten uns jedoch nicht. Sie hielten es für eine Falle der Russen.

Da begann Rolf hinter mir zu fluchen. „Hauen wir doch ab, Feldweibel. Wenn die so stur sind, lohnt es sich nicht, die Rübe hinzuhalten.“

Der Führer der Flieger sprang auf mich zu. „Ihr seid tatsächlich Deut-

sche?“ erkundigte er sich mit einem Hoffnungsschimmer in den Augen. „Ist die Front in der Nähe?“

Ich hatte wenig Lust, ihm jetzt einen Lagebericht zu geben. Jeden Augenblick konnte es einem „Iwan“ einfallen, in den Keller zu gehen und sich die Gefangenen anzusehen. „Das sollt ihr später erfahren“, gab ich dem Hauptmann zur Antwort. „Kommt hinter mir her, wir werden euch in Sicherheit bringen.“

Die fünf Flieger sahen den bewußtlosen Posten an und waren nunmehr fest davon überzeugt, daß wir Deutsche waren. Es blieb alles ruhig in dem Haus. Auf leisen Sohlen verließen sieben Deutsche den Keller und traten in den Hausflur. Hammerstein sah mich an. Was sollte er mit den „Iwans“ machen, die wir vor dem Haus überlistet hatten?

„Mitnehmen. Unterwegs werden wir sicher ...“

Kawulka hüstelte, und wir versteckten uns hinter der Tür. Schritte näherten sich. Wir hörten den Ostpreußen sprechen. Hammerstein runzelte die Augenbrauen. Da war etwas nicht in Ordnung. Ich nahm die MPi von der Brust und trat auf die Treppe.

Vor unserem wackeren Ostpreußen stand ein russischer Offizier und starrte finster meinen Kameraden an. Bevor er sich nach mir umdrehen konnte, stieß ich ihm die MPi in die Seite und forderte Kawulka auf, ihn zu entwaffnen.

„Verduftet“, sagte ich den Fliegern. Rolf führte sie zu dem Wagen.

Der russische Oberstleutnant war zu Stein erstarrt. Wir erfuhren, daß er sehr gut Deutsch sprach und uns verstanden hatte. Da wir einen gewissen Vorsprung benötigten, um die befreiten Kameraden der Luftwaffe in unser Versteck zu bringen, mußten wir die

drei Russen mit uns nehmen. Sie machten keine Schwierigkeiten und gingen vor uns her.

Die Kameraden der Luftwaffe erreichten den Wagen und nahmen darin Platz. Kaes ließ den Motor aufbrummen und fuhr los. Er hatte die notwendigen Befehle erhalten.

Kola tauchte aus einem Hausflur auf. Unter seinem Hemd trug er eine Maschinenpistole. Er hatte um das Gelingen unseres Planes gezittert, als der Offizier auftauchte. Doch nun war er beruhigt.

„NKWD²⁵⁾“, sagte er und deutete auf den Oberstleutnant.

Wir hatten schon sehr viel von der Geheimpolizei gehört und wußten, daß sie bei dem kleinen Mann von der Straße nicht gerade beliebt war. Nun erst begriff ich, was unseren Kameraden von der Luftwaffe geblüht hatte, und ich war froh, Schapers Drängen nachgegeben zu haben.

Wir benutzten stille Gäßchen und schlugen Haken, um etwaige Beobachtungen über unser Ziel zu verhindern. Erst nach einer Stunde erreichten wir die Schienen.

Hein Breuer war wegen unserem langen Ausbleiben unruhig geworden. Drei Kameraden warteten am Bahndamm auf uns.

Klaes hatte die Kameraden der Luftwaffe sicher hinübergebracht.

Wir blieben neben den Schienen liegen und banden den drei Gefangenen die Arme auf den Rücken. Der Oberstleutnant fand langsam die Sprache wieder und erkundigte sich in gutem Deutsch, ob wir uns darüber klar seien, was mit uns passieren würde, wenn man uns entdeckte?

„Darüber können wir später reden“, gab ich ihm zur Antwort. „Wir haben nicht die Absicht, uns fangen zu lassen.“

Die drei Gefangenen ließen sich über die Schienen stoßen. Den Posten war alles egal, sie hatten einen gewaltigen Schrecken bekommen, als sie erfuhren, daß wir Deutsche waren.

Der Oberstleutnant sann auf Flucht. Doch ich blieb ihm so dicht auf der Pelle, daß er nicht einen Schritt zur Seite machen konnte.

Wir erreichten den Lokschuppen. Hein Breuer atmete erleichtert auf, als er uns wohlbehalten vor sich sah. Er klopfte Hammerstein auf die Schulter und sagte ein paar anerkennende Worte zu ihm. Unsere Kameraden der Luftwaffe fühlten sich in unserem Versteck sichtlich wohl. Die Kameraden hatten ihnen zu essen gegeben, und da die Flieger seit ihrer Gefangennahme von den Russen kaum etwas bekommen hatten, stürzten sie sich ausgehungert darauf.

Ich stellte mich dem Ranghöchsten, dem Hauptmann, vor. „... mit einem Sonderauftrag unterwegs.“

Hauptmann Schwind streckte mir die Hand entgegen. „Wir haben uns bei Ihnen und Ihren Leuten zu bedanken, Feldwebel. Die Russen haben uns bereits mitgeteilt, daß wir erschossen werden sollten. Ohne Gerichtsverfahren. Weil wir angeblich als Spione abgesprungen sind.“

Der Hauptmann mochte ungefähr 30 Jahre alt sein. Er war der Flugzeugführer des Bombers. Neben ihm saß Leutnant Hanfstängel, ein Münchner, dessen Gesicht zerkratzt war.

„Wir hatten über Pjatigorsk einen Treffer in die Kanzel bekommen und konnten unseren Vogel nicht mehr in der Luft halten“, berichtete der Hauptmann. „Es war uns bekannt, was uns erwartete, wenn wir dem ‚Iwan‘ in die Hand fallen würden. Aber die Maschine verlor zu sehr an Höhe, wir konnten unsere Linien nicht



mehr erreichen. Kurz hinter einem kleinen Ort sind wir abgesprungen. Wir hofften, uns verstecken zu können und in der Nacht der Front zuzugehen. Aber man hatte uns beobachtet, und die Russen holten uns ein. Da war Widerstand sinnlos.“

Das alles lag bereits fünf Tage zurück.

Die Zivilbevölkerung hatte sich zurückgehalten und die deutschen Flieger nicht belästigt. Aber die russischen Soldaten benahmen sich nicht sehr gut.

„Ganz schlimm wurde es aber, als man uns nach Effentucki brachte“, fuhr der Hauptmann fort. „Unsere Begleiter sagten uns, daß die Zivilbevölkerung die deutschen Flieger steinigen würde, und sie hätten die Aufgabe, nichts für uns zu tun. Doch diesmal hatten sich die Russen geirrt. Wir haben so etwas noch nicht erlebt. Als die Russen uns durch die Stadt führten, gingen die Zivilisten uns aus dem Weg.“

Das hatte uns Kola bereits geschildert. Ich rief den Jungen zu mir heran und stellte ihn dem Hauptmann vor. „Ihm haben Sie es zu verdanken, daß Sie jetzt bei uns sitzen können.“ Ich berichtete ihm von Kolas Besuch in der Stadt und strich seine Leistungen heraus.

Hauptmann Schwind drückte Kola Bauer die Hand und dankte ihm mit herzlichen Worten. Er versprach, Kola in seinem Bericht zu erwähnen, wenn er wieder zu seiner Einheit zurückkehren konnte.

„Die Panne der Russen hatte für uns üble Folgen“, erzählte er weiter. „Wir wurden dem NKWD übergeben. Man sagte uns, daß wir als Spione erschossen würden und sperrte uns ein. Unsere Papiere, die man uns gleich nach der Gefangennahme abgenommen

hat, sahen wir nicht wieder. Es war sinnlos, mit den Leuten zu reden. Sie waren entschlossen, uns zu erschießen.“

Der russische Oberstleutnant vom NKWD verstand jedes Wort und biß sich wütend auf die Lippen. Er mußte damit rechnen, daß wir ihn für diese Dinge verantwortlich machten. Ich erkundigte mich bei Hauptmann Schwind, ob der von uns gefangene Offizier bei den Vernehmungen zugegen gewesen sei.

„Das ist der Chef vom NKWD“, antwortete Hanfstängel. „Bei ihm wollte ich mich beschweren. Er hat mich hinausgeworfen und mir nachgeschrien: ‚Warum noch beschweren, morgen sind Sie ja doch tot.‘“

Der Oberstleutnant wandte den Kopf ab. Was mochte in ihm vorgehen? Mußte er nicht gewaltig erschrocken sein, als er feststellte, daß sich Deutsche bereits in Effentucki befanden? Hier schien doch tiefstes Hinterland zu sein. Vielleicht rechnete er damit, von seinen Landsleuten befreit zu werden.

Aber er sollte sich irren!

Der Posten am Eingang des Schuppens rief nach mir. Ich kroch aus dem Keller. Mit dem Ergebnis unseres Unternehmens war ich bis jetzt zufrieden. Wir hatten die fünf Kameraden der Luftwaffe vor dem sicheren Tod bewahrt.

Als ich neben den Posten kroch, sah ich die Bescherung: Drei Lokomotiven rollten über die Schienen.

„Sieht so aus, als ob die jetzt den Transportzug abfahren lassen wollten“, meinte der Posten. „Da drüben steht bereits das Begleitkommando bereit.“

Unsere Bomber waren verschwunden. Der „Iwan“ wollte die Gelegenheit nutzen und den mit Versorgungs-

gütern gefüllten Zug aus dem Bahnhof bringen. Rote Laternen leuchteten auf. Ich sah die Arbeiter zwischen den Schienen.

Auch wenn dieser Zug ein verlockendes Ziel war, ich konnte es mir nicht leisten, ihn in die Luft zu sprengen. Mir kam es auf den zweiten Zug an. Vorsichtig kroch ich ins Freie. Die Drehbühne war umgekippt, und ich konnte mich am Betonrand vorschieben. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß etwas in der Luft lag.

In der allgemeinen Aufregung konnte ich mich ziemlich weit vorwagen. Was ich zu sehen bekam, ließ mir das Blut in den Adern stocken. Vor den Waggons mit den Deutschrussen stand eine Lokomotive unter Dampf. Posten mit umgehängten MPi liefen vor dem Zug. Für eine Sekunde blieb ich regungslos liegen. Sollten unsere Hoffnungen im letzten Augenblick zunichte gemacht werden? Rund 50 Rotarmisten bewachten die Deutschrussen!

Ich sah die Bewegungen an dem Zug und witterte Unheil. Die Lokomotive stieß schrille Piffe aus und setzte sich rumpelnd in Bewegung. Da die Posten nebenhergingen, schien die Fahrt nur kurz zu sein.

Der Zug mit den Deutschrussen setzte sich vor den an der Holzrampe stehenden.

Ich kroch so schnell zurück, wie ich konnte.

„Alarm!“

Die Posten verschwanden, um die anderen aus dem Keller zu holen. Ich blieb neben der Drehscheibe vor dem Lokschuppen liegen und beobachtete den vor uns stehenden Zug. Unter den Wagen hindurch konnte ich die Stiefel der Posten erkennen.

Meine Kameraden kamen einzeln

heraus. Sie wußten sofort, was gespielt wurde, als sie den Zug vor dem Lokschuppen erkannten. Ich rief Hein Breuer zu mir heran.

Für die Bewachung des Zuges waren zwei Personenwagen vorhanden. Einer in der Mitte, der andere am Ende des Zuges. Diese mußten wir in unseren Besitz bringen. Viel Zeit blieb uns nicht mehr. Ich teilte die Männer ein.

Hauptmann Schwind und seine Kameraden hatten sich bewaffnet und wollten uns unterstützen.

Unsere drei Gefangenen mußten wir zurücklassen. Glücklicherweise hatte Johannes Göschel sie in ein finsternes Loch gesperrt und sie so gefesselt, daß sie sich von selbst nicht befreien konnten.

Hammerstein behielt ich bei mir, als ich zur Lokomotive kroch. Nur zwei Männer hielten sich im Führerstand auf. Ich erklärte Hammerstein, was ich vorhatte.

Es blieb uns keine Zeit, Vorbereitungen zu treffen. Die Russen wollten die beiden Züge aus dem Bahnhof bringen, bevor unsere Bomber wieder über Effentucki auftauchten. Ein Mann mit einer roten Laterne näherte sich der Lokomotive und unterhielt sich mit dem Führer.

Hammerstein stieß mich in die Seite. „In zehn Minuten geht es los!“ flüsterte er. „Richtung Osten.“

Ich hielt die MPi bereit. Uns kam zustatten, daß die Russen aus Angst vor unseren Fliegern kein Licht zu machen wagten. Somit konnten sie uns nicht entdecken. Ich schob mich bis dicht an die Lokomotive heran und kauerte mich nieder.

Nun mußten wir auf unser Glück hoffen.

„Los!“

Die Lokomotive ruckte an. Im glei-

chen Augenblick sprang ich auf. Neben mir klammerte sich Hammerstein an die eiserne Leiter. Die beiden Russen auf dem Führerstand bemerkten uns Schwarzfahrer zu spät. Ich hielt sie mit der MPi in Schach, während Hammerstein ihnen klarmachte, daß die Deutschen den Zug übernommen hätten. Die beiden MPi des Lokpersonals nahmen wir an uns.

Geschafft! Der Zug mit den Rußlanddeutschen mußte nun den Weg nehmen, den wir ihm vorschrieben.

Hinter uns blieb alles ruhig. Sollten die Kameraden den Absprung verpaßt haben? Hammerstein beugte sich weit aus dem Fenster.

„Alles in Ordnung!“ schrie er mir zu. „Ich habe die Fahnen an den Wagen gesehen.“

Der Zug rollte durch die Stadt nach Osten. Ich behielt die beiden Russen im Auge, den Finger am Abzug der Maschinenpistole. Wir hatten den Zug in unsere Hand gebracht. Der Zufall war uns zu Hilfe gekommen. Ich gab Hammerstein den Auftrag, die Russen über das Ziel der Fahrt auszufragen.

Doch die beiden Russen gaben keine Antwort. „Die sind sauer“, meinte Hammerstein. „Mir wäre wohl, wenn die nicht mehr an den Ventilen stehen würden.“

Das konnte er haben. Ich drückte ihm meine MPi in die Hand und festelte den Heizer mit seinem eigenen Leibriemen. Dann legte ich ihn auf die Kohlen. Der Lokführer starrte mich wütend an. Seine Hand griff nach dem Schnellschlußschieber, doch bevor er ihn herunterreißen konnte, versetzte ich ihm einen Stoß vor die Brust. Er taumelte gegen den Gurt. Für einen Augenblick sah es so aus, als könnte er sich halten, dann aber fiel er hinaus.

Neben den Schienen schlug er auf und blieb bewegungslos liegen.

Hammerstein reichte mir die MPi und wandte sich an den Heizer. „Vielleicht siehst du jetzt ein, daß wir mit uns nicht spaßen lassen“, brummte er. „Das hat er nun davon.“

Ich nahm die Stelle des Lokführers ein.

Als Junge war es einmal mein größter Wunsch, als Lokomotivführer die halbe Welt zu durchfahren. Daß ich einmal meinen Wunsch erfüllt bekommen sollte, ahnte ich vor wenigen Stunden noch nicht.

Zu unserem Glück wußte ich, wie eine Lok zu bedienen war. Den Rest konnte mir Hammerstein erklären. Ich veränderte nichts an den Hebeln.

Als ich einen Blick nach hinten warf, sah ich dicht hinter uns den zweiten Zug.

Unsere Kameraden hatten die Russen überrascht und entwaffnet. In dem Rattern der Räder war mir entgangen, ob sich die Russen zur Wehr gesetzt hatten. Hammerstein fühlte sich ziemlich sicher auf dem Führerstand der Lok. Mit 30 Kilometer in der Stunde fuhren wir nach Osten. In ein uns fremdes Gebiet. Immer weiter entfernten wir uns von den deutschen Truppen. Effentucki war zurückgeblieben.

Als ich auf meine Uhr schaute, stellte ich zu meiner Verblüffung fest, daß wir erst eine knappe halbe Stunde unterwegs waren. In der Ferne tauchte ein Dorf auf. Wir sahen einige Lichter aufleuchten.

Da knallte etwas vor uns auf die Schienen.

Bomben!

Keine zweihundert Meter vor uns war die erste Bombe in den Abhang gefallen. Der Luftdruck war so hart, daß ich gegen das Geländer gepreßt wurde.

Die nächste Bombe fiel schon neben

unserem Zug. Verdammt, das mußte ein deutscher Bomber sein. Das hatte uns gerade noch gefehlt.

Die Deutschrussen in den Wagen wußten noch nicht, daß sie andere Bewacher gefunden hatten, und lärmten.

Vor uns tauchte ein Signal auf. Ich sah es erst im letzten Augenblick. Eine Kurve. Vorsichtig drehte ich den Regulator zurück und verringerte die Geschwindigkeit. Die nächsten Bomben lagen auf den Schienen. Vor dem uns folgenden Zug. Ich sah in der Kurve das Glitzern der Bomben. Nunmehr war die Fahrt für uns frei.

Hammerstein startete in den dunklen Nachthimmel.

„Der kommt zurück!“ sagte er.

Kurz entschlossen riß ich die Bremse herunter. Knirschend packten die Backen, dann stand der Zug.

Der Heizer konnte sich nicht bewegen. Wir sprangen hinunter und liefen nach hinten. Hein Breuer kam uns entgegen. „Was Besonderes los?“ erkundigte er sich. „Wir haben den ‚Iwan‘ fertiggemacht.“

Kola rannte von Wagen zu Wagen und rief nach seiner Mutter und Mira. Sie hockten im Wagen hinter der Lok. „Mama, ich bin es, Kola. Die Deutschen sind da!“ Er riß die verriegelte Wagentür auf und schrie vor Freude die Namen der Frauen und Kinder, die herausprangen. Doch als sie uns in russischen Uniformen sahen, glaubten sie, in eine Falle geraten zu sein.

Wir rissen die braunen Uniformen herunter, und Kola redete mit Stephan auf die Bewohner von Neu Tempelhof ein. Endlich löste sich die Spannung. Nun glaubten sie uns endlich.

Hein Breuer machte mich auf den zweiten Zug aufmerksam. „Die Lok ist aus den Schienen gesprungen.“

Hauptmann Schwind suchte mich. Er war mit seinen Kameraden auf den

letzten Wagen gesprungen. Die Russen hatten sich nicht ohne weiteres gefangennehmen lassen.

Zwei von uns waren verwundet worden. Der Sani behandelte sie. Der Reihenwurf hatte dem bewegungslos hinter uns liegenden Zug gegolten. Der Bomber setzte ihn matt wie beim Schachspiel. Zwei Bomben hinter den Zug genügten. In Ruhe konnte er sich dann die beste Anflugmöglichkeit suchen.

Dreitausend Menschen quollen aus den Wagen. Sie verstanden nur eines: Die verhaßten Bewacher waren verschwunden. Von uns wollten sie wissen, wie weit die deutschen Truppen bereits vorgestoßen waren. Wir beruhigten sie. Es konnte nur noch wenige Tage dauern, bis unsere Panzer Effentucki erreicht hatten.

Der Bomber war ein Meister. Er setzte drei Bomben vor unseren Zug und riß die Schienen auf, so daß auch wir in der Falle saßen.

Hauptmann Schwind glaubte, um Entschuldigung bitten zu müssen für seinen Luftwaffenkameraden. Doch der konnte nicht wissen, daß hier unten eine Handvoll deutscher Landser dabei waren, mehrere tausend Deutschrussen zu retten.

„Verdammt Mist!“ Kawulka sprach uns aus der Seele. Nun standen wir verlegen da. Etwas mußte ich unternehmen. Am Bahndamm konnten wir nicht länger verweilen.

Kola hielt sich mit seiner Mutter und Mira in meiner Nähe auf. Doch ich hatte keine Zeit für ihn.

Dreitausend ausgehungerte Menschen erwarteten von uns, daß wir sie retten sollten.

Da kam Stephan zu mir. „Sie sind alle ausgehungert. Dort hinten in dem Zug sind Lebensmittel.“

Da auch Hein zu ihm stand, rief ich

zehn Männer zu mir. Sie sollten sich mit Hein zu dem bombardierten Zug begeben, das Transportbegleitkommando festnehmen und entwaffnen. „Laßt euch auf nichts ein“, warnte ich die Kameraden. „Holt Lebensmittel.“

Hauptmann Schwind und seine Kameraden schlossen sich Hein Breuer an.

Mich umringten die Einwohner von Neu Tempelhof, die von Kola und Stephan alles erfahren hatten. Ich war mit meinen Kameraden der erste Deutsche aus dem Reich, den diese Menschen sahen. Sie betasteten meine Uniform und hatten viele Fragen an mich. Niemand dachte daran, daß unsere Lage längst noch nicht geklärt war. Wir standen weit hinter den Fronten einer Übermacht von Feinden gegenüber, die uns zu Tode hetzen würden, wenn sie erfuhren, daß wir die evakuierten Deutschrussen entführt hatten.

Nun endlich fand Kola Gelegenheit, mich mit seiner Mutter und Mira bekanntzumachen. Frau Bauer war eine schlanke Frau, der man die 45 Jahre nicht ansah. Sie hielt Kola an der Hand und wollte mir danken für das, was wir Kola und ihnen getan hatten. Doch ich winkte ab. „Das alles verdanken Sie nur Kola. Wäre er nicht zu uns gekommen, hätten wir nicht erfahren, wo man Sie hingebracht hat. Er ist ein guter Kerl, nur manchmal will er mit dem Kopf durch die Wand.“

Der Junge schluckte diesmal den Vorwurf lächelnd. Er gab Mira einen Stoß, damit sie mich auch begrüßen sollte. Die hinter ihr liegende schwere Zeit hatte ihrem netten Gesicht kaum etwas anhaben können. Sie wurde rot, als sie mir die Hand reichte.

Bevor sie etwas sagen konnte, kam ein Melder. Hein Breuer war an dem

von Bomben schwer getroffenen Zug angelangt und hatte die wenigen Begleiter entwaffnet. Eine Bombe war in den Begleitwagen gefallen und hatte zwanzig Rotarmisten zerfetzt.

„Verpflegung in Hülle und Fülle, aber wie sollen wir sie wegbekommen?“

Einige Frauen hatten unsere Unterhaltung mit angehört. „Wir gehen“, sagten sie, und der Ruf pflanzte sich durch die Menge fort. „Dort hinten gibt es zu essen!“ Diese Worte genügten, um Hunderte auf die Beine zu bringen. Essen! Sie hatten seit Tagen gehungert. Einmal am Tag gaben ihnen die Russen eine dünne Wassersuppe. Kein Brot, keine Milch für die Kinder.

Kola lief mit den anderen zu dem zweiten Zug. Keiner dachte an die Bomber. Noch immer brummte die deutsche Maschine zwischen den Felsen. Hauptmann Schwind verwünschte den beharrlichen Kollegen, der einfach nicht von dem für ihn so lohnenden Gebiet weichen wollte.

Glücklicherweise schienen ihm die Bomben ausgegangen zu sein, denn er verschonte uns mit weiteren Eiern.

Ich holte die Karte vom Kaukasus aus der Brusttasche und versuchte, unseren Standort festzustellen. Die Bahnlinie fand ich leicht, doch sie war als eine Gerade eingezeichnet.

Niemand ließ sich finden, der sich hier auskannte.

Das einzige Dorf, an dem wir vorbeigefahren waren, lag zehn Kilometer hinter uns.

Wir ließen die überwältigten Russen aussteigen und trieben sie dem zweiten Zug zu. Sie bekamen Säcke und Kisten aufgepackt. Die Männer aus Neu Tempelhof fragten, ob sie die Waffen der Russen an sich nehmen dürften. Ich hatte nichts dagegen, befahl jedoch, keinen Schuß abzugeben.

Hauptmann Schwind redete mir nicht rein. Er betrachtete sich als Gast bei unserem Zug.

Ich ließ die Gruppenführer zu mir kommen und besprach mit ihnen die Lage. „Für uns war es leicht, ein Versteck zu finden. Doch für ein paar tausend Frauen und Kinder wird das so einfach nicht mehr sein. Wir können den Frauen und Kindern nicht zumuten, der Front entgegenzugehen. Unser Auftrag lautet: die Deutschen zu befreien und in Sicherheit zu bringen.“

Klaes grinste. „Stell ich mir sehr romantisch vor. Sind ein paar ganz nette Käfer dabei.“

Das hielt ich für unwichtig. Wir mußten von der Bahnlinie weg. Hier würde in ein paar Stunden der Teufel los sein. Sicher war der Bombenangriff beobachtet worden. Vielleicht war in diesen Minuten bereits eine Abteilung unterwegs, die nach dem Rechten sehen sollte.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als in die Berge zu gehen. Vielleicht stoßen wir auf ein einsames Tal, in dem wir Wasser finden!“

Die wenigen Männer aus Neu Tempelhof ließen es sich nicht nehmen, ihre bisherigen Peiniger zu bewachen. Sie ließen ihre Wut an den Russen jedoch nicht aus. Im Gegenteil, sie gaben den Rotarmisten ein Beispiel von ritterlichen Begriffen. Dadurch hatten wir die Hände frei und konnten den langen Zug der Frauen und Kinder bewachen. Fast jeder trug ein Bündel Lebensmittel aus dem Versorgungszug.

Ich lief mit Hammerstein an der Spitze des Zuges. Wir unterhielten uns noch einmal über alles. Im stillen hofften wir, unsere Truppen könnten in den nächsten Tagen den Elbrus erreichen und uns von der schwierigen

Aufgabe befreien. Denn wie sollten wir dreißig Landser dreitausend Menschen beschützen und gleichzeitig hundert gefangene Russen bewachen?

Unser Weg führte durch ein langgestrecktes Tal, dessen Felswände so steil abfielen, daß sich kein Gras hier anklammern konnte.

Wir gingen auf gut Glück weiter. Über einen Kilometer war unser Zug lang.

Die Russen ergaben sich in ihr Schicksal. Obwohl sie schwer bepackt waren, hielten sie unser Tempo mit. Nach einer Stunde gelangten wir zu einer Straße. Zahlreiche Karrenspuren führten weiter. Ich beriet mich mit Hauptmann Schwind. Auch er war dafür, daß wir uns in die Berge zurückzogen.

„Immer hübsch weit weg von jeder Straße“, sagte er. „Jetzt ist es warm, und wir können im Freien übernachten. Nur wegen der kleinen Kinder habe ich Bedenken.“

Der Zug wurde immer länger. Einige der Frauen waren so schwach, daß wir sie stützen mußten. Doch niemand wollte zurückbleiben und den Russen nochmals in die Hände fallen. Sie hatten genug von ihnen.

Kola tauchte immer wieder in meiner Nähe auf.

Er hatte etwas auf dem Herzen und traute sich nicht, damit herauszukommen. Stolz hatte er seiner Mutter von unserem Unternehmen berichtet und uns als tolle Helden geschildert.

Endlich faßte er Mut und fragte mich, ob ich ihn nicht als Soldat in meinen Zug einreihen könnte.

„Das geht nicht, Kola“, gab ich ihm zur Antwort. „Du bist noch zu jung. Mit vierzehn Jahren wird keiner bei uns Soldat.“

Er war enttäuscht, denn er hatte nicht mit einer Ablehnung gerechnet.

Es war gar nicht so einfach, Kola das zu erklären. Er wollte ebenso eine Uniform wie wir, wollte gegen die Russen kämpfen. Das alles konnte ich verstehen. Aber helfen konnte ich Kola Bauer aus Neu Tempelhof im Kaukasus nicht. „Wenn der Krieg noch ein paar Jahre dauert, wirst du auch noch Soldat“, tröstete ihn Hauptmann Schwind. „Ich habe einen Neffen, der ist genauso. Möchte am liebsten in ein Flugzeug steigen und Moskau in Schutt und Asche legen. Kola, hast du auch daran gedacht, daß du fallen kannst?“

Kola schieg einen Augenblick. Ich sah, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. „Aber ... Sie sind doch auch Soldat“, sagte er. „Nicht alle Soldaten sterben. Ich will leben.“

Unsere Kolonne war merklich langsamer geworden. Ich ging mit Hammerstein voraus, um den besten Weg zu suchen.

Da sahen wir das kleine Dorf in dem engen Felstal.

Rund fünfzig Häuser, einige Gärten. Was mir sofort ins Auge fiel, war die Lage des Dorfes. Es war von steil aufragenden Felsen eingeschlossen und nur über den Weg zu erreichen, den wir beschritten. Ich sah keine Felder und Weiden. Hammerstein hatte den gleichen Gedanken, er sah mich an. In diesem Dorf konnten wir uns festsetzen, bis unsere Truppen herangekommen waren. Eine Handvoll Männer genügte, den einzigen Weg für alle zu sperren.

Wir ließen die Spitze herankommen und suchten sechs Leute aus, die dem scheinbar schlafenden Dorf einen ersten Besuch abstatten sollten. Die Frauen und Kinder waren fast am Ende ihrer Kräfte.

Klaes lief dicht hinter mir auf die ersten Häuser des Dorfes zu.

Barosowsky, las ich auf einem verblichenen Schild. Darunter die kyrillischen Buchstaben. Ein Hund kläffte, doch von den Bewohnern war niemand zu sehen.

„Menschenskind, Stollen!“ rief einer hinter mir. Nun erkannte auch ich die Stolleneingänge im Fels. Also darum gab es hier keine Felder und Weiden. Wir gelangten bis zu einem Holzhaus, auf dem die rote Fahne wehte. Darin wohnte der Starosta.

Ich schickte einen Melder zurück und rief die Kameraden her. Barosowsky war für uns der geeignete Platz zum Durchhalten, bis unsere Truppen eintrafen.

In aller Ruhe umzingelten wir die Häuser. In den Stollen war es finster. Ich lief in einen hinein und leuchtete die Wände ab: Erz. Es wurde mit Körben aus dem Fels herausgetragen.

Vor den Stolleneingängen waren kleine Halden aufgeschüttet.

Die Besetzung von Barosowsky verlief programmgemäß. Wir holten dreißig Männer aus dem Schlaf, die einen furchtbaren Schrecken bekamen, als sie uns erkannten. Deutsche! Einige fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie hielten uns für so schlecht, wie ihre Propaganda uns machte, und glaubten, sofort erschossen zu werden. Sie waren die letzten in Barosowsky, die anderen sollen vor einigen Tagen bereits weggefahren sein. Hammerstein fragte die Arbeiter aus. Seit Tagen hatten sie keinen Fremden mehr zu sehen bekommen. Sie lebten abgeschieden und fuhren nur einmal im Monat für drei Tage in Urlaub.

Wir ließen die Menschen aus Neu Tempelhof nachrücken.

Für die gefangenen Russen waren die Bergwerke wie geschaffen, wir trieben sie in einen Seitenstollen, der sich leicht bewachen ließ. Zwei Män-

ner genügten. Wir fanden, daß wir es kaum hätten besser antreffen können. Selbst wenn der „Iwan“ schwere Waffen einsetzte, konnten wir in den Stollen unterkommen und tagelang ausharren, bis unsere Truppen nachgestoßen waren.

Ich hatte alle Hände voll zu tun, die Posten einzuteilen, drei Häuser für uns am Zugang freizuhalten und die erregten Gemüter zu beruhigen. Von allen Seiten her stürmten Aufgaben auf mich ein.

Einige der Frauen hatten die Küche des Arbeitslagers entdeckt und feuerten die Kessel an. Sie übernahmen es, für alle zu kochen.

Die Männer stellten sich uns zur Verfügung. Es waren knapp hundert, die übrigen hatte der Russe aus dem Transport geholt. Die Hälfte begab sich auf Posten. Ich begab mich mit Hein Breuer ein Stück des Weges zurück, den wir gekommen waren. Die Posten in den steilen Felswänden konnten das Tal weit überblicken und jede Bewegung wahrnehmen.

Wir besaßen noch genügend Handgranaten, mit denen wir etwas ausrichten konnten.

„Wie lange werden wir hier warten müssen?“ erkundigte sich Hein. „An ein paar Tage glaube ich nicht.“

Es war der fünfte Tag seit Kolas Ankunft bei uns. Mir aber kam es vor, als wären inzwischen Wochen vergangen. Soviel war geschehen. Die ständige Unruhe, das nervöse Warten auf etwas Unvorhergesehenes zerrte an den Nerven. Und doch war bisher alles glatt verlaufen. Drei leichtverwundete Kameraden, das waren unsere Verluste.

Barosowsky glich einem Heerlager. In jedem Raum lagen die Menschen so dicht wie in einer Konservendose. Viele mußten im Freien schlafen. Für sie gab es Decken, die wir in einem Maga-

zin fanden. Als der neue Tag heraufzog, suchte ich mir einen Winkel im ersten Haus des Dorfes und streckte mich aus.

Zwölf Stunden schlief ich traumlos und fest. Nichts von dem, was in Barosowsky geschah, hörte ich. Hein Breuer sorgte dafür, daß mich niemand störte. Dabei war er selbst zum Umfallen müde. An sich selbst dachte er dabei jedoch nicht. Ich spürte sämtliche Knochen im Leib und brauchte eine ganze Weile, ehe ich mich an alles erinnern konnte. Hauptmann Schwind schlief ebenfalls.

Als ich in den angrenzenden Raum trat, fand ich dort Hammerstein mit einem der russischen Arbeiter. „Er hat etwas von drei Kameraden erzählt, die in der letzten Nacht zu einem Mädchen gegangen sind“, berichtete mir Hammerstein. „Als wir herkamen, waren sie noch nicht zurück. Es gibt einen schmalen Pfad über den Fels.“

Der Russe grinste mich an. Er sprach etwas Deutsch und erzählte mir, daß er vor zwanzig Jahren einmal in unserer Heimat gewesen wäre. In Oberschlesien. Er war keiner von denen, die uns haßten.

„Wenn die drei etwas beobachtet haben, werden wir bald Besuch bekommen“, warnte Hammerstein. „Es ist vielleicht besser, wenn wir unsere Vorkehrungen treffen.“

Hein trat zu uns und erstattete mir Bericht. Er nannte es „keine besonderen Vorkommnisse“ und meinte damit, daß alles so lief, wie wir es uns wünschen konnten. Daß unsere Landser, die wachfrei hatten, bei den Mädchen zu finden waren, verschwieg er mir.

Ich wollte mich von allem selbst überzeugen und gab Hein den Befehl,

sich hinzulegen. Er tat so, als wollte er wirklich ausspannen, doch zehn Minuten später sah ich ihn bereits wieder bei den jungen Mädchen. Zweihundert Meter vor dem Dorf waren Deckungslöcher ausgehoben, in denen wir einen Angriff erwarten konnten.

Kola packte mich an der Hand. „Du mitkommen. Mama backen Kuchen.“ Ich wurde ihn nicht los, obwohl ich ihm sagte, daß ich erst alles einmal inspizieren müßte. Der Junge schleppte mich zu einem Haus, in dem sich hundert Menschen aufzuhalten schienen. Alle machten glückliche Gesichter, denn sie waren ja der weiteren Verschleppung im letzten Augenblick entkommen. So glaubten sie. Wer aber wollte das garantieren?

Kolas Mutter besaß einen Platz unter dem Fenster, hier hatte sie ein Stück Papier auf dem Boden ausgebreitet und versuchte in der Enge zu verhindern, daß ihr jemand hineintrat. Mira saß unter dem Fenster und weinte.

Frau Bauer entdeckte uns in dem Gewühl erst, als wir bereits neben ihr standen. Da mußte ausgerechnet ihr selbst das Malheur passieren. Sie trat in den Kuchen. Mira beendete das Schluchzen, und ich mußte lachen. Es wurde trotzdem eine gemütliche Viertelstunde, jeder aß ein paar Brocken des Kuchens, dem allerhand mangelte.

Dann aber mußte ich weiter. Kola gab seiner Schwester Mira vergeblich zu verstehen, daß sie endlich die Gelegenheit beim Schopf packen sollte. Er war ein ungeschickter Kuppler. Um das Mädchen nicht zu beleidigen, war ich besonders höflich zu ihr.

Als ich das Haus verließ, wartete ein Melder auf mich.

Die Posten meldeten Motorengeräusche in einiger Entfernung. Ich begab mich zu unseren Quartieren und gab Alarm.

Die Frauen sahen jetzt, daß wir doch noch nicht in Sicherheit waren.

Ich kam in den Deckungslöchern an, als der Spähwagen auf dem Weg auftauchte. Wir zogen die Köpfe ein. „Näher herankommen lassen!“

Im Dorf war noch alles auf den Beinen. Nur einige wenige hatten die Stollen aufgesucht.

Neugierig kam der Spähwagen näher. Hannes Gröschel neben mir zog die Handgranate ab. Mit einem Satz war er aus dem Loch. Er warf das Ei in den offenen Turm. Uns flogen die Splitter um die Ohren. Keiner der dreiköpfigen Besatzung kam mit dem Leben davon.

Aus den ersten Häusern kamen die Kameraden. Sie bezogen Stellung in dem engen Tal.

Wir brauchten auf den nächsten Besuch nicht lange zu warten: Diesmal kamen die Russen zu Fuß. Ihnen war die ganze Sache nicht geheuer. Wie sollten sie sich auch vorstellen können, wer die Arbeiter von Barosowsky überfallen hatte? Sie kamen vorsichtig heran und trauten der Sache nicht. Auf hundert Meter eröffneten wir das Feuer.

Die Russen fanden nicht sofort Deckung. Viele blieben liegen. Den Rest kassierten wir ein. Als die Russen die deutschen Uniformen sahen, fuhr der Schreck in ihre Glieder. Vierzehn von ihnen nahmen wir mit. Hammerstein vernahm sie in meiner Anwesenheit.

Den Russen fehlten die Worte. Sie glaubten uns noch am Kuma. Wir erfuhren nach fünf Tagen Abgeschiedenheit, daß unsere Kameraden auf Effentucki drückten. Die Stadt mußte in den nächsten Tagen fallen, obwohl sie hart verteidigt wurde.

Hammerstein machte ein sehr ernstes Gesicht, wie ich es bei ihm nicht gewohnt war.

„Nur drei Kilometer von hier steht ein Regiment in Reserve“, sagte er. „Der Spähwagen und die Soldaten sind abgestellt worden, nachdem die drei Arbeiter einen verworrenen Bericht gegeben haben.“

Unter den Russen befand sich ein Oberleutnant, der mich finster anstarrte. Er wollte wissen, ob wir mit Fallschirmen abgesprungen seien. Er hielt es für unmöglich, daß wir mitten durch die feindlichen Linien marschiert waren. Wir brachten sie zu den übrigen Gefangenen in den Stollen und ließen sie im unklaren über unsere Aufgabe.

Ein ganzes Regiment?

Wir hatten knapp hundertfünfzig Männer zur Verfügung. Lange konnten wir nicht Widerstand leisten. Das war uns allen klar.

Ich entschloß mich, einen Vorstoß zu unternehmen. Wir mußten die Reserven hinhalten, weit vor Barosowsky. Zwölf begleiteten mich. Wir nahmen genügend Handgranaten mit. Gröschel schloß sich uns an. Er brannete darauf, mal wieder einen richtigen Angriff zu machen.

Wir kamen zügig voran.

Am ersten Weg, den wir erreichten, blieben wir stehen.

Das Richtungsschild. Kannten sich die Russen in dieser Gegend aus? Hannes packte das Schild und wuchtete es an dem nach links führenden Weg in den Boden. Ich war nicht überzeugt, daß sie sich in die Irre würden führen lassen.

Doch wir mußten Zeit gewinnen. Nur noch einen Tag. Vielleicht nahmen unsere Kameraden inzwischen Effentucki ein.

Dann konnten wir aufatmen.

Ich ließ zwei Posten am Eingang zurück und begab mich in das Arbeiterdorf.

Hier herrschte Niedergeschlagenheit, seitdem sich herumgesprochen hatte, daß sich ein ganzes Regiment Russen vor dem Dorf befand. Ich versuchte die Stimmung aufzumuntern. „Unsinn, sie sind bereits abgezogen. Die Unseren stehen vor Effentucki.“ Doch niemand glaubte mir.

Der Weg in die Felsen wurde besonders scharf bewacht. Stephan war mit seiner Frau und den Kindern zusammen.

Nicht eine Minute legten die Männer die Waffen aus der Hand. Sie waren entschlossen, ihr Leben und das ihrer Familien und Freunde mit der Waffe in der Hand bis zum letzten zu verteidigen.

Als die Dämmerung hereinbrach, griffen die Russen an. Sie kamen in drei Wellen und versuchten, unsere Linien zu durchstoßen. Ich lag in einem Deckungsloch neben dem Spähwagen und feuerte die Magazine der MPi leer. Der Angriff der Russen kam zum Stehen. Wir konnten für kurze Zeit aufatmen. Obwohl der „Iwan“ hohe Verluste erlitten hatte, griff er eine Stunde später noch einmal an. Diesmal setzte er Granatwerfer ein, die ihr Feuer auf uns konzentrierten. Nur vereinzelte Granaten schlugen in das Dorf ein.

Schumacher wurde verwundet. Trotz heftigen Feuers holte unser Sani den Verwundeten aus dem Loch und brachte ihn nach hinten in einen Stollen. Als ich einen Blick in das Schützenloch warf, sah ich darin einen Deutschrussen: Stephan.

Unsere Linien hielten dem Beschuß stand. Als die Infanterie angriff, eröffneten wir das Feuer. Auch dieser Angriff blieb erfolglos. Schwer angeschlagen mußte sich der „Iwan“ zurückziehen.

Rufe nach dem Sani wurden laut.

Auch einige der Deutschrussen hatten etwas abbekommen.

Die Frauen waren mit den Kindern in die Stollen gegangen. Nur in der Küche wurde noch gearbeitet. In drei Schichten kochten die Frauen. Sie ließen sich durch den angreifenden „Iwan“ nicht stören. Als ich ihnen nahelegte, doch in den Stollen zu gehen, lachten sie mich aus.

„Sagen Sie dem ‚Iwan‘, wenn er weiter angreift, bekommen die Gefangenen heute nichts zu essen“, meinte eine ältere Frau. „Dabei soll es heute etwas ganz Besonderes geben. Nudeln mit Backobst!“

Ich befand mich noch im Dorf, als der nächste Angriff erfolgte. Der „Iwan“ kam mit drei Zügen, die bei schwerem Granatwerferfeuer angriffen. Doch unserem konzentrierten Feuer vermochte er nicht standzuhalten.

Für uns gab es keine Atempause. Die Russen fuhren zwei Pakgeschütze auf. Sie waren entschlossen, unseren Widerstand zu brechen.

Aus dem Stollen ließ ich die Munition heranbringen. Der Spähwagen vor unseren Löchern bekam einen Volltreffer und brach auseinander. Dicht neben mir zischte ein Stahlsplitter in die Erde. Ich spürte die Glut auf meiner Hand.

Vor unseren Linien schrien die verwundeten Russen. In der Dunkelheit konnten sie unsere Stellungen nicht ausmachen. Hinter uns fuhren die Granaten der Pak in eines der Häuser und zerstörten es. Dabei kam niemand zu Schaden, da alle Frauen und Kinder in den Stollen untergebracht waren.

Hein Breuer schob sich zu mir heran. „Sieht nicht gut aus“, knurrte er. „Bald haben wir keine Muni²⁶⁾ mehr.“ Dem war abzuhelpen. Keine fünfzig

Schritt vor uns lagen zahlreiche Tote und Verwundete, die noch ihre Waffen besaßen. Es war ein Akt der Verzweiflung. Trotz des Feuers der Pak krochen wir zu den Toten und Verwundeten vor. Uns fiel ein leichtes Maschinengewehr mit einigen Muni-Kästen in die Hände. Schwer bepackt krochen wir zurück.

Der nächste Angriff ließ nicht lange auf sich warten.

Der „Iwan“ glaubte, uns durch das Pakfeuer erledigt zu haben. Wir ließen ihn bis auf 80 Meter herankommen. Dann legten wir einen Feuerzauber hin. Ich sah nach den Kameraden in den Löchern. Viele waren verwundet.

Aus Erfahrung wußten wir, lange würde sich der Russe den nächsten Angriff nicht überlegen. Wir sorgten dafür, daß die Munition gleichmäßig verteilt wurde. Zwei ältere Frauen kamen zu uns gekrochen und brachten heißen Tee. Obwohl ich wütend war, konnte ich ihnen nur ein „Danke!“ sagen. Meine Lippen waren trocken.

Der „Iwan“ führte neue Kräfte heran und schickte sie gegen uns ins Gefecht.

Verzweifelt wehrten wir uns. Sollte alles umsonst gewesen sein? Ich dachte an Kola, der uns vor Towerawska die Leidensgeschichte der Menschen von Neu Tempelhof berichtete. Er hatte uns aufmerksam gemacht. Sollte Kola alles umsonst unternommen haben? Wußten die Russen, wer sich in Barosowsky aufhielt? Hatten sie die von Bombentrichtern blockierten Züge entdeckt?

Trotz des heftigen Feuers konnte ich an all diese Dinge denken.

„Er bricht durch!“

Von links kam der Schreckensruf. Ich nahm die MPi, rief einige Namen und sprang nach links. Im Schutz der Felsen war der „Iwan“ bis an unsere

Löcher gekommen. Im Laufen feuerten wir. Als ich unter mir ein bleiches Gesicht sah, warf ich mich nieder.

Kola Bauer. Er wollte mir beweisen, daß er für einen Soldaten nicht zu jung war. Nur noch ein Magazin hatte er vor sich liegen.

„Geh zurück“, sagte ich ihm. „Der Krieg ist nichts für Kinder!“

Kola blickte mich vorwurfsvoll an. Das hätte ich ihm nicht sagen sollen. Der Angriff war abgewehrt. Wir atmeten auf. Mehr als hundert Russen lagen tot oder schwer verwundet vor unseren Gräben. Wir hörten die Verwundeten schreien und konnten ihnen nicht helfen.

Der Morgen war nicht mehr weit.

Noch einmal warf der „Iwan“ alles gegen uns. Er kam in mehreren Wellen herangestürmt. „Urräh ...“ Das Schreien verging ihm bald, als er in unser Feuer geriet. Wir wußten, daß es um unser Leben ging. Um unseres und das der Menschen von Neu Tempelhof.

Verbissen feuerten wir. Vor uns tauchten die Russen auf, sie hatten die Kommissare im Nacken und griffen an, weil sie keine andere Wahl hatten.

Ein harter Kampf entbrannte.

Bis dicht an unsere Löcher kamen die erdbraunen Gestalten heran.

Einige Russen waren durchgestoßen. Doch die Männer von Neu Tempelhof waren auf der Hut und nahmen sie in Empfang. Nach einem kurzen Feuergefecht wurden die eingedrungenen Russen überwältigt.

Der erste helle Streifen zeigte sich im Osten. Die furchtbare Nacht war vorüber.

Nun sahen wir die Toten und Verwundeten in der engen Schlucht.

Kurt richtete sich erschrocken auf. „Haben ... wir das angerichtet?“ fragte er sichtlich erschrocken. „Das ist ja ein ganzes Bataillon!“

Verheerend hatte das Feuer unter den Russen gewirkt. In ganzer Breite waren sie gegen uns vorgestürmt. Da mußte ja jede Kugel treffen.

Der Rest der Russen hatte sich zurückgezogen.

Wir machten uns daran, die Waffen und Munition einzusammeln. In Barosowsky sah es böse aus. Von drei Häusern standen nur noch ein paar Balken. Die Pakgranaten hatten alles zerfetzt.

Aus den Stollen kamen die Frauen und Kinder. Sie begrüßten den neuen Tag mit einem heimlichen Seufzer. Würde der „Iwan“ am Tag die Angriffe einstellen? Ich sah nach unseren Verwundeten. Nur drei von ihnen waren schwer verletzt.

Neue Deckungslöcher wurden ausgehoben. Unsere Landser brauchten keinen Schlaf. Der „Iwan“ würde wiederkommen und dann mit allen schweren Waffen. Konnten wir durchhalten?

Hein Breuer kam auf mich zugestürzt. „Hörst du es?“ schrie er mich an. „Ich kann es nicht glauben!“

Nun spitzte ich die Ohren.

Gefechtslärm, nur ein paar Kilometer von Barosowsky entfernt.

Die Landser legten die Hacken aus der Hand. Sie hatten leuchtende Augen. Das mußten unsere Kameraden sein! Obwohl wir hoffen konnten, teilte ich doppelte Wachen ein. Der „Iwan“ schien die Lust verloren zu haben. Wir blieben unbehelligt. Nur gegen Mittag tauchten zwei russische Flugzeuge über dem langgestreckten Tal auf.

Dann tauchten Panzer vor dem Tal auf. Deutsche!

Ihre Kommandanten bekamen Stielaugen, als sie uns sahen. „Wo kommt ihr denn her?“ erkundigte sich der Oberleutnant. „Da kurve ich allein

mit meinen Panzern, und wen treffe ich ...“

„... die deutsche Infanterie“, grinste Hein Breuer. „Seid herzlich willkommen!“

Die Frauen und Mädchen hatten Tränen in den Augen. Gerettet! Die Kameraden hatten uns herausgeholt, als unsere Lage brenzlich wurde. Hauptmann Schwind ließ einen Funkpruch zur Abteilung absetzen. Eine Stunde später traf eine Kompanie ein und übernahm die Gefangenen.

Kola Bauer klebte an meinen Fer-

sen. Er wollte doch so gerne Soldat werden, „deutscher Soldat!“.

Er wurde es denn auch, denn schließlich war er, der Junge von 14 Jahren, ein Held. Ohne ihn wären fünf deutsche Fliegeroffiziere und 3000 Deutschrussen Opfer des Krieges geworden.

Er war nur ein Junge von 14 Jahren – aber er war ein Held. Wir, die wir ihn kennenlernten und mit ihm nach Effentucki zogen, haben ihn nicht vergessen.

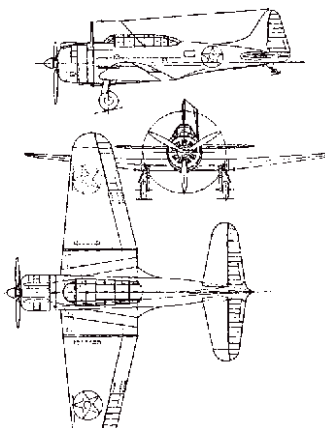
Kola ...

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) Sanitätskraftwagen
- 3) deutscher Panzer, 17,3-25 t, 7,5-cm-Kanone, zwei Maschinengewehre 7,92 mm, 5 Mann Besatzung
- 4) sowjetisches zweiseitiges Erdkampfflugzeug (Schlachtflugzeug) vom Typ Iljuschin 2, „Sturmovik“, im Landsersjargon „Schlächter“, „Eiserner Gustav“ oder „Schwarzer Tod“ genannt. Standardbewaffnung: zwei 23-mm-Kanonen, zwei 7,62-mm-MG, 400 kg Bomben und vier 82-mm-Raketen; Höchstgeschwindigkeit: 404 km/h in 1500 m Höhe. Insgesamt wurden über 31.000 IL 2 produziert
- 5) 2. Mann einer Maschinengewehr-Bedienung, für die Munitionszufuhr und Ersatzläufe zuständig
- 6) deutscher Jagdeinsitzer der Firma Messerschmitt, 1800 PS, 621 km/h Höchstgeschwindigkeit in 7000 m Höhe, Flugstrecke 720 km, 3 Kanonen 20 mm, 2 MG 13 mm
- 7) Landserausdruck für Sanitäter
- 8) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 9) legendäre deutsche Pistole im Kaliber 9 mm Parabellum und einem Stangenmagazin mit 8 Patronen; die „08“ wurde bis 1942 produziert
- 10) saloppe Bezeichnung für Artillerie
- 11) Landserausdruck für Artilleriegeschosse großen Kalibers
- 12) mittelschwerer sowjetischer Panzer, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten. Mit dem T 34/85 kam die letzte Version im Krieg zum Einsatz, die noch bis in die 50er Jahre der Standardpanzer vieler Länder des Warschauer Paktes war
- 13) Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht erneuerte Adolf Hitler am 1. September 1939 die Stiftung des Eisernen Kreuzes, dessen höchste Klasse das Ritterkreuz war
- 14) Kurzwort für den Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87
- 15) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 16) 5-7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne plazierte, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer
- 17) auch Politoffizier oder Politruk genannt. Jedem Verband der Roten Armee bis zur Bataillonsebene wurde ein Politkommissar zugeteilt. Ihm oblag die politische Erziehung der Soldaten. Er besaß die Befugnis, Befehle des Kommandeurs zurückzunehmen und auf die Einhaltung der Parteilinie zu achten
- 18) 1. Generalstabsoffizier, zuständig für den Aufgabenbereich Führung/Operation
- 19) bereits im Spanischen Bürgerkrieg (1936-1939) eingesetztes Jagdflugzeug vom Typ Polikarpow I-16, Eindecker, 450-490 km/h, 2 MG, im Zweiten Weltkrieg noch vorwiegend als Erdkampf-Flugzeug eingesetzt. Produktionszeitraum 1934-1943, Produktionszahl über 8600 Stück
- 20) schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuß weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000-2000 m
- 21) „Hände hoch!“
- 22) russisch für „Mach“, Auch im Sinne von „Beil dich“ oder „Mach schneller“ verwendet
- 23) Hauptkampflinie
- 24) Hermann Göring (1893-1946), Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Reichsmarschall; verantwortlich für krasse Fehlentscheidungen im Luftkrieg; von Hitler in den letzten Kriegstagen testamentarisch aus der Partei ausgeschlossen; nahm wenige Stunden vor der Vollstreckung des Todesurteils am 16. Oktober 1946 Gift
- 25) Narodnij Kommissariat Wnutrennj Del, sowjetisches Innenministerium (Geheimpolizei)
- 26) salopp für Munition

Douglas SBD-3 „Dauntless“

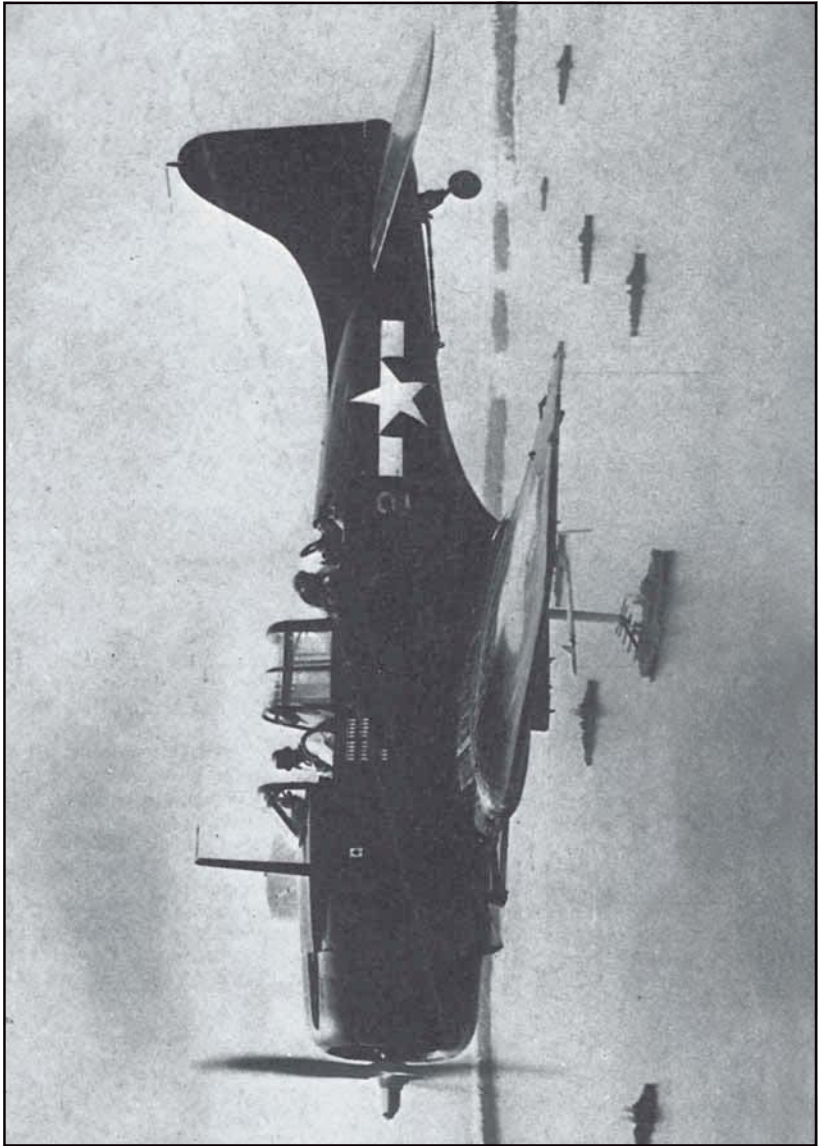


Dieser leichte Bomber, der auch als Sturzbomber eingesetzt werden konnte, war bei Beginn des Pazifischen Krieges bereits in kleineren Stückzahlen in Dienst. Er wurde dann in großer Zahl gebaut und war bis Kriegsende in vollem Einsatz. Bei den großen Seeschlachten bei Midway und in der Korallensee hat er als Trägerflugzeug eine entscheidende Rolle gespielt. Nach Ausbruch des Krieges zwischen Japan und den USA waren zwei Staffeln der Marine gegen japanische Marinebasen im Südwestpazifik besonders aktiv im Einsatz. Auf das Konto dieses robusten und vielseitigen Flugzeugs kommt die Versenkung mehrerer japanischer Kriegsschiffe, darunter auch mehrerer Flugzeugträger. Erst mit der AD-Reihe, die dann im Koreakrieg eine große Rolle spielte, gelang es, einen gleichwertigen Nachfolger für die „Dauntless“ zu finden. Von den SBD-Bombern sind insgesamt sechs Baureihen SBD-1 bis SBD-6 entwickelt und in Großserie gebaut worden. Die „SBD“ war ein Ganzmetall-Tiefdecker, nur die Querruder waren stoffbespannt. Beim Leitwerk waren die Flossen blechbeplankt, die Ruder stoffbespannt. Als Triebwerk diente ein Wright Cyclone GR-1820-G5 mit 950 PS Start- und 850 PS Dauerleistung. Die Bewaffnung bestand aus zwei starren MG und einem beweglichen für den Funker-Beobachter. Normale Bombenlast: rund 500 kg.

Technische Daten

Spannweite:	12,45 m
Länge:	9,60 m
Höhe:	4,10 m
Leergewicht:	2523 kg
Fluggewicht:	3461 kg
Höchstgeschwindigkeit:	440 km/h
Landegeschwindigkeit:	115 km/h

Amerikanische Kriegsflugzeuge



**Douglas SBD-3
„Dauntless“**